Ohne Gott.

Roman

von

E. Karl. [= ps. für Elisabeth Willenbücher]

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

[1896]

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Meiner lieben Mutter

gewidmet.

I.

Schneidend pfiff der Nordost durch die Straßen der alten Stadt, fegte stoßweise den losen, trockenen Schnee von den Dächern und ließ ihn über die Köpfe der Passanten hinstieben. Schräge weiße Streifen davon lagen auf dem überfrorenen Pflaster, wie die Laune der Windsbraut sie gerade hingeweht hatte, um sie im nächsten Augenblick in tollem Spiel wieder aufzurollen und nebelgleich vor sich herzutreiben.

Wer ein Heim hatte, strebte ihm zu, und wem sein Beruf den Aufenthalt im Freien gebot, der schlug wenigstens den Rockkragen in die Höhe und rieb gelegentlich Wangen und Ohren, die von den scharfen Krystallen wie mit Nadeln gestochen wurden.

Die Abenddämmerung sank bereits herab und immer schärfer ward der Sturm, immer unheimlicher das Sausen in der Luft, das Klappern auf den Dächern. Es kam wohl vor, daß ein schlecht be=

festigtes Fenster oder ein lockerer Dachstein auf die Straße klirrte, und die Vorsichtigen hielten sich in der Mitte derselben.

Weit ab vom Mittelpunkt der Stadt und fern vom Geheimratsviertel, in einer der langen häßlichen Straßen, die vorwiegend der Arbeiterbevölkerung zum Wohnplatz dienten, schritt eine einsame Frau. Sie gehörte ihrer Kleidung nach den besseren Ständen an, war fest in einen Mantel gehüllt und hatte zu besserem Schutz gegen das Unwetter ein Tuch über den Hut geschlungen. So verwahrt schritt sie zielbewußt weiter, und man sah es den Bewegungen ihrer mittelgroßen, rundlichen Gestalt an, daß sie nicht gewohnt war, sich durch äußere Hindernisse von ihrem Wege abbringen zu lassen.

Fast am letzten Ende der Straße, nahe der großen Eisengießerei, die einen Teil ihrer Bewohner ernährte, trat die Frau in die Thür eines dreistöckigen, aber sehr verwahrlost aussehenden Hauses. In dem schwachen rötlichen Schein, den die Abenddämmerung durch schmale Fenster auf die steilen Stiegen warf, schritt sie aufwärts und erklomm auch die vierte und letzte derselben, die bereits auf dem Dachboden des Hauses endete. Menschliche Habgier hatte aber auch diesem unwirtlichen Raum noch zwei „Wohnungen“

abgezwungen und menschliches Elend sie als solche bezogen.

Als auf leises Klopfen an der nächsten Thür eine schwache Antwort erfolgte, öffnete die Dame und trat in das schmale, auf einer Seite abgeschrägte Zimmer. Das Abendrot, durch kein gegenüberliegendes Gebäude mehr gehindert, leuchtete durch das ziemlich große Fenster und füllte den Raum mit rosigem Licht, glitzerte aber auch auf den mit Eiskrystallen überzogenen Wänden. Die Fensterscheiben hatten Kinderhände teilweise von der Eisschicht befreit, um einen Blick auf den prachtvoll geröteten Himmel und die jagenden Wolken zu gewinnen. Ein etwa sechsjähriger Junge stand davor und hauchte in die steifen Hände, während ein zwölfjähriges, sehr krank aussehendes Mädchen sich mit ebenso steifen Fingern abmühte, den letzten Tagesschein für eine Häkelarbeit zu verwerten.

Der äußerst dürftige, aber peinlich sauber gehaltene Raum hätte durch diese letztere Eigenschaft anmutend wirken können, wenn die eisige Kälte, die ihn erfüllte, nicht jedes Gefühl des Behagens schon im Entstehen unterdrückt hätte. Die Temperatur stand jedenfalls noch etwas unter dem Gefrierpunkt,

denn das Wasser des Waschbeckens in der Ecke zeigte eine leise Eisschicht.

Die Dame löste unter freundlichen Begrüßungsworten das Kopftuch und enthüllte damit das rundliche Gesicht einer Fünfzigerin. Die frische Hautfarbe deutete auf Gesundheit, das dunkle, sprechende Auge unter kräftigen Brauen auf Klugheit, ein Zug von Energie um den feingeschnittenen Mund sprach von Lebenserfahrung; aber über dem ganzen Gesicht, das von welligem, ergrautem Haar eingerahmt wurde, lag, wie Sonnenschein auf einer Herbstlandschaft, eine solche Fülle von Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, daß jedes Auge sich wohlthuend davon berührt fühlte. Frau Professor Niederstetter war aus einem anmutigen Mädchen nach und nach eine würdige Matrone geworden, ohne ihre Beliebtheit einzubüßen, weil die Schönheit ihrer Seele über den Verfall des Körpers hinwegtäuschte.

„Nun, Minna," wendete sie sich an die kranke Frau, welche unterhalb der schrägen Decke in einem ärmlichen Bette lag, „wie geht es heute? Hat Mariechen Dir die Suppe, die ich schickte, schön gewärmt und hat sie Dir geschmeckt?"

Über die eingefallenen, fieberglühenden Wangen der Kranken rollten große Thränen, sie hielt die dar=

gereichte Hand des Gastes fest und führte sie an ihre trockenen Lippen. „Ach, gnädiges Frauchen, ich hab' die Suppe gegessen, weil Sie es so haben wollten, und damit ich bald zu Kräften komm, Appetit hab' ich noch gar keinen. Ach Gott, was soll doch aus uns werden," klagte sie, „Köhler hat seit vier Wochen, seitdem der Fluß zu ist, keine Arbeit, und ich liege hier und kann auch nichts verdienen. Ich hab' schon alles ins Leihhaus geschickt, oder an die alte Bänken verkauft, was ich irgend abgeben konnte, nun hab' ich nichts mehr, und die Kinder hungern. Wir wären ja schon längst verkommen und verdorben ohne Sie, Frau Professern, aber wir können Ihnen doch nicht immer zur Last liegen."

„Nun, das lasse meine Sorge sein, Minna," antwortete die Dame freundlich, „ich thäte gern mehr, wenn ich es könnte, das weißt Du ja, aber ich muß mich doch auch nach meiner Decke strecken. — Was macht denn das Kleine?"

„Ich denk', es wird nicht lange mehr leben," antwortete die Kranke in müdem Ton, „es ist zu schwach, und die schlechte blaue Milch bekommt ihm auch nicht. Der Doktor sagt, ich soll ihm von der Milch aus der neuen Anstalt geben, aber die kostet dreißig Pfennig der Liter, und soviel können wir im

Tage nicht für uns alle ausgeben. Da muß der Kleine denn sterben und es ist ja auch das beste für ihn und für uns. — Wenn ich nur wüßte, wie wir den Sarg bezahlen sollen?"

Die Frau Professor hob von der Wandseite des Bettes ein kleines Bündel herauf und enthüllte aus den darumgeschlungenen Tüchern ein winzig kleines Menschenkind.

„Es war so ein hübsches Kindchen," seufzte die kranke Frau, „wenn ich gesund geblieben wäre — ich hätte es gewiß groß bekommen."

Die alte Dame sah mitleidig auf das dem Tode geweihte Geschöpfchen herab, dem der Ersatz für die fehlende Muttermilch nicht beschafft werden konnte, weil die geringen Mittel selbst eine so kleine Ausgabe nicht gestatteten. Wer da bessern könnte, wer die Macht zu energischer Abhilfe hätte; denn so wie hier das eine, gingen in der großen Stadt jährlich Hunderte zu Grunde — aus Mangel an Nahrung, an Pflege, an Aufsicht. Wöchentlich brachten die Zeitungen Mitteilungen über verbrannte, überfahrene oder aus dem Fenster gestürzte Kinder, und nur in den seltensten Fällen war Nachlässigkeit der Mütter die Ursache. Sie hatten derweil ums tägliche Brot

gearbeitet. Wer aber zählte erst die Säuglinge, die, wie dieser, der Not erlagen.

„Entsetzlich," murmelte die warmherzige Frau. „‚Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!'"

Das Würmchen begann leise zu weinen, es fror wohl in dem kalten Raum. Frau Niederstetter hüllte es wieder ein und schob es unter die Bettdecke, dann wendete sie sich an das Mädchen, das eben der hereinbrechenden Dunkelheit wegen die Häkelarbeit fortgelegt hatte.

„Hattet Ihr denn heute kein Feuer? Es ist ja bitterkalt bei Euch."

„Doch, gnädige Frau," sprach des Kind, indem es näher trat, „aber es waren nur noch einige Späne da, die gerade langten, den Kaffee zu kochen. Das bißchen Wärme hat der Sturm wieder herausgeblasen, das Fenster schließt so schlecht."

Frau Niederstetter trat zum Fenster, von dem der kleine Junge sich entfernt hatte, um zu den Füßen seiner kranken Mutter ins Bett zu kriechen, es war da wärmer. Der Fensterrahmen zeigte breite Spalten, die man notdürftig mit Lumpen verstopft hatte; die losen Scheiben klirrten, und die nur einen Ziegel starke Mauer schien unter den Stößen des Windes zu erbeben. Ab und zu ging ein polterndes

Geräusch über die schräge Fläche oberhalb des Bettes hin. — Es war der Sturm, der die Dachpfannen bewegte, sie waren dem Auge durch eine dünne Bretterschicht entzogen.

Frau Niederstetter griff in die Tasche und wendete sich dann an Mariechen, um ihr einen Auftrag zu geben; ehe sie aber dazu kam, begann das Kind furchtbar zu husten. In entsetzlicher Atemnot lehnte es sich gegen die bereifte Mauer, während dunkelrote Flecke auf den Wangen erschienen, und die Augen aus ihren Höhlen traten. Vergebens blickte die erschreckte Frau nach irgend einem Linderungsmittel umher; das eisbedeckte Wasser aus dem vorhandenen Wasserkruge wagte sie der Hustenden nicht zu bieten.

„Lassen Sie man, Frau Professern, da hilft doch nichts mehr," flüsterte die Kranke, und von neuem schoß ein Thränenstrom aus ihren Augen. Endlich beruhigte sich das Mädchen und sank schweißbedeckt und atemlos auf einen Holzschemel. Die alte Dame sprach ihm gütig zu, strich ihm das feuchte Haar aus der Stirn und flüsterte ihm leise Worte ins Ohr, die zur Folge hatten, daß die matten Augen plötzlich zu glänzen begannen. Dann sprang die Kleine auf, um die Stube zu verlassen.

„Halt, halt," rief die alte Dame, „so erhitzt darfst Du nicht in die Kälte," und sie nahm ihr eigenes Tuch, das sie auf den Tisch gelegt hatte, und hüllte das Kind sorglich hinein. „So, nun lauf, und der kleine Bruder kann helfen, er bekommt dann die Zugabesemmel."

Mit einem Satz war der Kleine aus dem Bett und zur Thür hinaus.

Frau Niederstetter sah sich in dem jetzt fast dunkeln Zimmer um, fragte nach Feuerzeug und Lampe und zündete diese an, dann nahm sie am Bette Platz. „Was ist es mit Mariechen? Geht es dem Kinde wieder so schlecht? Du solltest doch den Arzt fragen."

„Ich hab' ihn vorige Woche gefragt," weinte die Frau, „als Mariechen so starke Brustschmerzen hatte; da hat er sie untersucht und gemeint, länger als ein bis zwei Jahre wird es nicht mehr mit ihr dauern, sie hat eine ganz kranke Lunge. Aber sie weiß es nicht und spricht schon von ihrer Einsegnung, und daß sie dann Kindermädchen werden will. Sie friert immer so und denkt dabei an die warme Stube, in der sie dann sitzen kann. — Ach Gott, gnädiges Frauchen, wenn ich auch das Kind noch hergeben muß, dann weiß ich nicht, wie ich weiter

leben soll. Ich habe ja schon vier auf dem Kirchhof, aber sie waren doch noch klein. Dieses Mädchen ist mein einziger Trost und meine Hoffnung gewesen, aber ich weiß ja schon seit drei Jahren, daß es auch sterben muß."

„Verliere den Mut nicht, Minna," sprach die Professorin tröstend, „Gott ist barmherzig, und die ärztliche Wissenschaft nicht unfehlbar. Rege Dich nicht auf, sondern sieh zu, daß Du wieder ganz gesund wirst, es geht Dir ja schon besser, und dann — zum Frühjahr — schicke ich Mariechen für einige Wochen auf das Gut meines Bruders, da wird sie sich schon erholen."

Die Kranke haschte wieder nach der Hand der gütigen Frau, um sie an ihre Lippen zu führen.

„Der liebe Gott vergelte Ihnen tausendfach, was Sie an uns thun," sprach sie inbrünstig, fügte dann aber zögernd hinzu: „Sie sagen ja aber, es giebt keinen Gott, und manchmal denke ich wirklich, die Leute haben recht."

„Um Gottes willen, Minna, laß Dich nicht zu solchem Unglauben bethören," rief die alte Dame entsetzt, „gewiß giebt es einen Gott, der die Welt schuf und sie erhält, laß Dich nicht irre machen, laß Dir den Glauben an ihn nicht nehmen."

Ein scharfer Luftzug machte sie plötzlich umschauen. In der Thür, deren Öffnen sie überhört hatte, stand eine schlanke Männergestalt, groß, aber nicht kräftig, die bei den letzten Worten der alten Frau sarkastisch auflachte. Der Mann lehnte gegen den Pfosten der offenen Thür, als suche er einen Halt, er war augenscheinlich berauscht. Dieser Umstand ließ ihn auch den sonst geübten Respekt der Wohlthäterin seiner Familie gegenüber vergessen.

„Sie stehen wohl mit dem lieben Gott auf Du und Du, Frau Professern, daß Sie so genau Bescheid wissen," sprach er höhnisch. „Ich find' auch, daß er alles sehr schön eingerichtet hat. Die Reichen können drei Tage in eins prassen und schlemmen, ohne daran zu ersticken, und wir können noch länger hungern und frieren, bis wir über unsere eigenen Füße fallen, und sterben noch lange nicht daran. Der liebe Gott hat wirklich alles sehr schön gemacht."

„Kommen Sie herein, Köhler," sprach Frau Niederstetter streng, „und schließen Sie die Thür, es ist ohnehin schon kalt genug, weil Sie das Geld, das den Ihrigen eine warme Stube und warmes Essen verschafft hätte, vertrunken haben. Schämen Sie sich!"

Der Mann schloß die Thür, ließ sich schwer auf den nächsten Schemel fallen und antwortete trotzig:

„Die lumpigen fünfzig Pfennige, die mir heute ein Herr gab, dem ich zwei Stunden lang sein Pferd hielt, hätten nich hin, nich her gereicht für so viele — und etwas muß ein Familienvater doch auch für sich selbst thun, um seine Kraft zu behalten.“

„Die Kraft aus der Kneipe macht schwache Beine, wie ich sehe,“ bemerkte Frau Niederstetter sarkastisch und wendete ihm den Rücken. Sie beugte sich über das Bett, um den Kleinen, welcher inzwischen zu schreien begonnen, in frische Wäsche zu hüllen, die die Mutter an ihrem fiebernden Körper gewärmt hatte.

„Ach mein Gott, mein Gott,“ seufzte die Leidende, „wenn nicht bald Hilfe kommt, dann geht mein Mann zu Grunde. Er kann das Elend nicht ertragen und sucht es im Schnaps zu ersäufen.“

Auf der Treppe polterten die Füße der zurückkehrenden Kinder, nun traten sie, im Vorgenuß der zu erwartenden Herrlichkeiten, mit strahlenden Augen ein. Sie trugen zwischen sich einen Korb mit Brennmaterial, das Mädchen außerdem ein Handkörbchen, in welchem Bierflaschen und eine blecherne Milchkanne sichtbar waren, und der Junge unter dem Arm ein großes Brot. Die verheißene Zugabesemmel hatte er bereits zwischen den Zähnen.

die vier Treppen unter ziemlich bedeutender Last hatten den kleinen stämmigen Kerl nicht im geringsten angefochten, Mariechen dagegen keuchte hörbar und die Flecke auf den bleichen Wangen brannten in lebhaftem Inkarnat. Trotz dessen schickte sich das Kind sofort an, mit flinken Fingern Feuer zu entzünden, während Frau Niederstetter eine Flasche entkorkte und ihm Anweisung gab, aus Brot, Bier und Milch eine Suppe zu bereiten. Auch die Milchflasche des Kleinen sollte frisch gefüllt und für die Kranke eine Tasse Kakao aufgebrüht werden, von dem die Dame eine Büchse voll in ihrer Handtasche mitgebracht hatte. Sogar ein Töpfchen Schmalz entwickelte sich aus derselben und wurde den jubelnden Kindern als Zukost zum Brote übergeben.

Als alles genügend vorbereitet war, um den geschickten Händen des kleinen Mädchens zur Vollendung überlassen zu werden, wendete sich Frau Niederstetter an den Mann, der bisher teilnahmlos in der Ecke gesessen hatte, jetzt aber durch die appetitlichen Gerüche, die vom Kochofen herüberdrangen, aus seiner Lethargie geweckt zu werden schien.

„Sie haben, wie mir schien, vor einer Weile dem lieben Gott sein Dasein abgesprochen, er sendet Ihnen aber durch mich ein Zeichen davon.“ Damit

zog sie einen Zettel hervor und reichte ihn dem Manne. „Melden Sie sich damit morgen früh in dem Comptoir der Eisengießerei, Sie haben ja schon einmal da gearbeitet, bevor der Betrieb zeitweise eingeschränkt werden mußte."

Der Mann stierte auf das Blatt in seiner Hand. „Der Arbeiter Gottlieb Köhler erhält in meiner Fabrik Beschäftigung als Hilfsarbeiter," stand darauf, durch die Unterschrift des Besitzers beglaubigt.

Das Papier begann in seinen ohnehin zitternden Fingern zu flattern, wie vom Winde bewegt. Mit der den Trunkenen eigenen Maßlosigkeit schlug seine Stimmung plötzlich ins Gegenteil um. Hatte er vorher bramarbasiert, so begann er jetzt zu weinen.

„Und nun noch eins, Köhler," fuhr die Dame fort, „mögen Sie an Gott glauben oder nicht, ein tüchtiger, braver Mensch können und müssen Sie unter allen Umständen sein, wenn Sie sich nicht an Weib und Kindern versündigen wollen. Kehren Sie um von dem Wege, den Sie in letzter Zeit gegangen sind, er führt direkt ins Elend. Meiden Sie die Schenke und ihre Besucher — was man Ihnen da predigt als Geist der neuen Zeit, sind ganz oder halb verkehrt verstandene Anschauungen, die von Euch allen ebensowenig verdaut werden, als

ob man Euch Perlen und Edelsteine zum Mittagessen vorsetzen wollte. Ich habe mich für Sie verbürgt, Köhler, habe Sie als einen ordentlichen, nüchternen Mann geschildert, machen Sie mir keine Schande."

Der Mann griff laut schluchzend nach ihren Kleiderfalten und drückte das Gesicht hinein. „Sie können sich auf mich verlassen, Frau Professor, Sie sollen mich einen Hund schimpfen, wenn ich mich noch ein einziges Mal betrinke."

Die Dame löste ihr Kleid sanft aus den Händen des Mannes und trat, sich verabschiedend, an das Bett der Kranken. „Nur Mut und Zuversicht, Minna, es kommen wieder bessere Zeiten. Sprich Deinem Manne freundlich zu, daß er die Kneipe läßt; nur nicht Schelte oder Vorwürfe, Du jagst ihn damit vollends aus dem Hause, das ihm jetzt ohnehin durch Deine Krankheit nicht behaglich ist."

Sie sah sich nach ihrem Tuch um. Mariechen hatte es noch nicht abgelegt, sondern kauerte selbstvergessen, die Hände darunter geborgen, neben dem Kochofen, auf dem die Suppe ihrer Vollendung entgegenging. Es war der alten Dame unmöglich, dem kranken Kinde die wärmende Hülle zu nehmen.

„Leuchte mir die Treppe hinunter, Mariechen, ich will noch bei Liedkes ansprechen, das Tuch darfst Du behalten, mein Hut ist mir warm genug.“

* * *

Die Dame stieg zwei Treppen tiefer und klopfte an die rückwärts gelegene Stubenthür, hinter der ihr wüster Kinderlärm entgegenschallte. Derselbe verstummte zwar bei ihrem Eintritt, doch konnte die wilde kleine Bande die Spuren ihrer Beschäftigung nicht schnell genug beseitigen und Frau Niederstetter hatte noch einen tief betrübenden Anblick.

Am Fenster des jetzt durch ein Lämpchen beleuchteten Zimmers saß in einem alten Lehnstuhl eine völlig gelähmte Frau von etwa siebzig Jahren, die die rohen, schlecht erzogenen Kinder zum Gegenstand ihrer Belustigung gemacht hatten. Eine spitze Papiermütze thronte über dem welken Gesicht, dem sie mit Kohle einen gewaltigen Schnurrbart gemalt hatten, während in den unbeweglichen Armen ein Besen und ein Schrubber ruhten, letzterer ein Scheuertuch wie eine Fahne tragend.

Mit einigen kräftigen Klapsen fuhr Frau Niederstetter über die kleinen Unholde her und

scheuchte sie von ihrem Opfer hinweg, dann befreite sie dieses von seiner sonderbaren Verkleidung.

„Ach, gnädige Frau, wie danke ich Ihnen, daß Sie mich von dieser Rotte Korah erlösen,“ sprach die Alte dankbar, während die Dame mit einem Handtuch ihr die Kohlenstriche abwusch. „So quälen sie mich schon zwei Stunden, seitdem die Male, die noch die Beste ist, fortgehen mußte. Es sind zu ungezogene Rangen.“

„Aber warum behalten Sie denn die Familie in Ihrer Wohnung, suchen Sie doch ruhige Leute.“

„Ich finde sie so schwer,“ antwortete die Alte, „und kann doch nicht allein bleiben, seitdem meine gute Schwiegertochter gestorben ist und meine Großtochter Alma Tag für Tag schneidert, um Brot für uns zu schaffen. Es will niemand solch elenden Krüppel, der gefüttert und wie ein Kind aus- und angezogen werden muß, um sich dulden. Da muß ich eben nehmen, was sich findet, die städtische Unterstützung reicht nur zur halben Miete.“

„Sie arme Frau,“ sprach die Professorin mitleidig, „verlieren Sie nur nicht die Geduld, Sie wissen ja, daß Sie ins Siechenhaus kommen sollen, sobald eine Stelle frei wird.“

„Ich die Geduld verlieren," rief die alte Frau eifrig, „denken Sie das ja nicht, Frau Professor. Des Herrn Hand liegt schwer auf mir, aber ich murre nicht. Unser Hergott weiß, was er thut und wen er lieb hat, den züchtigt er. Ich weiß, daß er mich einst in sein himmlisches Reich rufen wird — darauf warte ich. Nun sind es bald zwanzig Jahr, daß ich so dasitze, nun wird meine Prüfungszeit bald beendet sein."

„Schon zwanzig Jahre sind Sie so völlig bewegungslos?" fragte Frau Niederstetter, die erst seit kurzer Zeit durch ihre Schneiderin Alma in die näheren Familienverhältnisse eingeweiht war.

„Ja, es ist bald so lange, gnädige Frau, daß ich auf diesem Stuhl sitze, ich bekam den bösen Rheumatismus in die Beine, als ich noch Waschfrau war. — Sehen Sie, wenn einer immer in den zugigen Waschhäusern steht und dann erhitzt ans Wasser spülen geht und nachher keine Zeit hat, sich trockene Strümpfe anzuziehen, da kann so was kommen. Aber ich hab' nachher noch zehn Jahre wenigstens häkeln und stricken können und hab' meinem Sohn nicht zur Last gelegen. — Ja, wie der liebe Gott meinen armen Jungen dann zu sich genommen hat — Sie wissen, er war Maurer und stürzte vom

Gerüst — da hab' ich meiner Schwiegertochter noch was abgeben können und die Alma erziehen helfen. Aber dann, wie wir in der nassen Borchertschen Wohnung wohnten, da ist die Krankheit in meinen ganzen Körper gekommen und nun bin ich nur noch ein unnützes Holz, das der Herr je eher, je lieber ausreißen könnte. Aber meine Schwiegertochter ist immer gut zu mir gewesen und die Alma ist es auch. Ich freue mich bloß auf das Siechenhaus, weil das arme Kind mich dann los ist und seinen Verdienst für sich behalten kann. Auch giebt es dort wohl keine ungezogenen Kinder."

Frau Niederstetter rief die Kinder heran und hielt ihnen eine eindringliche Standrede, sie glaubte aber selbst kaum an den Erfolg und nahm sich vor, im Armenverein, dessen Vorsitzende sie war, für anderweitige Unterbringung der armen Dulderin zu plaidieren.

„Ich freue mich, daß Alma sich so gut entwickelt hat," sprach sie dann zu der alten Frau, deren Gesicht sich bei dem Lobe der Enkelin völlig verklärte, „sie ist eine recht geschickte Arbeiterin und ein liebenswürdiges Mädchen dazu. Ich ziehe sie ganz zur Familie, wenn sie bei mir arbeitet."

„Ja, es ist ein gutes Kind, die Alma," antwortete die Großmutter, „wenn sie sich nur nicht mit dem Menschen, dem Schmieder, einläßt, der ihr immer nachgeht. Ich bitte den lieben Gott alle Tage, er möchte ihr Herz von ihm abwenden, aber bis jetzt ist noch keine Besserung zu spüren, sie wird immer schon rot, wenn sie nur seinen Namen hört. Und er kann sie doch nicht heiraten."

„Warum kann er sie nicht heiraten?"

„Weil er schon eine Frau hat, wenn sie auch von ihm fort ist. Sie haben sich nicht vertragen, aber es soll ja mehr an ihm als an ihr gelegen haben. Und dazu ist Schmieder einer von den ganz Gottlosen, er predigt den Leuten, daß es gar keinen Gott giebt."

Die Thränen waren der alten Frau aus den Augen gestürzt, und die Professorin wünschte sie zu beruhigen.

„Ich denke, Sie haben für Alma nichts zu fürchten, liebe Frau, sie ist ein braves Mädchen und wird zur Besinnung kommen."

„O, Sie kennen den Schmieder nicht, gnädige Frau, der kann reden wie ein Buch, er ist ein halb Studierter und dazu ein hübscher, ansehnlicher Mann. Ach, Frau Professor, ich habe meinen Mann und

alle meine Kinder überlebt, aber wenn meine alten Augen noch sehen sollten, wie mein Fleisch und Blut in Schande fällt — das müßte mir den letzten Stoß geben. O mein Gott und Herr," betete sie, „erbarme Dich und laß das nicht geschehen. Ich habe Dir still gehalten in allem Elend, denn ich weiß, daß Du mich im Jenseits dafür belohnen wirst, aber das — das erspare mir."

Sie hatte die Finger, das einzige, was sie an ihrem Körper noch etwas bewegen konnte, im Schoß, wo die Hände nebeneinander ruhten, zu falten versucht und blickte zur Decke empor; so blieb sie einige Augenblicke unbeweglich, dann neigte sie leise das graue Haupt und sprach ergeben: „Herr, Dein Wille geschehe, Du weißt, was Du thust."

Tief erschüttert verabschiedete sich die Professorin. Hier hatte sie gesehen, was die Religion den Armen und Elenden ist. — Wie hätte wohl dieses bedauernswerte Wesen das Leben ertragen können, ohne den Glauben an einen gütigen Gott, ohne die Hoffnung auf ein besseres Jenseits.

II.

Als Frau Professor Niederstetter auf die Straße kam, faßte sie der Sturm mit derselben Heftigkeit, aber er blies ihr in den Rücken und beschleunigte nur ihre Schritte. Bald lag das Arbeiterviertel hinter ihr, die Straßen wurden breiter und freundlicher, die Menschen darin sahen besser genährt aus und waren besser gekleidet. Jetzt rollte die Equipage eines bekannten Millionärs vorüber, Kutscher und Diener in dicke Pelze gehüllt, der Besitzer nachlässig in die seidenen Polster gelehnt, ein rechtes Bild des thatenlosen Wohllebens. Mit dem, was dieser bekannte Lebemann zuweilen an einem Tage ausgab, hätten die armen Familien, von denen sie eben kam, ein Jahr sorgenfrei leben können.

Die Frau seufzte tief auf. Ist es den Armen, die hungern und frieren und die Ihrigen aus Mangel sterben sehen, wohl zu verdenken, wenn sie mit Groll auf solche Existenzen blicken und wenn sie in ihrer Kurzsichtigkeit wähnen, eine gleichmäßige Verteilung

aller vorhandenen Werte könne die irdische Glückseligkeit herbeiführen?

Nein, zu verdenken ist es ihnen nicht, aber auf dem Wege, den sie sich vorstellen, ihnen zu helfen, ist ebenfalls unmöglich. Nur der Zwang bringt das Gros des Menschengeschlechtes zur Entfaltung seiner Leistungsfähigkeit, man nehme ihm die treibenden Faktoren, und es versinkt in Trägheit und Genußsucht.

Der Großvater des Mannes, der eben auf Gummirädern an ihr vorüberrollte, war einfacher Arbeiter gewesen, sein Vater hatte als armer Ingenieur begonnen, um als Krösus zu sterben. Der Sohn genoß, was der Vater erworben, er verschleuderte die Früchte seines Fleißes, ohne an ihre Ergänzung zu denken. Seine Nachkommen mochten einst wieder auf demselben Punkt enden, wo ihr Ahn angefangen, als Arbeiter oder kleine Beamte. So war der Kreislauf gewesen seit Beginn unserer Civilisation und so wird es bleiben, wenn es nicht gelingt, den moralischen Gehalt des Menschengeschlechtes durchweg auf eine höhere Stufe zu heben.

Die Mehrzahl arbeitet nur „der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb“, und viele der heftigsten Schreier, die „das Recht auf Arbeit“ nicht genug betonen können, würden sie als überflüssige Zuthat

betrachten, sobald man ihnen die Mittel zur Existenz ohne Gegenleistung gäbe. Nur der kleinere Teil steht hoch genug, um zu erkennen, daß die Arbeit nicht nur Mittel zum Zweck, sondern der wahre Zweck des Lebens ist. Freiwillige Arbeit im Dienste der Allgemeinheit.

Aber werden wir je dahin gelangen? Das socialdemokratische Ideal eines Zukunftstaates mit Zwang zur Arbeit für alle, ohne persönlichen Vorteil für den einzelnen würde schlimmere Tyrannei sein, als der jetzige Zustand. Es liegt in den meisten Menschen der Trieb, ihr oder der Ihrigen Wohlergehen und Behagen durch eigene Thätigkeit zu fördern; noch über das Grab hinaus gewissermaßen der Schutzgeist ihrer Geliebten zu sein. Man nehme ihnen diese Möglichkeit und nur ein sehr kleiner Teil wird seine ganze Leistungsfähigkeit für ein Ideal einsetzen.

Frau Niederstetter überschritt jetzt eine Straßenkreuzung, sie näherte sich bereits ihrem Heim. Ein Herr, der aus der Seitenstraße trat, zog ehrerbietig den Hut.

„Guten Abend, liebe Tante! So spät in diesem Unwetter auf der Straße?"

„Ei sieh da, Egon — bist Du auf dem Wege zu uns?“

„Jawohl, liebe Tante, ich wollte Dir und dem Onkel mitteilen, daß ich am nächsten Sonntage in der Altstadt meine erste Predigt halten werde. Vielleicht schenkst Du mir Deine Gegenwart. Auf Onkelchen darf ich wohl nicht rechnen.“

Frau Niederstetter lachte. „Kaum, Du kennst ja seine Abneigung gegen Kirchenluft, ich aber komme bestimmt.“

„Nun aber sage mir, wo Du herkommst, Tantchen, Du siehst ja wie ein Schneemann aus und es ist nicht anzunehmen, daß Du Dir dieses Höllenwetter freiwillig zur Promenade aussuchtest.“

„Ich komme aus dem Elend,“ antwortete die alte Dame sehr ernst. „Denke Dir eine Mutter, die durch Schuld einer unwissenden Frau schwer krank daniederliegt und ihre Gesundheit wohl nie völlig zurückerhalten wird. Denke Dir ihr Neugeborenes, ein ursprünglich gesundes, kräftiges Kind, sterbend aus Mangel an Pflege und geeigneter Nahrung, denke Dir dazu als Stütze und Versorgerin der Familie ein zwölfjähriges, schwindsüchtiges Mädchen und einen bisher ordentlichen Mann, den Not und Verzweiflung zum Trunkenbold gemacht haben. Denke

Dir diese alle in einer zugigen, ungeheizten, eisumkrusteten Dachkammer, von Cichorienbrühe und trockenem Brot lebend, und Du hast einen Blick in das Elend gethan, das sich in unserem Arbeiterstande breit macht, sobald Krankheit oder Arbeitslosigkeit die Familie heimsuchen."

„Welch furchtbares Bild entrollst Du da, Tante," sprach der Kandidat erschüttert, „kann man denn nicht helfen?"

„In diesem einen Falle vielleicht etwas, wenn auch nur wenig. Ich thue, was ich kann, aus Interesse für die Frau, mein ehemaliges Dienstmädchen, wer aber hilft allen denen, die keine Gönner und Freunde haben? Das Schicksal meiner Minna ist keine seltene Ausnahme. Es droht jedem und jeder. Der einzige Lichtblick in allem Jammer der Köhlerschen Häuslichkeit ist ein prächtiger, kleiner Junge, wohl das einzige von sieben Kindern, das ihnen erhalten bleiben wird."

„Der Herr hat sie ihnen gegeben, der Herr hat sie genommen," sprach der Kandidat fromm.

Frau Niederstetter, die gerade im Flur ihrer Wohnung den Mantel ablegte, fuhr herum. „Jawohl, der Herr hat sie genommen," rief sie sarkastisch, „er ließ eines durch das Fenster auf die Straße fallen, zwei sich in der Nachbarwohnung die Diphtheritis

holen, als die Mutter im Wochenbett lag und sie nicht beaufsichtigen konnte. Das vierte ließ er an ganz natürlicher Schwäche sterben. Vielleicht hätte es aber etwas mehr Lebenskraft mit auf die Welt gebracht, wenn seine Mutter weniger schwer gearbeitet und dafür etwas besser gelebt hätte. Es kam am Ende eines Winters zur Welt, in dem der Mann eine schwere Lungenentzündung durchgemacht hatte und drei Monate arbeitsunfähig gewesen war."

Die Stirn des Kandidaten hatte sich gerötet. „Aber liebe Tante," schaltete er ein.

„Es ist merkwürdig," fuhr Frau Niederstetter fort, „daß der liebe Gott immer nur den Armen die Kinder, die er ihnen gab, in so großer Zahl wieder fortnimmt. Ich fürchte fast, daß ihm dann Volkskindergärten, Kleinkinderbewahranstalten und Kinderheilstätten ein Greuel sind, sie arbeiten ihm ja entgegen."

Frau Niederstetter und ihr Gast waren inzwischen ins Wohnzimmer getreten, einen freundlichen, etwas altmodischen, aber unendlich behaglich einge richteten Raum. Die Dame schritt zu einem Tisch, auf dem bereits Theegerät stand und entzündete die Spiritusflamme unter dem spiegelnd blanken Theekessel. —

„Ich bin durchkältet an Leib und Seele, ich freue mich auf den warmen Trank," sprach sie, „meine Schützlinge haben nun ihre Extrasuppe auch bereits gegessen und sammeln in ihrer durchwärmten Stube Kraft für die Leiden des nächsten Tages."

„Hältst Du es für angebracht, liebe Tante, wenn ich die unglückliche Familie besuche, um sie mit geistlichem Trost zu unterstützen?" fragte Egon Schmidt.

Die Frau Professor sann nach. „Du kannst es ja versuchen," meinte sie schließlich, „obwohl ich Dir für den Erfolg nicht stehen kann. Es ist in unsere Arbeiterkreise schon zu viel von dem gedrungen, was Du ‚das Gift der Aufklärung' nennst. Das heißt also Kenntnis vom natürlichen Wesen der Dinge. Die socialistischen Ideen, meistenteils mit krassestem Materialismus gepaart, sind jeder positiven Religion abhold. Die Kenntnis der Naturwissenschaften erobert sich immer weitere Kreise, und unser Christentum in seiner jetzigen Form ist nicht in der Lage, den Kampf mit so unerbittlichen Gegnern aufzunehmen."

Der Kandidat starrte der Sprecherin ins Gesicht, als traue er seinen Ohren nicht. „Ist es möglich, Tante, Du sprichst unserer göttlichen Religion die Kraft ab, den Geist des Atheismus, der jetzt die

Welt durchdringt, zu überwinden? Das heißt den Untergang des Christentums prophezeien."

„Den Untergang der christlichen Kirche in ihrer jetzigen Gestalt allerdings, aber das Unglück wäre nicht zu groß, denn die Kirche ist nicht identisch mit dem Christentum. Wir sind weit abgekommen von dem, was Christus lehrte, obwohl seine Lehre der reinste Socialismus war, freilich in mehr idealer Form als man ihn heute fordert. Wenn es aber auch möglich wäre, seine Lehre in ihrer ursprünglichen Reinheit wiederherzustellen, so würde sie dem heutigen Bedürfnis nicht genügen. — Keine Religion, auch nicht die idealste, kann unverändert dauern für alle Zeiten."

„Ich muß Dir widersprechen, liebe Tante," sprach der Kandidat fest, „unsere uns von Gott offenbarte Religion kann die Zeit sehr wohl überdauern, eben weil sie göttlich ist. Es gehen Anfechtungen über die Erde, schwere, dunkle Zeiten, in denen das Wort Gottes gleichsam am Boden liegt. Aber wie ein Samenkorn in dunkler Erde, bleibt es dem menschlichen Wahrnehmungsvermögen wohl eine Zeitlang verborgen, um dann siegreich als strahlende Blüte emporzusteigen ans Licht der Sonne."

„Richtig," stimmte die Tante bei, „aber wenn

das Erdreich sich ändert, muß sich die Pflanze ihm anpassen, oder sie geht zu Grunde. In diesem Falle befindet sich zur Zeit unser religiöses Bekenntnis. Der Boden, aus dem es zuerst herauswuchs, war ein wesentlich anderer als unsere Jetztzeit mit ihrer hoch entwickelten Wissenschaft ihn der Religion bietet, und doch steift Ihr Gottesgelehrten Euch darauf, immer noch die alten Märchen aufrecht zu erhalten. Ihr verschmäht es, das zarte Pflänzchen Religion so zu kultivieren, daß es den scharfen, kritischen Luftzug der neuen Zeit vertragen kann, und wundert Euch dann, wenn es verdorrt. Hütet Euch, daß Ihr nicht durch eigene Schuld eine Sandwüste schafft, wo blühende Landschaft sein könnte. Das Religionsbedürfnis liegt tief in der menschlichen Natur begründet, aber es ist uns Modernen nicht zuzumuten, im eigenen Gemüt eine Dunkelkammer einrichten zu sollen, in die kein Strahl vom Lichte der Wissenschaft fallen darf. Das aber müssen wir, wenn wir an unser christliches Dogma glauben sollen."

„Der Glaube und die Wissenschaft haben sich stets feindlich gegenüber gestanden, liebe Tante. All unser Wissen ist Stückwerk, Menschenwerk, wie weit wir auch im letzten Jahrhundert gekommen sein mögen. Unsere uns durch Christus, den Gottessohn,

offenbarte Religion mit diesem Maß zu messen, haben wir kein Recht — uns ziemt nur demütiger, aber felsenfester Glaube. Und das eben ist der Krebsschaden der heutigen Zeit. Es giebt keinen Glauben und darum keine Religiosität mehr. Man liest die Bibel nur, um sie auf Widersprüche oder noch schlimmere Dinge anklagen zu können, man tastet an den Heilswahrheiten herum, wie an einem anatomischen Präparat, anstatt sie hinzunehmen und zu bewahren wie ein heiliges Kleinod. Der Glaube ist die Himmelsleiter, auf der wir vom Sichtbaren zum Unsichtbaren aufsteigen."

„Richtig, wo das Begreifen aufhört, bleibt uns nur das Nichts oder der Glaube, aber man muß ihn uns nicht in einer Form zumuten, die dem bereits Begriffenen widerspricht. Das aber thut Ihr — Ihr Strenggläubigen — und schädigt die Menschheit damit schlimmer als der eifrigste Socialdemokrat, wenn er sagt: ‚Gott ist Unsinn, die Kraft ist alles. Sie war und wird sein und weiter nichts'."

Der Professor trat ein, um am Abendthee teilzunehmen. Er war ein kleines, dürres Männchen mit faltigem, gelblichem Gesicht, in dem die intelligenten Augen hinter scharfen Brillengläsern funkelten und dessen mächtige Stirn nur noch von spärlichem

grauem Haar umkränzt wurde. Nachdem er Gattin und Neffen herzlich begrüßt hatte, nahm er am Tische Platz und griff die letzten Worte der alten Dame wieder auf.

„Die Kraft ist auch alles, Anna, und Euer alter Gott nur ein menschlicher Begriff, ein vom Menschen erschaffenes Wesen, das seine Eigenschaften änderte, je nach dem Stande der augenblicklichen Kultur. Als Moloch forderte er lebendig gebratene Menschenopfer, als der Jehova der ersten Bücher Moses wütete er mit Feuer und Wasserfluten gegen das schwache, sündige Menschengeschlecht, das er selbst doch so geschaffen haben sollte und dessen mangelhafte Beschaffenheit er als Allwissender doch kennen mußte. Als bedeutend veredelter Gott des Christentums ließ er sich zwar herbei, diverse Wunder zu verrichten und seine von ihm selbst geschaffene Weltordnung damit auf den Kopf zu stellen, aber das einzig Richtige that er nicht. Er unterließ es, den wahren Glauben so deutlich zu ‚offenbaren', daß Zweifel daran ausgeschlossen blieben. Er, der Allwissende, alles Vorherbestimmende, kleidete seine ‚Offenbarungen' in so unbestimmte Formen, daß sich die christliche Menschheit ein paar Jahrtausende lang gegenseitig zerfleischen konnte, um dahinter zu kommen,

welche Auslegung etwa die richtige sein dürfte. Er ließ und läßt Millionen Menschen ohne ihr Zuthun in Gegenden geboren werden, in die noch nie ein Strahl seines Lichts — wie Ihr Geistlichen sagt — gedrungen ist, und schickt sie dann als Heiden in die Hölle. In dieselbe Hölle, die er doch samt ihrem Beherrscher, dem Teufel, selbst geschaffen haben müßte, wenn man ihn als ‚alleinigen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde', ansehen soll. — Geht mir mit Eurem Bibelgott, der Glaube an ihn hat unsägliches Unheil über die Welt gebracht."

Der Kandidat wendete sich mit gekränkter Miene ab, er stritt grundsätzlich nicht mit dem Oheim, den zu überzeugen er nicht hoffen durfte. Frau Anna aber sprang auf und rief mit hochroten Wangen: „Und doch ist ein Gott und er offenbart sich stündlich vor Euren Augen, Ihr klugen Herren, wenn Ihr diese nur aufthun wolltet. Ich bin leider eine ganz ungelehrte Frau, besitze nichts von der glänzenden Dialektik, die es Euch ermöglicht, scheinbar logisch zu beweisen, daß schwarz eigentlich weiß ist. Ich muß zu Deinen Gründen oft schweigen, weil mir das Rüstzeug der Gelehrsamkeit fehlt, um ihnen zu begegnen, und doch fühle ich, daß sie unrichtig, will sagen, nicht erschöpfend sind. An den aus Wider-

sprüchen zusammengesetzten Gott, wie ihn die Bibel lehrt, kann auch ich nicht glauben, aber muß man denn seine Existenz abstreiten, weil die Form, unter der man ihn bisher darstellte, sich als unhaltbar erweist? Ich muß Dir zustimmen, wenn Du die sinnliche Vorstellung Gottes als ein Produkt des Menschengeistes bezeichnest, auch Goethe sagt:

‚Wie einer ist, so ist sein Gott,
Darum wird Gott so oft zu Spott.‘

Rohe Völker haben also rohe Götter, sie können in ihren Begriffen nicht über sich selbst hinaus. Darum kann auch, wie ich erst zu Egon äußerte, eine Religionsform niemals ewig währen, jedes Bekenntnis ist nur ein Gleichnis für ein uns Unbekanntes — es muß sich ändern, sobald mit steigernder Erkenntnis das Gleichnis nicht mehr paßt. Soll ich aber Gott darum leugnen, weil ich ihn mir nicht vorstellen kann? Soll ich die Unendlichkeit, die Ewigkeit leugnen, weil ich keinen Begriff dafür habe?“

„Das thun auch wir nicht,“ sprach der Professor, „wir wissen, daß es für unser Wissen eine Grenze giebt, aber wir haben der Natur bereits genug hinter die Coulissen geschaut, wir haben erkennen gelernt, daß Kraft und Stoff die wahren Götter sind. In unendlichem Wechsel verbinden und lösen sich die

Stoffe, aber nicht willkürlich auf göttliches Gebot, sondern nach Gesetzen, die keines Gottes Hand durchbrechen kann."

„Und woher kamen diese Gesetze und woher kam der Stoff? Mögt Ihr nach Darwin vom Urschleim reden, mögt Ihr mit Laplace als kosmische Materie eine Art Nebel annehmen, die den Weltraum erfüllte, um sich mit Hilfe der Anziehungskraft und Rotation zu Sonnensystemen zu verdichten, immer müßt Ihr etwas bereits Vorhandenes voraussetzen und einen Willen, oder nenne es eine Kraft, die diesem Vorhandenen den richtigen Anstoß gab, um aus dem Gleichförmigen ein Mannigfaltiges zu schaffen. Dieser Wille, diese bewußte Kraft ist Gott. Ich möchte ihn das Weltbewußtsein nennen. Da er aber die Naturgesetze nicht willkürlich durchbrechen darf, wenn er sein eigenes Werk nicht zerstören will, so kann er sich nicht in plumper Form ‚offenbaren', er muß es unserer steigenden Entwickelung überlassen, seinem wahren Wesen näher zu kommen."

Die Frau schwieg und blickte den Gatten an; aber dieser schien nicht gewillt, sie zu unterbrechen, da fuhr sie fort:

„Ihr sagt sehr geistreich: ‚Was den Menschen vom Tier unterscheidet, ist die Fähigkeit, Geist zu

entwickeln, zu denken.‘ — Nun, ist dieser Geist, der sich auf der Stufenleiter des Gewordenen erst beim Menschen findet, der ihn befähigt, innerhalb der Grenzen der Gesetzmäßigkeit selbständig zu handeln, respektive zu schaffen — ist er nicht ein Teil Gottes? Wir können uns einen lebenden Menschen nicht vorstellen ohne diesen Geist, warum sollen wir uns denn das Weltall nur als Materie, nur als geistlosen Körper vorstellen? Wir geistesbegabten Menschen denken und handeln trotz unserer scheinbaren Willensfreiheit nur im Banne der Gesetzmäßigkeit und doch bewußt. — Warum soll der Geist, der den ganzen Organismus des Weltalls durchdringt, nicht erst recht sich seiner selbst bewußt sein und innerhalb gegebener Grenzen immer noch schaffen, bewußt schaffen? Wir sehen, daß Tiere, in andere Zonen versetzt, anderen Gefahren ausgesetzt, ihre Farbe, ihre Form verändern. Ihr Pelz wird im hohen Norden dicker und nimmt weiße Farbe an, um die Kälte ertragen und der Verfolgung durch Feinde sich auf den weißen Schnee- und Eisfeldern besser entziehen zu können. Ihr nennt das ‚Selbstschutz der Tiere‘; habt Ihr aber schon erlebt, daß irgend ein Geschöpf nur einem seiner Haare aus eigener Kraft eine andere Farbe gegeben hätte? Die ‚Natur‘ sorgt also nach Bedürfnis für

ihre Geschöpfe. Sollte sie das unbewußt thun? Warum sorgt sie denn nicht für den vernunftbegabten Menschen? Der Eskimo kommt auf Grönland ebenso nackt zur Welt wie der Afrikaner am Äquator, sein Haar ist nicht weiß wie das des Eisbären — es handelt sich also hier nicht um ein allgemeines Naturgesetz."

Der Professor lachte und strich liebevoll über das erhitzte Gesicht seiner Gattin. „Ich streite nicht mit Frauen," sprach er dann mit dem ganzen Selbstbewußtsein des gelehrten Mannes, „sonst könnte ich Dir beweisen, daß auch der Geist des Menschen nur eine Äußerung ganz bestimmter Naturkräfte ist, daß er sich im menschlichen Körper entwickelt und mit ihm stirbt; aber Ihr Weiber seid ja nicht zu überzeugen."

„Nein, Friedrich, in diesem Falle bin ich es wirklich nicht, denn ich habe Deine und anderer Gelehrten geistreiche Abhandlungen darüber gelesen, ohne daß sie mich überzeugt hätten. Ich möchte Euch Gelehrten der Naturwissenschaften wieder mit Goethe zurufen:

‚Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!
Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern!
Was Ihr nicht faßt, das fehlt Euch ganz und gar!

Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;
Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;
Was Ihr nicht münzt, das, meint Ihr, gelte nicht.‘“

Der Professor lachte abermals, der Eifer seiner Gattin amüsierte ihn augenscheinlich.

„Jahrhundertelang,“ fuhr diese fort, „haben einzelne die Existenz der Elektricität geahnt, ohne sie beweisen zu können. Heute ist sie bewiesen, und wie würdest Du über einen Menschen lachen, der sie leugnen wollte, weil die Maschine, die sie — nicht erzeugt, denn sie ist überall in der Natur vorhanden — sondern zur Erscheinung bringt, zerbrochen ist. Ich glaube wirklich, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, als Eure Schulweisheit sich träumen läßt, wenn ich dabei auch anderes im Sinne habe wie Hamlet.“

„Nun, so bleibe bei Deinem Glauben, Kind, aber verlange nicht, daß ich ihn teile.“

„Wem ein Glaube oder Unglaube wie der Deinige genügt,“ rief seine Gattin, „wer sein Leben bei völliger Entfaltung seiner Geisteskräfte voll ausleben darf und damit zufrieden ist, dem will ich keinen Glauben weiter aufdrängen, er vermißt ihn ja nicht. Aber, Friedrich, es stehen nicht alle Menschen auf Deinem Standpunkt. Millionen ringen in unerträg-

lichen Verhältnissen ums tägliche Brot, sie sehen sich oder die Ihrigen vor der Zeit von mörderischen Zufällen, die abzuwenden sie keine Macht haben, dahingerafft und Ihr nehmt ihnen den einzigen Trost und Halt, den sie noch haben, die Religion. In einer Volkslitteratur, die bisher ihresgleichen suchte, verarbeitet die Socialdemokratie die Errungenschaften der modernen Wissenschaft und verdiente damit, indem sie allgemeine Geistesbildung fördert, den wärmsten Dank aller Gebildeten, wenn sie nicht aus Parteiinteresse in einseitiger Weise vorginge. Sie fördert den Atheismus, um die arbeitende Klasse aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Sie *soll* nicht an ein Jenseits glauben, damit sie das Diesseits besser ausnützt.

‚Macht Euch das Leben gut und schön,
Kein Jenseits giebt's, kein Wiedersehn,'

ist ein bekannter socialdemokratischer Spruch. Aber er kann denen, die nicht die Macht haben, ihr Leben gut und schön zu gestalten, nur Verzweiflung bringen. Ihr Modernen reißt das Alte ein und Ihr thut recht daran, wo es sich um Verrottetes handelt. Aber Ihr baut nicht Neues, oder das Neue nicht zweckentsprechend. Statt warmer, behaglicher Wohnungen baut Ihr kalte, nüchterne Räume, in denen das Menschengeschlecht erfriert und verdirbt."

„Liebe Anna, wenn die Wahrheit kalt ist, so können wir sie nicht künstlich erwärmen, ohne sie zu zerstören," sprach der Professor.

„Wer sagt Euch aber, daß alles Wahrheit ist, was Ihr predigt? Wie zwei entgegengesetzte Richtungen, folgerichtig durchgeführt, sich schließlich berühren, so kann man umgekehrt, von demselben Punkt ausgehend, zu ganz verschiedenen Anschauungen gelangen. Ihr Materialisten wollt aber nur mit dem rechnen, was Eure Sinne wahrnehmen können, wo die Natur Euch einen Schleier vor das spürende Auge zieht, da proklamiert Ihr das Nichts und ahnt nicht, welch schwere sociale Gefahr Ihr damit heraufbeschwört. Der Materialismus wirkt verrohend auf die Massen, nur einzelne sittlich hochstehende Menschen können ihn ohne Schaden vertragen. Sie überwinden ihn, wie der gesunde Organismus ein Gift. Anders aber steht es um unsere breiten Volksschichten und um weiche, gemütswarme Naturen. Ihnen genügt Eure kalte Lehre nicht, sie blicken auf dem wilden Meer des Lebens angstvoll nach einem rettenden Hafen aus, sie liegen schmerzzerrissen auf den Gräbern ihrer Lieben und verlangen Trost, und Ihr haltet ihnen statt dessen das ‚Nichts' entgegen; das Nichts, das Ihr nicht beweisen könnt."

„Liebe Tante,“ mischte sich jetzt endlich der Kandidat in das erregte Gespräch, „hier aber ist der Punkt, wo unsere Thätigkeit einsetzen muß, wer noch so fühlen, so nach Höherem verlangen kann, dessen Ohr ist der ewigen Wahrheit noch nicht verschlossen.“

„Doch, mein Sohn,“ war die Antwort. „In wessen Verstand das Licht der Wissenschaft einmal hineingeleuchtet hat — und es leuchtet heute auch dem einfachsten Arbeiter, wenn er danach verlangt — der verschließt sein Ohr der sogenannten Wahrheit, die Ihr ihm bietet, ihm allein bieten dürft, wenn Ihr nicht von Amt und Brot kommen wollt. Erneuert erst das Gebäude der christlichen Kirche, brecht es ab bis auf das Fundament der unvergleichlichen christlichen Sittenlehre, deren oberster Grundsatz hieß: ‚liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst,‘ und dann baut darauf ein neues Gotteshaus, in dem auch der wissenschaftlich Gebildete beten kann, ohne Augen und Ohren zu schließen, in das die Sonne der Wissenschaft hineinscheinen darf, ohne Eure Altarkerzen mit ihrem Licht zu verdunkeln. Schafft uns eine Religion, die wir glauben können, und Millionen Menschen werden es Euch danken.“

Der Professor erhob sich vom Tisch, er hatte sein Mahl beendet.

„Du meinst es gut, Anna," sprach er, sie auf die Stirn küssend, „aber Du wirst nichts erreichen. Uns bekehrst Du nicht, und die Theologie, die Du so zum Brückenbau aufforderst, wird Dich in Acht und Bann erklären. Nicht wahr, Egon?"

„Das wohl nicht," erwiderte der Neffe, „denn Tante meint es gut, sie will nach Frauenart vermitteln. Aber damit ist uns nicht gedient. Wir können keine Halben gebrauchen, wer sich zu Christus bekennt, soll es ganz und voll thun. Nicht die christliche Sittenlehre ist das Fundament unserer Kirche, sondern der Glaube an Christus als unsern Erlöser, der sein teures Blut für unsere Sündenschuld vergoß. Und wem es nur rechter Ernst ist mit dem Glauben, der wird sich diese beseligende Gewißheit nicht nehmen lassen, der Wissenschaft zum Trotz. Das Christentum ist den Menschen gegeben als ein Licht, den Geist zu erleuchten, und als eine Kraft — eine Kraft Gottes, die Anfechtung zu bestehen und die Herzen zu freudiger Zuversicht zu erheben."

Der Professor lachte auf. „Da hast Du das Resultat Deiner Predigt. — Ich wünsche eine gesegnete Mahlzeit."

Er verließ das Zimmer, seine Gattin aber senkte das Haupt in ihre Hände und seufzte aus tiefstem Herzen.

III.

Der Frühling war ins Land gekommen und hatte Schnee und Eis mit seinem Besen aus Sonnenstrahlen hinweggekehrt. Die von krystallener Fessel befreiten Wellen des Stromes trugen wieder stolze Kauffahrteischiffe, und die Fracht, die sie brachten und hinwegnahmen, gab Hunderten fleißiger Hände das bescheidene Brot der Arbeiterexistenz.

Auch große Traften Holz kamen den Strom abwärts und auf den Holzplätzen entwickelte sich reges Leben, die Stadt trieb großen überseeischen Holzhandel.

Zur Feierabendstunde schoben sich zahlreiche Volksmassen durch den Stadtpark, um das frische Grün zu genießen und den Nachtigallen zu lauschen, die in den Büschen ihre Liebeslieder sangen. Manch junger Bursche ging da Arm in Arm mit seinem Liebchen, aber manch trübes Auge streifte auch nur gleichgültig alle die junge Pracht und strebte dem niedern, dunkeln Thor zu, das aus dem Park ins Freie führte, denn da draußen lagen die Friedhöfe

und manch frischer Hügel hatte sich im Lauf des Winters dort gewölbt.

Auch das Köhlersche Ehepaar hatte sein jüngstes Söhnchen dort zu den vier vorangegangenen Kindern gebettet, der erste Wochenlohn aus der Eisengießerei, in der der Mann Arbeit erhalten, hatte den Sarg geliefert. Aber die Mutter war am Leben geblieben und sogar ziemlich gesund geworden; nur sehr schonen mußte sie sich, sie hatte, wie ihr Mann sagte, „einen Knax weg".

Sie hatte eine Stelle als Aufwärterin mit täglich dreistündiger Arbeit angenommen, der Mann hatte sein Versprechen gehalten und die Schenke gemieden. Er arbeitete nicht nur fleißig in der Fabrik, sondern fast an jedem Sonntagmorgen mit einem Bekannten zusammen am Hafen, um die Schiffe hineinzuschaffen, die sich verspätet hatten.

So gab es denn wieder bessere Kost und man hatte sogar begonnen, die versetzten Besitztümer wieder einzulösen. Der kleine Karl sah aus wie ein Borsdorfer Apfel, und Mariechen schrieb mit ungelenker Kinderhand jede Woche eine glückliche Epistel. Sie hatte Schulurlaub und war auf dem Lande.

Auch noch eine Einnahmequelle war der armen Familie geworden. Der Armenverein hatte auf Bitte

der Frau Professor die alte Frau Liedke bis zu ihrer Übersiedelung ins Siechenhaus bei Köhlers in Pflege gegeben. Die neben der Stube gelegene Bodenkammer konnte jetzt in der guten Jahreszeit von Köhler und seinem Söhnchen als Schlafraum benutzt werden, so war im Zimmer Raum für die alte Frau geworden. Da saß sie nun in ihrem alten Holzlehnstuhl am Fenster und freute sich über die schöne Aussicht, über die Ruhe und über die Sauberkeit, die sie umgab. Abends und Sonntags kam Alma und las ihr vor — es war kein Vergleich mit ihrem früheren Leben, wo die rohen Miteinwohner sie vernachlässigt und geplagt hatten. Wie dankte sie Gott und wie freute sie sich über die kleine Einnahme, die der arbeitsamen Hausfrau durch ihr Kostgeld erwuchs. Sie hätte sich am liebsten nur halb satt gegessen, um nicht zu viel zu verbrauchen.

Alma aber drang auf gute Pflege der Großmutter und steuerte von ihrem Verdienst bei, soviel sie konnte. Sie schlief noch im alten Logis, mied aber den Aufenthalt darin soviel wie möglich, weil ihr die habsüchtigen Leute die Entfernung der alten Frau nachtrugen. Eines oder das andere der Kinder hatte sich immer noch aus dem Napf der geduldigen Alten gesättigt, wenn Alma abwesend war.

So entstand auch zwischen Alma und den Köhlerschen Familiengliedern eine Art Freundschaft, obgleich das Mädchen als ehemalige Schülerin einer guten Bürgerschule und als Schneiderin nicht recht in den Kreis hineinpaßte. Die Dankbarkeit überbrückte die Kluft.

Ja, es war überall Frühling und goldene Zeit. —

Ein Sonntagabend war's und die Nachtigallen schienen ihre süßesten Lieder zu singen, da saßen ein Mann und ein Mädchen auf einsamer Bank im Stadtpark. Er hatte den Arm um ihre Schulter geschlungen und flüsterte Worte heißer Leidenschaft in das Ohr der atemlos Lauschenden.

Es war ein schönes Paar, der Former Hans Schmieder, von seinen Kameraden schlechtweg Schmiederhans genannt, und die Schneiderin Alma Liedke. Er ein hochgewachsener, blonder Mensch mit energischem, vielleicht etwas herrischem Gesichtsausdruck, dem der Vollbart prächtig stand, sie ein zartes Mädchen, mehr schwärmerisch und weich angelegt. Er eine auf sich selbst gestellte, wohl entschieden selbstherrliche Natur, sie eine fügsame, führungsbedürftige, mehr zaghaft als energisch veranlagte Seele.

So erschienen die beiden dem Beschauer auf

den ersten Blick, sie trugen den Stempel ihrer Persönlichkeit gewissermaßen zur Schau und waren schon in dieser Äußerlichkeit ein Beweis, wie gerade die Gegensätze sich anziehen.

„Ich kann nicht, Hans, ich kann es wirklich nicht thun," flüsterte das Mädchen.

„So liebst Du mich eben nicht mit der rechten Liebe, diese kann alles," war die unmutige Antwort.

Das Mädchen brach in Thränen aus. „O könnte ich Dich in mein Herz sehen lassen, könnte ich Dir meine Liebe zeigen — könnte ich für Dich sterben," rief es schwärmerisch und umschlang ihn mit den Armen.

„Das sind Romanphrasen, die ich auf ihre Echtheit gar nicht prüfen will," sprach der Mann kühl, indem er sich aus ihrer Umschlingung löste. „Wir brauchen heutzutage keine unklaren Gefühle, kein Sterbenwollen, wir brauchen Thaten, wenn wir die neue glückbringende Zeit heraufführen wollen. Wir Pioniere der neuen Kultur müssen den Mut haben, mit den hergebrachten Formen der alten zu brechen und zwar durch die That. Da hilft kein Mundvollnehmen, kein Redenhalten, da hilft allein das Beispiel, wenn wir nicht wie Schafe in ihrem Pferg immer in die Runde gehen wollen.

Glaube mir, Liebchen, die Zukunft wird diejenigen als Bahnbrecher preisen, die kühn den Ring beschränkter Vorurteile durchbrechen und andern den Weg weisen."

„Aber die Gegenwart wird mit Fingern auf sie zeigen," warf das Mädchen ein.

„So mag sie doch," rief der Mann, „es hat zu allen Zeiten Märtyrer gegeben, die für ihre Idee und deren Verbreitung gelitten haben, die Nachwelt preist sie als Heilige oder Helden, baut ihnen Kirchen oder setzt ihnen Denkmäler."

Dieser Aufruf zu einem Märtyrertum schien das schwärmerische Mädchen tief zu berühren.

„Du bist so klug, Hans," sprach es, „Du weißt die Worte so zu setzen — man merkt es, daß Du das Gymnasium besucht hast, ich komme mir Dir gegenüber immer so dumm vor, ich kann zuweilen gar nicht begreifen, warum Du nur ein Arbeiter bist. Mir scheint es manchmal, als hörte ich den Herrn Rechtsanwalt sprechen, für dessen Töchter ich arbeite."

Die Bewunderung der Geliebten schien dem Manne wohl zu thun, obgleich sie damit der Antwort auf sein Verlangen auswich. „Glaube doch ja nicht, daß ich meine ‚Klugheit', wie Du es nennst,

dem Gymnasium verdanke, ich habe es, Gott sei Dank, nur bis Obersekunda besucht, sonst wäre ich heute vielleicht ein ebenso beschränkter Bureaukrat wie der erste beste höhere Beamte. Glaube mir, Leute, welche Abiturienten- und Staatsexamen hinter sich haben, besitzen selten noch die geistigen Fähigkeiten, um das, was die moderne logische Wissenschaft uns handgreiflich bietet, überhaupt verstehen und begreifen zu können."

Das Mädchen sah ihn erstaunt an. „Ja, meinst Du denn, daß studieren dumm macht? Alles, was Du mir von den Errungenschaften der Wissenschaft erzählt hast, ist doch von studierten Leuten aufgefunden worden."

Der Mann lachte, ihm fiel im Augenblick keine Antwort ein.

„Ich denke mir, es muß damit doch nicht so schlimm sein," fuhr das Mädchen fort. „Als ich gestern mit Rechtsanwalts am Tisch saß — ich esse nämlich am Familientisch — kam die Rede auf die Schule und die Frau Rechtsanwalt meinte, es wäre doch recht gut, wenn man die Gymnasien endlich verbessern wollte; die armen Jungen lernten sich ganz dumm an allerlei, was sie später nicht gebrauchten. Da sagte der Herr Rechtsanwalt — und

ich habe gut aufgepaßt, weil Du doch auch das Gymnasium besucht hast und es mich daher interessierte — da sagte der Herr Rechtsanwalt: ‚Wer nur einen hellen Kopf hat, der lernt sich nicht dumm, auch wenn er das Erlernte später nicht braucht. Wie seine Körperkräfte muß man auch seinen Verstand üben, wenn er leistungsfähig werden soll. Ob man ihn nun an diesem oder jenem übt, ist ziemlich gleichgültig. Wer sich einmal an folgerichtiges Denken in einer Disciplin gewöhnt hat, kann es mit Leichtigkeit auch auf eine andere übertragen.' — So sagte er und ich habe ihn ganz gut begriffen, das ist ebenso als wenn ein Maler malen lernt. Da wird es wohl auch gleich sein, ob er Menschen oder Tiere malt und ob er seine Bilder gleich brauchen kann oder nicht, wenn er dabei nur lernt, wie man es macht, um aus einzelnen Farben ein Bild herzustellen."

Alma sprach lebhaft, es war, als wollte sie den Mann verhindern, auf das frühere Thema zurückzukommen. Aber es half ihr nichts.

„Nun, wenn Du so fürs Lernen bist, Schatz," sprach er, „so lerne doch auch die Forderungen der neuen Zeit verstehen. Ich frage Dich noch einmal: Willst Du in freier Liebe meine Gattin werden?"

„Aber Hans," schrie das Mädchen auf, „wie kann ich denn jetzt schon Deine Frau werden, wo Du noch eine hast. Wir leben doch nicht in der Türkei."

Der Mann sprang heftig auf und stampfte mit dem Fuß. „Ich habe keine Frau mehr, ich habe mich von ihr geschieden, weil das innere Band zwischen uns längst zerrissen war. Nach den Anschauungen Eurer Pfaffen hätten wir zwar unser Leben lang nebeneinander hergehen und uns das Dasein nach Kräften verbittern müssen, um im Jenseits dann die Belohnung für unsere Tugend zu erhalten. Wir Neuen aber erachten es für unsittlich, eine Ehe weiter zu führen, der die innere Berechtigung fehlt. Nur in Liebe sollen die Geschlechter sich begegnen."

„Aber Du hast sie doch einst geliebt, kann Liebe denn sterben?"

„Ich habe die Frau geliebt und wie geliebt, aber diese Liebe war ein Irrtum. Unsere Charaktere paßten nicht zu einander. Sie ist eine kleinliche, beschränkte Natur, die nicht über sich selbst hinauskann. Darum auch hat sie mir die gesetzliche Scheidung verweigert. Unsere erbärmlichen Gesetze gestatten aber eine solche nicht einseitig auf ideale Gründe

hin und zu andern hat sie mir keine Veranlassung gegeben. Es bleibt also bei der freiwilligen Trennung."

„Dann können wir uns auch nicht heiraten, Hans, vor dem Gesetz bist Du ein Ehemann und das göttliche Gebot lautet: ‚Du sollst nicht ehebrechen.'" Das Mädchen brach in Thränen aus. „Wir müssen entsagen, Hans, wir dürfen uns hier nicht wiedersehen. — Vielleicht im Jenseits —"

„Es giebt kein Jenseits, Mädchen, ich habe es Dir schon einmal gesagt, und es giebt auch kein göttliches Gebot, weil es keinen Gott giebt. Was Ihr Gott nennt, ist eine Naturkraft, die jedem Dinge und jedem lebenden Wesen die zu seiner Entwicklung nötigen Bedingungen schafft. Das Tier wird vom Instinkt getrieben, das seiner Art Zukömmliche zu wählen. Wir denkenden Menschen aber gehen oft in die Irre, wir schaffen uns Gesetze, die wider unsere Natur streiten, und stöhnen dann unter ihrem Joch.

‚Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ew'ge Krankheit fort,'

sagt ein Dichter, aber er läßt es wohlweislich vom Teufel sagen, damit man ihn selbst für den Ausspruch nicht verantwortlich machen kann. Solch ein

vererbtes Gesetz ist die lebenslängliche Dauer der Ehe — es ist zur Krankheit geworden, also fort damit."

„Aber Hans, ich kenne doch ganz alte Eheleute, die sich immer noch innig lieben."

„Gewiß, mein Herz, und auch wir werden, wie ich hoffe, ein solches Paar sein. Wenn die Leidenschaft, die die Individuen verschiedenen Geschlechts aneinander bindet und sie zur Erfüllung ihrer Pflicht gegen das Naturgesetz treibt, sich nicht verflüchtigt, sondern sich, vermöge übereinstimmender Geistes- und Charaktereigenschaften in Freundschaft umwandelt, dann kann ein solches Verhältnis bis an den Tod bestehen."

„Das verstehe ich nicht, Hans, das ist mir zu hoch. Du hast so viele Bücher gelesen, Bebel und Nordau und — und ich kann die Namen nicht alle behalten — Du magst es ja wissen. Ich weiß nur, daß ich Dich liebe und lieben werde bis ans Grab. Wie es aber dann sein soll, wenn Deine Liebe sich verflüchtigt oder in Freundschaft umwandelt, während ich mit ganzer Seele an Dir hänge, das weiß ich nicht. Soll ich dann Deine Freundin sein, während Du Dir zum Lieben eine andere Frau nimmst?"

„Aber Närrchen, wer denkt daran, wer wird

sich überhaupt mit solchen Sorgen plagen. Heute lieben wir uns, darum wollen wir uns angehören, unbekümmert um das Geschrei der Philister. Mein Haus ist leer und harrt der Herrin, Du weißt, die Einrichtung darin gehört mir, ich bin niemand Rechenschaft schuldig. Deine alte Großmutter ist versorgt, sie gebraucht Dich nicht und weitere Blutsverwandte hast Du nicht. — Komm, die Nacht sinkt herab, laß sie unsere Brautnacht sein."

Er umschlang die Zitternde und küßte leidenschaftlich ihr bleiches Gesicht.

„Und meine Kundschaft, mein sicheres Brot?" stammelte sie angstvoll. „Es wird mich kein anständiger Mensch mehr ansehen."

„Wer Dich, die Du aus freier Wahl das ehrliche Weib eines ehrlichen Mannes bist, nicht mehr ansieht, der verdient nicht, daß Du Dich um ihn grämst. Wir sind hier eine kleine Gemeinde vorurteilslos denkender Menschen, unter ihnen wirst Du geehrt und geachtet sein wie jede durch Pfaffenwort verheiratete Frau, und ich will Dich auf Händen durchs Leben tragen. Komm —"

Er versuchte die Zögernde vom Boden aufzuheben, sie fühlte seinen heißen Atem in ihrem Nacken — da ging es plötzlich wie Entsetzen durch ihren ganzen

Körper, sie stieß den Verführer von sich und floh wie ein gescheuchtes Reh den Weg entlang. Eine Weile folgte er ihr in wilden Sprüngen, dann kam ihm ein Trupp Menschen entgegen und zwang ihn, wollte er nicht Aufsehen erregen, die Verfolgung aufzugeben. Mit vor leidenschaftlicher Aufregung pochenden Schläfen ließ er sich atemlos auf eine Bank fallen.

„Sie ist noch nicht reif für die neue Lehre, sie hängt noch zu sehr am alten Aberglauben; aber nur Geduld — Geduld —“

Tief versteckt im Gebüsch aber lag ein Mädchen auf den Knieen und rang verzweiflungsvoll die Hände. „Gott, o Gott, gieb mir ein Zeichen, wenn Du bist, damit ich weiß, ob Deine Gebote gelten oder nicht. Ich weiß ja nicht mehr, was recht und unrecht ist. — Gieb mir ein Zeichen, guter Gott.“

Der Mond stand klar am Himmel und goß sein Silberlicht über die schlafende Welt, die Nachtigallen schlugen immer noch und die Nebel lagen duftig über den Parkwiesen. — Aber das erbetene Zeichen kam nicht.

IV.

Der Sommer kam und ging, die reifenden Früchte mahnten an den Herbst, und der Wind spielte nicht mehr mit schwankenden Ähren, er fegte über kahle Stoppeln. Noch aber lag heiterer Sonnenschein über Stadt und Land, und der neue Erntesegen half Schiffe und Eisenbahnzüge befrachten. — Am Hafen und Bahnhof regten sich Hunderte fleißiger Hände.

Auf dem Damm, der am Ufer des Flusses hinführte, um einerseits die weiten Wiesenflächen vor seinen Fluten zu schützen, andererseits bei Windstille den Segelschiffen Gelegenheit zur Weiterbeförderung durch Menschen oder Pferde zu geben, schritten zwei Personen, der Arbeiter Köhler und sein Genosse Braun, ein kleiner stämmiger Mensch mit rohem Gesichtsausdruck.

Es war Sonntagmorgen und eigentlich Feiertag, die beiden aber waren trotz dessen keine Spaziergänger. An schräg über die Brust laufenden Gurten hatten sie lange Seile befestigt, mit deren Hilfe

sie noch vor Beginn des Gottesdienstes ein schweres Schiff in den inneren Hafen schleppen sollten. Sie „treidelten", wie der Fachausdruck lautete. Im allgemeinen besorgten kleine Schleppdampfer das Hineinschaffen der Schiffe, am Sonntage ruhte aber der Schleppdienst.

Den kräftigen Braun schien die Arbeit wenig anzustrengen, dem schwächlicheren Köhler lief der Schweiß trotz der Morgenkühle stromweise über das Gesicht. Es ging gegen Wind. Endlich blieb er stehen und rang nach Atem. „Ein Hundeleben," fluchte er, als er endlich zu Atem gekommen war.

„O ja, es ist recht pläsirlich," meinte der Gefährte giftig, „ich kann mir nichts Schöneres denken, als in der Sonntagsfrühe spazieren gehen und so ein niedliches Schiffchen wie ein Hündchen am Strick hinter sich herziehen. Wirklich ein reizendes Vergnügen und wert, dafür um drei Uhr aufzustehen."

„Aber der Verdienst," meinte Köhler, „ist doch gut mitzunehmen, am Sonntag zahlen die Leute doppelt."

Die Seile zogen sich plötzlich straff, als wollten sie die Arbeiter rückwärts reißen, und vom Schiff ertönte ein unwilliger Zuruf.

„Na, denn man jüh," rief Braun, indem er

sich kräftig in den Riemen legte; „das Beest will abschwimmen.“

Weiter ging es, die kurze Rast hatte die Arbeiter doch erfrischt, sie nahmen die unterbrochene Unterhaltung wieder auf.

„Warum kommst Du denn gar nicht mehr in die ‚Laterne‘?“ fragte Braun.

Der Angeredete murmelte etwas in den Bart.

„Na, laß Dich man von Deiner Professern nich zu sehr unterdrücken, was sie an Euch thut, ist ja recht schön, aber doch nur ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, Deine Minna hat ihr doch sechs Jahre treu gedient.“

„Na, sie hat aber auch guten Lohn und gute Behandlung gehabt,“ meinte Köhler, der ein lebhaftes Gerechtigkeitsgefühl besaß, „eigentlich hat doch keiner mehr was zu fordern, wenn er den Dienst aufgiebt. Und die Minna hat selbst gekündigt, weil wir heiraten wollten.“

„Na ja, aber wozu haben Professers denn ihr gutes Einkommen und noch Vermögen daneben, das können sie ja gar nich verbrauchen, seit die Kinder versorgt sind. Macht ihnen man los, so viel Ihr könnt.“

„Das sagst Du so,“ meinte Köhler, „aber mir

kommt es doch undankbar vor, nich zu thun, was die Frau will. Ohne sie wär' meine Minna auf dem Kirchhof, sie hat ihr einen tüchtigen Doktor geschickt und immer soviel Essen — sie hat mir auch Arbeit besorgt und sich über mein krankes Mariechen erbarmt. Da hab' ich ihr versprochen, nich zu trinken, nu muß ich mein Wort schon halten."

„Das is wohl ganz schön, Du brauchst Dich ja auch nich zu betrinken, aber hinkommen kannst Du doch? Soviel freien Willen wirst Du doch noch haben."

„Ich weiß doch nich," meinte Köhler zögernd.

„Ach, mach Dich nich niedlich!" rief der andere ärgerlich, „der Schmiederhans kommt heute um fünf Uhr hin und wird uns aus einem neuen Buch über die Unsterblichkeit vorlesen. Das soll alles bloß Mumpitz sein, was die Pfaffen lehren."

„Also lesen wollt Ihr, nicht trinken?" fragte Köhler, halb gewonnen.

„Eins thun und das andere nich lassen. Wir sitzen im Garten in einer versteckten Laube beim Glase Bier, und der Schmiederhans liest oder erzählt, was er gelesen hat, und wer für Bildung is, hört zu. Wenn er fertig is, kann nach Hause gehn, wer will, aber wir bleiben meist beisammen, der Laternen-

wirt führt gutes Bier und besonders kräftigen Schnaps. Aber Du brauchst ja keinen zu trinken."

„Ich möcht' doch lieber zu Hause bleiben," meinte Köhler schüchtern.

„Dummer Kerl," fuhr Braun auf. „Wirst Dich gerad' von einem alten Weib am Schürzenband führen lassen. Du bist mir 'n netter Held. Zieh Dir 'n Weiberrock an."

Köhlers Gesicht färbte sich mit dunkler Röte. „Ich werd' kommen!" rief er hastig, als fürchte er, es könne ihn wieder gereuen.

Sie waren bald darauf am Hafen angekommen, löſten die Taue und nahmen die Bezahlung in Empfang. Braun ging zunächst in ein primitives Frühstückslokal, Köhler dagegen eilte heim, setzte aber zehn Pfennige seines schwer verdienten Geldes in Kuchen um, den er den Kindern mitbrachte.

Minna war bei seiner Heimkehr noch nicht von ihrer Aufwartestelle zurückgekehrt, Mariechen hatte aber wie immer die Wohnung sauber gefegt und gewischt, Gemüse zum Mittagessen vorbereitet und den kleinen Bruder und Frau Liedke sonntäglich herausgeputzt. Nun brachte sie dem Vater einen Topf Kaffee, den sie so gut wie möglich in der Asche warm gehalten hatte, und legte auf das dazugehörige, umfangreiche Butter-

brot ein großes Stück Leberwurst. „Weil heute Sonntag ist und Du schon schwer gearbeitet hast," erklärte sie strahlend, „hat Mutter Wurst für Dich holen lassen."

Der Mann aß langsam und mit Behagen, während er den Arm um sein Töchterchen legte. Das kranke Mädchen war sein Lieblingskind, an dem er mit rührender Zärtlichkeit hing. Wenn sein mehr passiver Geist sich einmal zum Bau von Luftschlössern erhob, so waren diese luftigen Gebilde stets für Mariechen bestimmt. Es war gewiß gar nicht so schlimm mit ihrer Krankheit. Wenn er nur genug Geld hätte, um eine schöne große Wohnung und gutes Essen zu bezahlen, dann würde das Kind gewiß gesund und kräftig werden. Er sah auf das schmale, dürftige Figürchen herab — selbst der Aufenthalt auf dem Lande hatte es nicht runden, den blassen Wangen keine Farbe geben können. Nur der böse Husten hatte nachgelassen, aber wer wußte, was der Winter wieder brachte.

Er zog das Kind noch fester an sich und seine Gedanken gingen Bahnen, die ihnen bisher fremd gewesen. Da war der Sohn seines Prinzipals, ein hoch aufgeschossener Jüngling von achtzehn Jahren. Wie frisch und gesund der jetzt aussah, und vor zwei

Jahren, nach der bösen Lungenentzündung, hatte man ihn als Todeskandidaten bezeichnet. Da hatte ihn sein reicher Vater ein ganzes Jahr fortgeschickt, ganz weit fort, in Länder, wo es keinen Winter giebt, hatte ihm einen jungen Arzt als Begleiter und Pfleger mitgegeben, und nun war er wieder da und so gesund, als wäre er nie krank gewesen. Das Geld seines Vaters hatte ihm das Leben gerettet.

Wenn er sein Mariechen auch so fortschicken könnte, dahin, wo sie gesund werden müßte. Wenn er für sie eine feine Gouvernante engagieren könnte, anstatt daß sie mit ihrer kranken Brust die Stube fegen und die Steinkohlen vier Treppen hinauftragen mußte. — Warum nur das Geld so verschieden verteilt war. —

Die ungebildeten Leute sind selten sehr zartfühlend in ihren Äußerungen, so trug der Mann denn auch kein Bedenken, die Kleine zu fragen: „Wird es Dir sehr schwer werden, Mariechen, wenn Du vielleicht bald sterben mußt? Möchtest Du gern leben?“

Das schmale Gesichtchen bedeckte sich mit lebhafter Röte. „Ach ja, Vater, ich möchte so gern leben und groß und gesund werden. Die alte Frau Liedke sagt zwar, wenn ich sterbe, komme ich in den

Himmel und werde ein Engel; aber das kann ich ja auch später noch, ich will gewiß recht fromm und gut bleiben. Erst möchte ich viele, viele Jahre leben."

Dem Manne stieg es heiß ins Gesicht — Geld, Geld, wenn er nur Geld hätte — warum sollte sein Kind nicht ebensogut gesund werden wie das seines Prinzipals. Einstweilen hatte er das dringende Bedürfnis, seinem kleinen Hausgeist etwas Liebes zu thun, so schnitt er denn ein Stück von seiner Wurst ab, schob es dem Kinde in den Mund und sagte lakonisch: „Da iß." Und Mariechen aß, war seelenvergnügt und vergaß alle Todesgedanken.

Als der Nachmittag gegen die fünfte Stunde vorrückte, wurde Köhler unruhig, sein Versprechen, in die „Laterne" zu kommen, reute ihn fast, aber er schämte sich vor den andern Männern, sie hatten ihn schon einmal mit seiner Abhängigkeit vom Willen der Frau Professor geneckt. Und dann — der Schmiederhans wollte über die Unsterblichkeit lesen — wenn sein Mariechen doch vielleicht nicht groß wurde — er wollte gern wissen, was die „Neuen" anderes zu sagen hatten als der Pfarrer.

So übertäubte er denn sein leise mahnendes Gewissen, trennte sich von Frau und Kindern, die

noch ein Stückchen spazieren gehen wollten, und eilte in den Biergarten.

Das Abendessen wartete an diesem Tage vergebens auf den Hausvater. Die müden Kinder gingen zu Bett, und es ward Mitternacht, ehe Minna, die lauschend auf der Treppe saß — sie wußte, ihr Mann hatte keinen Hausschlüssel — ihn an der Thür lärmen hörte. Sie huschte die Treppen hinunter, öffnete und bat ihn flehentlich, sich ruhig zu halten. Aber der schwerberauschte Mann ließ sich nicht bedeuten, mit rauher Stimme brüllte er unaufhörlich:

„Macht Euch das Leben gut und schön,
Kein Jenseits giebt's, kein Wiedersehn."

Vergebens beschwor ihn die weinende Frau, still zu sein, er schrie nur immer ärger:

„Leben wollen wir, Minnachen, leben und lustig sein, nachher fressen uns nur die Würmer und es ist alles aus — aus — aus —"

Mit Mühe und Not schaffte die Frau den Trunkenen in die Wohnung, wo er schwer auf sein Bett niederfiel, ohne sich auszukleiden.

* * *

In derselben Woche, an einem herrlichen, sonnigen Septembertage, bestieg eine heitere Gesellschaft einen der regelmäßig kursierenden Vergnügungsdampfer, um eine Fahrt stromaufwärts nach einem vielbesuchten Dörfchen zu machen. Es waren Professor Niederstetter nebst Gattin, der Fabrikbesitzer Wahrholm mit Gattin und Sohn, Professor Steiner mit seiner neunzehnjährigen Tochter Hilde und Kandidat Egon Schmidt. Man saß in heiterster Laune auf dem Hinterdeck des kleinen Dampfers und freute sich der wundervoll klaren Luft, die die kleinsten Gegenstände bis in weite Ferne sichtbar werden ließ.

Die Landschaft zeichnete sich nicht durch hervorragende Schönheit aus, sie war zu flach, um romantisch oder interessant zu sein, aber die weiten Wiesenflächen, von Viehherden belebt und in der Ferne von waldbedeckten Hügeln begrenzt, das breite, blaue, schön geschwungene Band des Flusses dazwischen und der klare Himmel darüber gaben ein harmonisches, heiteres Bild, das von der feinsinnigen Gesellschaft in seiner Eigenart richtig gewürdigt wurde.

Die Mitglieder derselben hatten sich gruppiert, wie Zufall oder persönliche Interessen sie zusammenführten,

und da gleiches Lebensalter ähnliche Interessen mit sich zu führen pflegt, hatten sich die Alten zusammengethan und es den Jungen, die sich wenig kannten, überlassen, ebenfalls Anknüpfungspunkte zu finden. So saßen denn Hilde und Egon nebeneinander, aber es wollte keine rechte Plauderei zu stande kommen.

Hilde schaute sinnend in die freundliche Landschaft hinaus, und der junge Mann hatte Zeit, die feine Linie ihres Profils zu studieren. Endlich wendete sie sich um und sah ihm mit zwei klaren blauen Augen ins Gesicht. „O wie herrlich ist es doch auf der Welt, man möchte sich noch einen Sinn mehr wünschen, um alles Schöne recht genießen zu können."

„Ja, wunderschön ist Gottes Erde und wert, darauf vergnügt zu sein," citierte der Kandidat.

„Heißt es nicht weiter: ‚Drum will ich, bis ich Asche werde, mich dieser schönen Erde freu'n?'" fragte Hilde.

„Jawohl, unser alter Hölty singt so."

„Ich muß Ihnen zu meiner Schande gestehen," lachte das Mädchen, „daß ich bis vor kurzem diesen Vers, in etwas veränderter Form, für den Anfang eines Kirchenliedes gehalten habe. Natürlich bat ich dem braven Hölty meinen argen Verdacht herzlich

ab, als ich neulich die richtige Fassung in seinen Werken entdeckte."

„Warum abbitten, Fräulein Steiner," meinte der Kandidat verwundert. „Der Verfasser eines schönen, tief empfundenen Kirchenliedes sein, ist doch wahrlich keine Schande. Übrigens haben wir wirklich eines, das ähnlich beginnt."

Das Mädchen errötete. „Ich meinte nur, daß es unserm modernen Empfinden widerstrebt, sich einen wirklichen Dichter als Fabrikanten eines Kirchenliedes denken zu sollen. Freilich ist die freie Richtung der gesamten gebildeten Menschheit erst ein Produkt der Neuzeit und wir dürfen der älteren Generation ihre Vorurteile nicht zu sehr verübeln, sie verstand es nicht besser. — Darwin, Karl Vogt, Büchner, Renan und Strauß hatten die Fackel noch nicht entzündet, die dem alten Aberglauben heimleuchten sollte."

Fast entsetzt starrte der junge Mann auf die rosigen Lippen, die so unjugendlich, ja, wie es ihm schien, so frevelhaft plauderten. Endlich erwiderte er, indem der Unmut ebenfalls seine Stirn rötete: „Sie dürften doch irren, mein Fräulein, wenn Sie annehmen, daß die gesamte gebildete Gesellschaft zur Fahne der genannten Herren schwört. Man hat

es Sie im Hause Ihres Herrn Vaters so gelehrt, weil er seine eigenen Anschauungen in Sie zu verpflanzen wünschte, aber glauben Sie ja nicht, daß die absolute Negation alles Göttlichen und Überirdischen eine Notwendigkeit für den geistig Hochstehenden sei. Sie finden ebenso bedeutende Geister, wie im Lager der Materialisten, auf der entgegengesetzten Seite; Sie wissen es nur nicht."

Hilde war sehr verlegen geworden, jetzt erst fiel ihr ein, daß sie einen Theologen vor sich hatte.

„Wilhelm von Humboldt," fuhr Egon fort, als sie nicht antwortete, „sagte kurz vor seinem Tode zu seinen Kindern, indem er das Bild seiner verstorbenen Gattin, welches er lange betrachtet hatte, aus der Hand legte: ‚Ich will sie von Euch grüßen, ich werde wohl heute noch bei ihr sein.' Werden Sie Wilhelm von Humboldt jetzt für einen Schwachkopf halten?"

Das Mädchen errötete noch tiefer und schaute befangen in den Schoß, es war ihm sehr fatal, daß es seine Weisheit so an die falsche Adresse gerichtet hatte; der junge Mann aber blickte mit innigem Interesse in die rosigen Züge, aus denen Glück und Lebenslust strahlte. Hinter dieser glatten Stirn hatten wohl noch niemals geistige Stürme getobt und

ihr Gemüt glich wohl noch der klaren Wasserfläche vor ihnen, die den Himmel wiederspiegelte.

„Mein Fräulein," brach er endlich das Schweigen, „es geht Ihnen wie den meisten Menschen, die innerhalb einer Partei stehen, sie hören nur die Anschauungen eben dieser Partei und sehen verächtlich auf alles andere herab."

Hilde machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein, leugnen Sie nicht, es ist ja in der Politik nicht anders. Der Konservative hält sich für zu vornehm, um eine socialdemokratische Zeitung oder Broschüre zu lesen, der Socialdemokrat oder Freisinnige fürchtet zu ‚verdummen', wenn er ein klerikales Blatt in die Hand nimmt. So kommt es, daß — die Führer ausgenommen — in jeder Partei fast nur Parteiorgane gelesen werden, die die wirkliche Meinung der Andersdenkenden in mangelhafter, oft geradezu gehässiger Weise zum Ausdruck bringen. Und da sprechen die Leute denn von Überzeugung. Ihnen, mein Fräulein, hat man die Religion vorenthalten und Sie sprechen davon wie der Blinde von der Farbe. Sie sind weder getauft noch eingesegnet, haben mithin keinen Religionsunterricht empfangen. Wie wollen Sie da urteilen? Waren Sie schon je in einer Kirche?"

„Nein," antwortete Hilde kleinlaut, „Papa geht zuweilen zu einem Konzert in den Dom, er liebt die Musik sehr, aber ich bin ganz unmusikalisch."

In dem Kandidaten regte sich der Geistliche. „Würden Sie mir eine große Gunst erweisen, mein Fräulein?" sprach er bittend.

Hilde schoß wieder das Blut ins Gesicht, als sie in seine ernsten braunen Augen blickte; sie ärgerte sich darüber, denn jetzt war gar kein Grund dazu vorhanden, aber sie mochte ihn nicht noch mehr kränken, hatte sie es aus Achtlosigkeit doch schon gethan, indem sie herabsetzte, was ihm heilig war. So nickte sie denn zustimmend.

„Bitte kommen Sie Sonntag — also übermorgen — über acht Tage um neun Uhr in die Kirche der Altstadt, ich werde dort den beurlaubten Geistlichen vertreten. Es würde mir Freude machen, vor Ihnen zu predigen."

Hilde erschrak. Sie, ihres Vaters Tochter, sollte ohne sein Wissen die von ihm als Verdummungsanstalt bezeichnete Kirche besuchen? Denn ohne sein Wissen mußte es geschehen, wenn sie nicht furchtbar ausgelacht sein wollte. Sie entzog sich der Antwort, indem sie den jungen Mann auf einige Leute auf-

merksam machte, die auf einem gerade begegnenden Transportschiff einen lustigen Tanz aufführten.

Egon fühlte, daß sie das ernste Gespräch abzubrechen wünschte, er ging auf das neue Thema ein und bald scherzten die feindlichen Parteien wie zwei fröhliche Kinder und dachten weder an Vogt noch an Darwin.

Auch der ältere Teil der Gesellschaft war in eifrigstem Gespräch begriffen, denn der Fabrikbesitzer Wahrholm hatte soeben eine Mitteilung gemacht, die namentlich die Frau Professor aufs höchste interessierte. Sie sprang in ihrer lebhaften Weise vom Sitz auf und schlug mit den Worten: „Aber das ist ja unglaublich!“ die Hände zusammen.

„Was ist unglaublich!“ fragte ihr Gatte.

„Denke Dir,“ belehrte ihn die erregte Frau, „unsere Alma hat mit dem Former Schmieder eine wilde Ehe geschlossen. Sie haben im Kreise einiger Gleichgesinnten eine Art Hochzeit gefeiert und dann hat er sie in sein Haus geführt. — Da hört doch alles auf.“

Der Professor schüttelte den Kopf. „Wer hätte das von Alma gedacht, ich hielt sie stets für ein ordentliches, sittliches Mädchen.“

„Sie dürfen auch jetzt nicht schlecht von ihr

denken,“ mischte sich der Fabrikbesitzer hinein. „Sie hat sich von Schmieder, den sie abgöttisch liebt, mit allerlei neumodischem Kram, als da ist: freie Liebe, Erfüllung der weiblichen Bestimmung und so weiter, den Kopf verdrehen lassen und glaubt ein verdienstlich Werk gethan zu haben, glaubt eine Pionierin der besseren Zeit zu sein. So etwa lautete der Ausspruch, mit dem mir Schmieder seine ‚Verheiratung‘, wie er es nennt, anzeigte.“

„Ja, warum heiratete er denn das Mädchen nicht gesetzlich?“ fragte Professor Steiner, ein langer, dünner, alter Mann mit häßlichem, aber sehr geistvollem Gesicht.

„Weil seine erste Frau lebt und hartnäckig die Scheidung verweigert, was aber Schmieder, wie ich glaube, ganz recht ist. Der Mensch hat dem Mädchen lange nachgestellt und es endlich überredet. Schade darum, es ist ein anmutiges Geschöpf.“

„Wer ist eigentlich dieser Schmieder?“ fragte Frau Niederstetter. „Ich habe ihn zufällig einmal zu Gesicht bekommen und bin aus ihm nicht recht klug geworden. Er trug die Arbeiterbluse und sprach wie ein gebildeter Mensch.“

„Schmieder ist ein Zwitterding, wie es unsere Zeit zuweilen hervorbringt,“ erklärte Wahrholm.

„Als Sohn eines gut besoldeten Subalternbeamten — ich glaube sein Vater war Rendant — hat er eine sorgfältige Erziehung erhalten, Sprache und Umgangsformen der gebildeten Gesellschaft angenommen und das Gymnasium einer Provinzialstadt besucht. Aber sein etwas unbändiger, jeden Zwang hassender Charakter hat ihn verhindert, auf diesem guten Fundament weiterzubauen.

„Nach dem frühen Tode seines Vaters, der wohl noch einigermaßen Einfluß auf ihn ausübte, hat er das regelrechte Studium als geisttötend bald über Bord geworfen und ist als ‚freier Mensch‘, wie er es bezeichnete, in die Welt gegangen, um sich einen ihm zusagenden Beruf zu suchen. Sein Lebenslauf, wie er ihn mir erzählte, ist die wahre Robinsonade, aber wie vielerlei er auch versucht, nirgends hat er gefunden, was ihm zusagte, denn es giebt wohl keinen Beruf, der ganz ohne Zwang sich ausüben ließe. Er glaubt aber keinen Zwang vertragen zu können. Deshalb schilt er auf alles Bestehende. Wollte man aber, was ihm wünschenswert scheint, gesetzlich einführen, so würde es ihn ebenso unerträglich dünken.

„So hat ihn denn die Notwendigkeit und der Mangel an ausreichendem, geordnetem Wissen zum

Arbeiter gemacht, er selbst aber behauptet, es freiwillig geworden zu sein. Er nennt sich einen Apostel der neuen Zeit und meint durch seine Bildung zur Hebung des vierten Standes beitragen zu müssen. Natürlich ist viel Eitelkeit dabei, er will der erste sein, sei es auch nur unter Arbeitern. Übrigens hat er viel gelesen und redet wie ein Buch."

„Die arme Alma thut mir unendlich leid," äußerte Frau Wahrholm auf den langen Bericht ihres Gatten, „einem Mann seiner Art wird jede dauernde Verbindung, mag sie gesetzlich oder ungesetzlich sein, zur unerträglichen Tyrannei werden und die Frau wird darunter leiden."

„Ganz sicher," pflichtete ihr Gatte bei, „ich gebe der Herrlichkeit zwei Jahre höchstens."

„Hat er denn wenigstens guten Verdienst?" fragte Professor Steiner.

„Er verdient noch einmal soviel wie meine andern Arbeiter, da ich ihn gelegentlich als Techniker beschäftige und bezahle, obgleich er eigentlich nur Former ist. Zudem hat er vor ein paar Jahren seine Mutter beerbt und außer einigen Tausend Mark eine hübsche Hauseinrichtung erhalten. Er gilt unter meinen Arbeitern als Krösus einerseits und als Licht der Weisheit andererseits und das ist es, was ihn reizt.

Es steckt eine Großmannsucht in ihm, von der er selbst nichts ahnt. Er revoltiert gegen jeden Druck, würde aber gegebenen Falls selbst Despot sein.

„Meine arme, verblendete Alma,“ klagte Frau Niederstetter, „ich will doch in den nächsten Tagen zu ihr gehen. Ich muß ohnehin Ihr Stadtviertel besuchen, Herr Wahrholm, der Arbeiter Köhler soll seit einigen Tagen wieder unausgesetzt betrunken sein, seine Frau klagte es mir heute.“

„Ich habe es zufällig auch bemerkt,“ antwortete Wahrholm, „bitte sagen Sie ihm, er solle sich zusammennehmen, ich vertrüge in solchen Dingen keinen Scherz. Der Mann ist ohnehin seiner Schwächlichkeit wegen kein besonders tüchtiger Arbeiter, sehe ich ihn noch einmal betrunken, so ist er entlassen.“

Das Schiff näherte sich seinem Bestimmungsorte, der auf der rechten Flußseite sich in Gestalt eines freundlichen Dörfchens präsentierte. Ein mäßiger Hügel, von Parkanlagen bedeckt, stieg unmittelbar vom Flußufer auf und trug auf seiner Spitze, durch grüne Bäume verdeckt, ein ländliches Gasthaus. Ein Stückchen davon lag die altertümliche Kirche, ebenfalls in Grün gebettet, und tiefer, wie ein Kranz darum geordnet, die bescheidenen

Bauernhäuschen. Das Ganze ein Idyll ohne jede Prätension, aber lieblich und herzerfreuend.

Der junge Wahrholm, die Röte der Gesundheit auf den Wangen, kam von der andern Seite des Dampfers, wo er mit einem Bekannten geplaudert hatte, herüber; ein paar Körbe mit besseren Lebensmitteln, als sie hier zu haben waren, wurden ausgeladen, die Herren bemächtigten sich ihrer dienstеifrig und der kleine Zug stieg bergan, um bald darauf von einer Art Belvedere Besitz zu nehmen, das sich oben am Rande des Parkes erhob.

Die Damen packten delikaten Kuchen aus und eine ländliche Hebe servierte recht guten Kaffee auf sauberem Tischtuch. Da saßen nun acht befreundete Menschen in munterem Geplauder und schauten in das freundliche grüne Thal hinab. Der Fluß durchschnitt die weite Wiesenfläche in zwei breiten Armen und weiße Segel, duftige Rauchwölkchen, den Dampfern entströmend, bezeichneten weithin seinen Lauf. Auf den Wiesen regten sich fleißige Hände, prächtiges Vieh belebte die Landschaft. —

Ein liebliches Bild, so recht zu harmlosem Genuß einladend und doch — der Mensch trägt in jedes Bild, sei es lieblich und reizend oder großartig und schauerlich, seine eigene Stimmung hinein, und hier pochte

mehr als ein Herz in unruhigen, ahnungsreichen oder sorgenvollen Schlägen und fühlte nur halb den holden Frieden der Natur.

Nach dem Kaffee schickten die beiden Professoren sich zu einem botanischen Spaziergang an, die älteren Damen wünschten auf dem anmutigen Platz sitzen zu bleiben und Herr Wahrholm ihnen Gesellschaft zu leisten. So blieb es denn den drei jungen Personen überlassen, ebenfalls zu bleiben oder ihre eigenen Wege zu gehen, und sie zogen das letztere vor.

„Wir wollen zunächst einmal auf den Kirchhof gehen, er gewährt eine hübsche Aussicht nach der andern Seite, die hier durch die Bäume verdeckt wird," schlug der junge Wahrholm vor, „vielleicht finden wir auch die Kirche offen — es scheint eine Hochzeit im Dorfe zu sein — es sind interessante alte Bilder darin."

Der Vorschlag wurde angenommen und sofort zur Ausführung gebracht. Durch ein Pförtchen erreichte man die Landstraße, die sich im Lauf der Jahrhunderte wie eine Rinne zwischen Kirchhof und Park hineingewühlt hatte, und, sie überschreitend, den geflasterten Aufstieg zur Kirche.

Auf dem ländlichen Friedhof sah es allerdings anders aus, als die Städter es gewohnt waren.

Hier gab es keinen üppigen Blumenschmuck, keine von Gärtnerhand gewundenen Kränze auf den Hügeln; einfach und bescheiden war alles, oft auch ärmlich und schmucklos, aber man sah doch, daß die Hand der Liebe auch hier waltete und hätte sie ihre Thätigkeit nur durch die Sauberkeit des grünen Hügels beweisen können.

Die Aussicht vom Kirchhof war wirklich anmutig und der Platz selbst bot Unterhaltung durch einen gewissen unfreiwilligen Humor, der bei der Abfassung einzelner Grabschriften gewaltet hatte.

Hilde lachte zuweilen laut auf, senkte aber sofort beschämt die Augen, wenn ein vorwurfsvoller Blick Egons sie traf. Er hatte ja ganz recht, sie zu tadeln, wenn ihre natürliche Heiterkeit sie fortriß. Die Worte, die da standen, hatte tiefer Schmerz diktiert, wer durfte lachen, wenn die Form verfehlt war, oder wenn der brave Dorfkünstler in Bezug auf die Orthographie das Prädikat „mangelhaft" verdiente.

An die Kirche war die Grabkapelle einer Adelsfamilie der Nachbarschaft angebaut. Paul Wahrholm machte auf das schöne schmiedeeiserne Gitter des altertümlichen Baues aufmerksam, erklärte den Baustil der Kirche und der später angebauten Kapelle und

erwies sich in diesen Dingen, trotz seiner Jugend, durchaus sachverständig.

Eben verließ auch der ländliche Hochzeitszug die Kirche und nach Verständigung mit dem Küster betraten die drei Spaziergänger den kleinen, aber interessanten Raum. Das Bauwerk war über sechshundert Jahre alt und noch völlig unverändert. Deutlich erkannte man die Spuren des Katholicismus, der es errichtete. Die Nebenaltäre waren zwar verschwunden, aber dieselben Bilder und Holzschnitzereien, die sich darüber erhoben hatten, hingen noch an den Mauern und bildeten die Rückwände kunstvoll geschnitzter und vom Alter gebräunter Kirchenstühle, die wohl dem Landadel zugehörten.

Es berührte Hilde eigentümlich, daß die beiden Männer im Eintreten ehrfurchtsvoll das Haupt entblößten, es kam ihr im Augenblick zum Bewußtsein, daß sie in einem Raume weilte, der anderen heilig war, und mit diesem Bewußtsein überrieselte es sie wie ehrfurchtsvoller Schauer.

Tausende und Abertausende hatten hier im Lauf der Jahrhunderte auf den Knieen gelegen, vor dem Gott, den die Neuzeit leugnete. Von hier hatten sie sich Trost geholt, wenn Krieg und Pestilenz sie bedrohten, hierher hatten sie ihre teuersten Toten ge-

bettet. Fast der ganze freie Raum des Fußbodens bestand aus Grabsteinen.

Die Sonne warf bunte Lichtstreifen durch die farbigen Fenster und die Schritte der Besucher hallten dumpf auf den hohlen Steinplatten. Der Küster hatte behufs besserer Lüftung zwei gegenüberliegende Thüren geöffnet, und in dem leisen Lufthauch, der hereindrang, bebten die alten vergilbten Bänder, die von verdorrten Totenkränzen herabhingen. Sie hatten einst auf den Särgen Dahingegangener geruht und liebevolle Pietät sie „zu ewigem Gedenken" in der Kirche aufbewahrt.

Auf den Fußspitzen nur schritt Hilde an der Seite ihrer Begleiter über die uralten Grabtafeln und sie fühlte zum ersten Mal die tiefe Poesie, die jeden Raum erfüllt, der jahrhundertelang die Stätte eines frommen Kultus war, mag man seine Lehren teilen oder nicht. Es ist als hätte der Geist frommer Erhebung eine dauernde Spur hinterlassen, als erhielten leblose Dinge eine Sprache und redeten damit zum Herzen späterer Geschlechter. Hilde, die Tochter der neuen Zeit, hatte das Gefühl, als müsse sie leise auftreten, um die Schläfer da unten nicht zu wecken, die Toten, die einst Menschen gewesen waren wie sie und die nach den Lehren der

Materialisten nichts anderes sein sollten als chemische Stoffe; die die eine oder andere Verbindung eingegangen waren. Ein Mäuschen huschte über die Fliesen — es bestand ja aus denselben Stoffen, was war sie denn besseres?

Es fröstelte sie plötzlich, als stünde sie vor einer schwarzen, öden Höhle, aus der es sie kalt und schaurig anwehte.

Der junge Wahrholm beugte sich zur Erde nieder. „Hier die Inschrift ist deutsch und noch teilweise erhalten, obgleich sie vom Jahr — warten Sie einmal, die römischen Zahlen sind nicht so leicht abzulesen — vom Jahr 1680 stammt. Der hier liegt, ist also ein Zeitgenosse des großen Kurfürsten gewesen." Er begann zu buchstabieren: „‚Hier ruhet — in Gott — die Tugendreiche —' Der Zusammenhang ist nicht mehr zu entziffern, aber es ist ein junges Mädchen, die Tochter eines Kirchenpatrons. Nur die Schlußworte sind wieder ganz deutlich: ‚eine fröhliche Urständ.'"

„Eine fröhliche Auferstehung," übersetzte Hilde leise, das war dieselbe Hoffnung, die sie auch auf den Kreuzen draußen, in Poesie und Prosa ausgedrückt, gelesen hatte, die uralte Hoffnung des Menschengeschlechts auf Verbesserung und Vervoll-

kommnung in einem anderen Leben. Soweit ihre Kenntnis reichte, hatten alle Völker mit höher entwickelter Kultur sie gehegt, die Ägypter, die Juden, die Griechen und Römer, ja sogar die altnordischen, halbwilden Völkerschaften hatten ihr Walhall gehabt. — Sollte der Glaube an die Unsterblichkeit in der Menschenseele schlummern wie der Instinkt im Tier, dem die Kenntnis von dem, was zu wissen ihm notwendig ist, angeboren wird?

Hilde strich die blonden Löckchen mit tiefem Atemzug aus der Stirn, blickte durch die gotischen Fenster in den blauen Himmel hinauf und in ihr Herz zog es wie Wärme und Sonnenschein.

„Wir müssen wohl zurückkehren," mahnte endlich Paul Wahrholm, der vereint mit dem Kandidaten noch verschiedene Votivtafeln an den Wänden studiert hatte, „die Damen erwarten uns pünktlich um sieben Uhr, der Dampfer kommt bald danach hier vorüber und soll uns mitnehmen."

Er schritt voraus der Thür zu. Der Kandidat aber näherte sich Hilde, sah ihr mit warmem Blick ins Gesicht und fragte eindringlich: „Werden Sie meine Bitte erfüllen, Fräulein Hilde, und in meine Kirche kommen?"

„Ja," sprach das Mädchen leise, aber bestimmt.

Über das Gesicht des jungen Mannes huschte es wie ein Sonnenstrahl, er drückte herzlich ihre Hand. „Ich danke Ihnen, wenden Sie sich an die große hagere Kirchenfrau mit der weißen Haube, sie wird Ihnen einen guten Platz anweisen.“

Die Sonne war längst zur Rüste gegangen und weiße Nebel brauten über dem Flußthal, als der Dampfer mit den Heimkehrenden sich der Stadt näherte. In vielzackiger Silhouette hob sich ihr Profil gegen den klaren Himmel ab und ein Lichterkranz spannte sich darunter in weitem Bogen über die Ebene.

„Fast wie Venedig,“ scherzte Paul Wahrholm auf die Äußerung eines Mitreisenden.

„Der lange Aufenthalt im Süden muß doch eine reizende Erinnerung für Sie sein,“ meinte Frau Niederstetter.

„Das ist er auch und das Schönste daran war das Gefühl der Genesung,“ antwortete Paul mit Wärme. „Wenn man krank, sterbensmüde und gleichgültig gegen alles von Hause fortgeschleppt wird und dann von Tag zu Tage fühlt, wie Kraft, Lebenslust und Lebensfreude wiederkehren, das ist ein Gefühl, dem nichts gleicht. Die Seligen im Paradiese können nicht glücklicher sein, als ich es war, als ich zum

ersten Mal fühlte, daß ich wieder konnte, was andere meines Alters können, daß meine Krankheit der Vergangenheit angehörte."

„Mein Sohn hat auch sehr Interessantes kennen gelernt und sich Anregung fürs Leben davon mitgebracht," führte Herr Wahrholm das Gespräch weiter, „er hat, da er vorzugsweise milde Seeluft atmen sollte, das ganze Mittelmeer bereist und unter der Führung des jungen Arztes und Naturforschers, den ich ihm seiner Jugend wegen mitgegeben hatte, zwei wissenschaftliche Expeditionen zur Erforschung der maritimen Flora und Fauna mitgemacht."

„Ich alter Mann könnte Sie beneiden," rief Professor Steinert ganz begeistert. „So der Natur hinter die Coulissen schauen zu dürfen, mit eigenen Augen zu sehen, was wir armen Bücherratten nur durch Vermittelung der Druckerschwärze erfahren, das muß eine Wonne sein. Sie können Ihren Eltern nicht genug danken."

„Ich thue es, indem ich mich bemühe, ein tüchtiger Maschinenfabrikant zu werden, während meine Neigung dem Studium der Naturwissenschaften zustrebt, aber — ich bin ja der einzige Sohn und Papas Lebenswerk soll nicht mit ihm sterben."

„Bravo," rief der Professor.

„Stopp,“ tönte es vom Steuer, man war am Ziel. Hilde und Egon fuhren aus tiefem Sinnen empor, sie hatten wieder nebeneinandergesessen, aber kaum ein Wort gewechselt, es waren der Gedanken zu viele, die auf sie einstürmten.

V.

Zwei Tage später, am Sonntag Nachmittag klopfte Frau Niederstetter an die Thür des Formers Schmieder. Alma selbst öffnete und fuhr, glutrot im Gesicht, mit einem Schrei der Überraschung zurück.

„Nun, Alma, das sind ja merkwürdige Dinge, die ich von Ihnen höre," sprach die Dame im Eintreten. „Ich komme selbst, um mich von der Wahrheit zu überzeugen."

Alma führte ihren Gast durch die Küche, die gleichzeitig als Entree diente, in ein freundliches, ziemlich geräumiges Zimmer, mit altmodischer, aber behaglicher Einrichtung, hinter dem noch ein kleines Schlafzimmer lag. Es sah in allen Räumen sehr sauber aus und die vielen aus weißer Baumwolle gehäkelten Decken und Deckchen, die auf Sofa, Kommode und Tischen lagen, zeugten davon, daß fleißige Frauenhände für die Ausschmückung der Behausung thätig gewesen waren. Die verstorbene Frau Rendant hatte

wohl in ihren letzten Lebensjahren das Häkelzeug als Unterhaltungsmittel gebraucht.

Alma nahm der alten Dame mit zitternden Händen das Mäntelchen von der Schulter und führte sie zum Sofa, sie war immer noch so verlegen, daß sie kaum sprechen konnte.

„Nun sagen Sie, Alma, was hat Sie zu diesem wahnsinnigen Schritt bewogen?“

Die Angeredete hatte sich endlich gefaßt und auf einem Stuhl dem Sofa gegenüber Platz genommen.

„Die Liebe zu meinem Hans und die Überzeugung, daß ich zu seinem Glück nötig bin. Wir wollen der Welt zeigen, daß nicht Gesetzesparagraphen und Priesterwort das Band zwischen Mann und Weib sein sollen, sondern die freie Liebe, die nach keiner Satzung fragt.“

„Gut gelernt, Alma, aus welchem Buche ist das Citat?“ fragte die Professorin sarkastisch.

Alma brach in Thränen aus. „Sie verspotten mich, gnädige Frau, aber Sie thun mir unrecht — uns beiden unrecht — denn wir meinen es ganz ehrlich und aufrichtig.“

„Das glaube ich Ihnen ja gern, liebe Alma,“ erwiderte die alte Dame herzlich, „glauben Sie, daß ich zu Ihnen gekommen wäre, wenn ich Sie für

eine Dirne hielte? Sie sind aber in einem schweren Irrtum begriffen, Sie haben ein Haus ohne Fundament gebaut, Sie müssen also gewärtigen, daß es über kurz oder lang einstürzt. Was soll aus Ihnen werden, wenn Schmieder Ihrer überdrüssig wird?"

„O, das wird nie geschehen," rief die junge Frau enthusiastisch, „er liebt mich von ganzem Herzen und weiß, daß ich seinen Verlust nicht überleben würde."

„Er hat seine erste Frau auch geliebt, sonst hätte er sie nicht geheiratet, er muß auch vermuten, daß sie noch mit Liebe an ihm hängt, sonst würde sie die Scheidung, die ihr sicher Vorteil brächte, nicht so konsequent verweigern. Und doch ist sie ihm völlig gleichgültig geworden, nachdem die Leidenschaft verraucht war. Haben Sie sich das klar gemacht, Alma? Haben Sie daran gedacht, daß Ihre Kinder, falls Sie welche haben, als vaterlos gelten?"

Die junge Frau errötete tief. „Vielleicht ist bis dahin die neue Zeit schon angebrochen," meinte sie, „und wenn nicht — in alten Zeiten hat, wie Hans sagt, immer nur das Mutterrecht gegolten und niemand nach dem Vater gefragt, wenn der Mensch nur brav war."

„Nun, Ihr Hans weiß zu reden, das merke ich," sprach die alte Dame, „hoffentlich kommt er bald heim, ich möchte ihn gern sprechen."

Ihr Wunsch wurde schon in den nächsten Minuten erfüllt, Schmieder trat in die Thür. Er sah heute im Sonntagsanzuge völlig wie der gebildete Mann aus, der er war, und seine Stattlichkeit ließ es begreiflich erscheinen, daß er harmlosen Frauengemütern gefährlich werden konnte. Über Almas Gesicht ging ein Leuchten, als sie zu ihm aufsah.

Der Mann stutzte, als er die alte Dame, die er durch Zufall von Ansehen kannte, auf seinem Sofa erblickte, faßte sich aber schnell und schritt auf sie zu, um ihr die Hand zu küssen und sie in seinem Hause willkommen zu heißen.

„Sie sind erstaunt, mich hier zu sehen," begann die Dame das Gespräch, „es befindet sich aber in Ihrem Hause, unter sehr merkwürdigen Verhältnissen ein junges Wesen, für das ich herzlichstes Interesse hege. Sie werden es daher begreiflich finden, wenn ich gekommen bin, um Sie zu fragen, welche Garantie Sie für Almas dauerndes Glück bieten können."

Dem Manne rötete sich die Stirn, es ärgerte ihn, daß die resolute alte Dame ihm so die Pistole auf die Brust setzte. Er richtete sich stolz auf, warf

den Kopf zurück und erwiderte mit pathetischer Gebärde: „Die Garantie für das Glück meiner Frau liegt in meinem Herzen.“

„Das hört sich recht hübsch an, Herr Schmieder,“ erwiderte Frau Niederstetter, „und im Grunde haben Sie auch recht, das Glück muß im Herzen der Beteiligten seine Grundlage haben, aber wenn nun dem Gebäude der Ehe die Stütze der Gesetzmäßigkeit fehlt und das Herz ins Schwanken gerät — was dann? Ich denke, Sie haben schon einmal bewiesen, daß Ihr Herz sich irren kann.“

„Jedes Menschenherz kann irren,“ antwortete Schmieder ernst. „Hat denn die Stütze der Gesetzmäßigkeit meine erste Ehe gehalten?“

„Ihre erste Ehe ist trotz der Gesetzmäßigkeit gebrochen, weil Sie selbst keine Achtung vor dem wohlthätigsten aller Gesetze hatten. Das aber ist das erste Erfordernis.“

„Sie wollen also zwei Menschen unter allen Umständen zusammenschmieden wie Galeerensklaven, nur weil sie sich aus Irrtum einmal vereinigt haben?“

„Bei Leibe nicht,“ rief die alte Dame eifrig, „ich tadle es lebhaft, daß man sich in der Gesetzgebung bemüht, die Ehescheidung noch immer mehr zu erschweren. Es giebt Fälle, in denen eine

Trennung den Beteiligten Erlösung ist; aber es ist doch ein himmelweiter Unterschied zwischen einem solchen Ausnahmefall und der Regel. Was Sie und Ihre Gesinnungsgenossen an Stelle des alten geheiligten Instituts der Ehe einführen wollen, ist unheilvoll für Mann und Weib und am meisten für die Kinder, die einer solchen Vereinigung entspringen."

„Das kann ich nicht einsehen," erwiderte Schmieder, „wenn Kinder Unfrieden zwischen den Eltern sehen, wirkt es schlimmer auf sie, als eine Trennung."

„Das will ich zugeben, darum müssen Eltern ihren Kindern den Unfrieden fernhalten. Übersetzen Sie Ihre Theorien aber doch einmal in Wirklichkeit. Sie sind jetzt etwa dreißig Jahre alt und haben die zweite Frau — bis zu Ihrem fünfzigsten Jahre ist sicherlich, wenn Ihnen Thür und Thor offenstehen, das halbe Dutzend voll. Die von Ihnen aufgegebenen Frauen trösten sich wieder mit andern Männern, denn was dem einen recht, ist dem andern billig — wer soll für die Kinder sorgen, die nicht mehr wissen, wen sie als Vater und Mutter anzusehen haben?"

„Der Staat," antwortete Schmieder prompt,

„sowie alle Individuen gleichmäßig für ihn arbeiten sollen, hat auch er für alle gleichmäßig zu sorgen.“

„Also Findelhaus im großen, Massenerziehung, wie unvermeidlich, nach der Schablone — als Resultat nicht individuelle Persönlichkeiten, sondern Dutzendmenschen ohne Sinn für das Heiligste, die Familie. Jede behaglich eingerichtete Häuslichkeit nur eine Art Gasthaus mit wechselnden Bewohnern.“

„Ganz so dürfte es doch wohl nicht kommen,“ meinte der Mann überlegen, „aber Sie müssen doch zugeben, daß unsere heutigen Eheverhältnisse nichts weniger als befriedigend sind.“

„Das muß ich leider zugeben, aber auf die von Ihnen vorgeschlagene Art werden Sie keine Besserung erzielen. Es ist mit der gesetzlichen Ehe und mit Ihrem Surrogat dafür, wie mit einem Hause, das man besitzt, oder in dem man zur Miete wohnt.

„In meiner Kindheit bewohnte mein Vater als Universitäts-Bibliothekar eine Dienstwohnung. Wenn ich heute daran zurückdenke, so steht sie vor mir als das non plus ultra von Mangelhaftigkeit und doch knüpfen sich meine schönsten Erinnerungen daran. In dem Bewußtsein, daß ein Wechsel ausgeschlossen sei, besserten und putzten wir unausgesetzt daran, freuten uns an jeder Vervollkommnung und waren

schliesslich der Meinung, dass keine andere Wohnung so behaglich sei wie die unsrige. Das alte Haus ist mir bis zu meiner Verheiratung ein liebes Heim gewesen.

„Auf eine Wohnung, welche man nach Belieben wechseln kann, verwendet man weder Mühe noch Kosten, man zieht eben aus, wenn sie nicht zu passen scheint, und wer sich einmal an das Herumziehen gewöhnt hat, hält es auf die Dauer nirgend mehr aus. So wird es mit der Ehe gehen, wenn Sie den dauernden Besitz in einen Vertrag auf Kündigung verwandeln."

„Einen Vertrag, der befriedigt, kündigt man aber nicht," wendete Schmieder ein.

Frau Niederstetter schüttelte den Kopf. „Den meisten von Euch Männern ist die Liebe zum Weibe — das heisst zu einem bestimmten Weibe — nur eine Episode, die vorübergeht."

„Und halten Sie es denn für ein Glück, zwei Menschen noch länger aneinanderzufesseln, wenn diese Episode, wie Sie es nennen, vorüber ist?"

„Lieber Schmieder, ich sprach von den Männern. Wir Frauen sind anders organisiert — Ausnahmen natürlich zugegeben. Was das weibliche Herz einmal erfasst hat, das hält es fest, wenn man es ihm

nicht gewaltsam zerbricht. Das Weib hängt am Mann, den es besessen hat, der der Vater seiner Kinder ist, bis zum letzten Atemzuge, und wenn es sich gewaltsam von ihm lösen muß, so geht häufig sein bestes Teil dabei zu Grunde. Das aber würde in den meisten Fällen der Ausgang sein. Freiwillige Aufgabe von der einen Seite, ein gebrochenes Herz auf der andern. Ich habe Ihre Alma lieb, ein solches Schicksal für sie würde mich schmerzen."

Der Mann beugte sich über die Hand der alten Dame und küßte sie.

„Sie meinen es herzlich gut, Frau Professor, aber fürchten Sie nichts, ich bin ein ehrlicher Mann, und hoffe, mit Alma noch das fünzigjährige Jubiläum unserer Vereinigung zu feiern. Glauben Sie, wir Neuen meinen es auch gut mit dem weiblichen Geschlecht. Es werden von Jahr zu Jahr weniger Ehen geschlossen, und mehr als die Hälfte der Frauen bleibt von dem eigentlichen Beruf des Weibes ausgeschlossen. Ein großer Teil der Ehelosen verkümmert darüber an Leib und Seele. Dem wollen wir durch naturgemäßere Institutionen abhelfen."

„Ich weiß, daß Ihr es gut meint, aber Ihr seid im Irrtum, Ihr schadet, wo Ihr helfen wollt. Hütet Euch, die Axt an die Wurzel der Familie zu

legen, sie ist der starke Stamm, auf dem unsere Kultur ruht. — Denken Sie an Rom, Herr Schmieder, sein Weltreich zerfiel, seine Kultur verfaulte von innen heraus, als Üppigkeit und Sittenlosigkeit überhand nahmen. Auch dort begann der Verfall mit dem Ruin des Familienlebens.“ —

Alma, die bald nach der Heimkehr des Mannes das Zimmer verlassen hatte, kehrte jetzt zurück und machte sich an einem großen Glasschrank, der Porzellan und Glas enthielt, zu schaffen, sie bereitete augenscheinlich einen Imbiß vor. Schmieder folgte ihrer schlanken Gestalt mit verliebten Blicken und schaute unmutig auf die Thür, als sie hinausging. Jetzt erschien sie wieder und trug ein Tablet mit Theegerät und kleinem Backwerk. Sie hatte alles so zierlich arrangiert, wie sie es in den feinen Häusern, in denen sie bisher als Schneiderin arbeitete, gesehen hatte. Das Porzellan war altmodisch und die Vergoldung abgenutzt, aber es war einst geschmackvoll und solide gewesen, auch fehlte es nicht an ebenso solidem, altem Silberzeug. Die Vorstellung, sich in der Wohnung eines Arbeiters zu befinden, wurde Frau Niederstetter schwer, und sie sprach es aus, während sie freundlich eine Tasse Thee aus der Hand der jungen Frau nahm.

„Sie sind aus gutem Hause, Herr Schmieder, und haben wissenschaftliche Bildung, wie halten Sie es nur im Verkehr mit dem rohen Arbeitervolk aus?“

„Ich bemühe mich, das rohe Material zu veredeln, gnädige Frau, und finde darin meine Befriedigung. Ich habe Lesezirkel und Vortragszusammenkünfte eingerichtet und teile den Genossen von den Errungenschaften der Neuzeit mit, was ihrem Fassungsvermögen zugänglich ist. Sie glauben nicht, welch dankbares Auditorium ich habe. Mancher Professor könnte mich darum beneiden.“

„Und Sie beginnen auch hier damit, daß Sie das Fundament zerstören, indem Sie den armen urteilslosen Leuten die Religion nehmen, indem Sie ihr armseliges Leben des letzten Restes von Poesie entkleiden.“

„Wir brauchen keine Religion und wir brauchen keine Poesie, gnädige Frau, denn wir haben die Wissenschaft. Uns thut not, allen Ballast von uns zu thun, das unklare Sehnen nach einem besseren Jenseits, das nur die frische Kraft lähmt, damit wir dem Ziele — daß jeder Mensch hier auf Erden glücklich sei — immer näher rücken.“

„O, Ihr Thoren,“ rief die Frau, „Glück, ungetrübtes Glück für alle hier auf Erden? — Welcher

Gedanke! — Da müßtet Ihr das Menschengeschlecht erst umschaffen, denn in der eigenen Brust wohnt das Glück, und nur wenige wissen es zu finden. Nicht in der materiellen Lage allein ruht die Befriedigung, und könntet Ihr diese auch für alle gleichmäßig gestalten, das Unglück könnt Ihr dem einzelnen nicht fernhalten, und hier giebt die Wissenschaft keinen Trost. Was nützt sie dem, der an den Gräbern seiner Liebsten steht, was nützt sie dem Armen, den ein unverschuldeter Unglücksfall zum nutzlosen Krüppel macht. Hier tröstet nur die Religion und ihre Lehre von der Unsterblichkeit."

„Sie wollen also," warf Schmieder ein, „den Glauben an die Unsterblichkeit erhalten wissen, als Mittel zum Zweck, nicht aus Überzeugung."

„Ich will ihn aufrecht erhalten wissen aus Überzeugung — aus wirklicher Überzeugung, denn ich glaube daran," rief die alte Frau feierlich, „ich glaube daran, trotz aller Naturwissenschaft, denn diese widerspricht nicht."

„Aber sie beweist auch nicht," sprach Schmieder, „und nur der Beweis ist entscheidend."

„Er ist nicht entscheidend, wo es sich um Gebiete handelt, die unserer sinnlichen Wahrnehmung verschlossen sind. Wie wollen Sie zum Beispiel einem

Blindgeborenen beweisen, daß man zehn Meilen entfernte Berge noch wahrnehmen könne? Sie können es nicht, wenn er es Ihnen nicht glaubt. Das einfache Gesetz der Logik scheint mich auf die Fortdauer des Menschengeistes hinzuweisen, weil er allein unter allem Lebenden aus innerem Trieb nach Veredelung strebt, weil es für ihn ideale Güter giebt. Dieser Trieb zur Veredelung ist meiner Meinung nach schon Beweis genug, denn er wäre unnütz, wenn seine Resultate mit dem Individuum vergehen müßten."

„Doch nicht," warf Schmieder ein, „nach der Vererbungstheorie kommt jeder Fortschritt der ganzen Rasse zu gut, und die Natur arbeitet daran, die Art nicht nur zu erhalten, sondern zu verbessern."

„Nun, dann hat die Natur in den letzten fünftausend Jahren in Bezug auf das Menschengeschlecht so ziemlich umsonst gearbeitet, und das pflegt ihr nicht zu passieren. Die Ausgrabungen in Griechenland und Ägypten in den letzten Jahrzehnten haben ganz merkwürdige Resultate geliefert. Wir sind heute in der Kultur wohl wenig weiter, als es die Ägypter zu Zeiten des Moses waren. Wenn die Natur aber derartigen Wechsel, wie er nach dieser Richtung durchweg auf der Erde herrscht, dauernd

zugiebt, so beweist sie damit, daß sie anderes im Auge hat als eine fortschreitende Verbesserung der Art. Ein zweiter Beweis für die Fortdauer liegt für mich im Instinkt des Menschen, der immer wieder darauf zurückgreift, so oft feindliche Zeitströmungen sich dieser Vorstellung entgegenstellen. Blicken Sie in die Weltgeschichte zurück. Aus den Trümmern eines zerfallenden Kultus wächst stets eine neue Religion hervor, die denselben Grundsatz des Fortlebens in anderer Form bringt. Sollte aber, was dem ganzen Menschengeschlecht so eingeboren ist, daß es wie ein frischer Quell immer wieder hervorbricht, wie oft man es auch zu verschütten versucht, nicht Fingerzeig der Natur sein? Nein, Herr Schmieder, unser Menschentum ist unvollkommen und wird stets unvollkommen bleiben, darum ist es in meinen Augen nur ein Übergangsstadium, wie wir es in der Natur auch sonst noch beobachten können; aber es ist nicht abgeschlossen. Die Natur, oder, wie ich sage, Gott, schafft nichts Unvollkommenes."

Alma präsentierte die frischgefüllte Theetasse.

„Sie haben recht, Alma, mich an Ihre Gegenwart zu erinnern, wir beide vergaßen Sie über unserem Gespräch."

„O, ich höre so gern zu, liebe gnädige Frau, ich freue mich so, Sie in unserem Hause zu sehen.“

„Ich wollte mich von allen Verhältnissen durch den Augenschein überzeugen und habe, nun es geschehen ist, noch eine Frage an Sie beide. Sie haben Ihre ‚Ehe‘, wie Sie Ihre Vereinigung nennen, aus freier Liebe geschlossen. Das heißt, Sie haben aus der Not eine Tugend gemacht, weil die gesetzliche Ehe für Sie ausgeschlossen war. Würden Sie das Versäumte nachholen, Herr Schmieder, wenn es mir gelänge, Ihre Frau zu einer Scheidung zu bewegen?“

„Gnädige Frau, das hieße meiner eigenen Lehre ins Gesicht schlagen,“ antwortete Schmieder.

„Und eben sprachen Sie aus, daß Sie mit Alma Ihre goldene Hochzeit zu feiern hofften.“

„Gewiß, ich hoffe und wünsche es, aber die Hoffnung soll nicht durch Zwang zur Erfüllung gebracht werden.“

„Hm, hm,“ machte Frau Niederstetter. Alma aber warf sich weinend an Schmieders Brust.

„Hans, lieber einziger Hans, nimm den Vorschlag der gütigen Dame an, ich bitte Dich von Herzen.“

Die junge Frau hatte Grund zu dieser Bitte.

Seitdem eine Dame, bei der sie früher wöchentlich gearbeitet hatte, ihren Gruß auf der Straße durch Wegwenden des Hauptes beantwortet, seitdem ihre alte gelähmte Großmutter, die immer noch bei Köhlers lebte, sie abgewiesen hatte, war ihr zum Bewußtsein gekommen, daß die Welt eine Verworfene in ihr sah, und viele heimliche Thränen waren schon über diese Erkenntnis geflossen. Schmieder durfte diese aber nicht sehen, wenn sie von ihm nicht feige und kleinherzig genannt sein wollte.

„Sehen Sie zu, was Sie ausrichten, gnädige Frau," sprach der Mann endlich zögernd, „wir können dann weiter sprechen." Aber es zuckte, während er sprach, spöttisch um seinen Mund, er glaubte das Resultat zu wissen. Immerhin benutzte er die Gelegenheit, um Alma zärtlich zu küssen.

Frau Niederstetter erhob sich. „Es ist spät geworden, und mein Mann soll nicht auf sein Abendessen warten. Wollen Sie mir eine Droschke holen, Herr Schmieder? Es giebt wohl auch in diesem Stadtviertel einen Halteplatz."

„Er ist sogar ganz in der Nähe, gnädige Frau, und Sie sollen sofort bedient sein."

Er verließ das Zimmer, und Frau Niederstetter wendete sich zu Alma. „Ich habe Ihnen eben ver-

sprochen, liebes Kind, den Versuch zu machen, Frau Schmieder zu einer Scheidung zu bewegen, weiß aber nicht, ob meine Bemühungen Erfolg haben werden. Bevor Sie Schmieders rechtmäßige Gattin sind, kann ich Sie nicht bitten, Ihre alten Beziehungen zu meinem Hause wieder aufzunehmen, das hieße Ihre augenblickliche Stellung vor der Welt sanktionieren, und das kann ich nicht, aus Überzeugung nicht. Sie wissen wohl, ich bin sonst nicht feige, mich leitet nicht die Anschauung anderer, sondern die eigene. Sind Sie aber einmal in Not," fuhr sie fort, als sie sah, daß Alma erbleichend das Haupt senkte, „so wissen Sie, wo eine alte Freundin zu finden ist. Ich werde stets bereit sein, mit ganzer Kraft für Sie einzutreten."

Frau Niederstetter nahm das Mäntelchen aus Almas Händen, strich der jungen Frau, die ihr mit halb erstickter Stimme zu danken versuchte, freundlich über die Wange und verließ das Zimmer. Draußen fuhr die Droschke vor, Schmieder half mit der Gewandtheit eines Gentleman beim Einsteigen, und in tiefen Gedanken fuhr die alte Dame ihrer Wohnung zu.

Der Mann aber kehrte in die Wohnung zurück und schloß seine Geliebte fest in die Arme, als wollte er sich für den Zwang der letzten Stunde entschädigen.

„Eine gute Frau, die Professorin,“ sprach er, „aber noch ganz in alten Vorurteilen befangen. Laß Dir die Laune nicht verderben, mein Lieb, laß uns das schöne Leben genießen, so lange wir noch jung sind und uns lieben.“

Er zog sie kosend auf das Sofa nieder, und Alma erwiderte seine Liebkosungen, aber ihre Gedanken flogen weiter, zu der Frau, der der Platz an der Seite des geliebten Mannes gebührte, und die man zu einem freiwilligen Verzicht überreden wollte. Auch sie hatte einst in seinen Armen geruht, und er hatte ihr von der goldenen Hochzeit gesprochen.

Da war es Alma, als griffe eine eisige Hand in ihren Busen und preßte das arme Herz darin zusammen, als sollte es stille stehen. — Sie schauderte zusammen und löste sich langsam aus den sie umschlingenden Armen ihres Geliebten.

* * *

An einem der nächsten Tage fuhr Frau Professor Niederstetter eine Station mit der Eisenbahn und schlug dann, nach eingezogener Erkundigung, zu Fuß den Weg nach einem nahe gelegenen Dorf ein. Sie wußte, daß dort bei ihrem Vater, dem Schullehrer, Frau Schmieder wohnte.

Es waren doch ganz seltsame Gefühle, die die resolute Dame überkamen, als sie sich dem Hause näherte. Sie kam ja, eine rechtmäßige Gattin zum Verzicht zu Gunsten einer unrechtmäßigen aufzufordern.

Eine mittelgroße, recht hübsche Frau, in der Mitte der Zwanziger, öffnete ihr und gab sich als die Gesuchte zu erkennen. Sie trug das schwarze Haar glatt gescheitelt und ihre Gesichtszüge drückten ruhiges, gesammeltes Wesen und eine nicht gewöhnliche Energie aus. Frau Niederstetter sagte sich sofort, daß diese Frau mit einem Manne wie Schmieder nur bei gleichen Anschauungen in Frieden leben konnte. Gegensätze mußten harte Kämpfe herbeiführen, denn Schmieder würde Widerspruch kaum vertragen, und diese Frau sicherlich niemals etwas gegen ihre Überzeugung sagen oder thun.

Frau Schmieder führte den Gast in die niedere, ländlich eingerichtete Wohnstube und lud zum Sitzen ein. Frau Niederstetter teilte ihr ohne jeden Rückhalt den Grund ihres Kommens mit und fragte sie, ob sie eine Versöhnung mit ihrem Manne wünsche und für möglich halte. Im Verneinungsfalle wolle sie ihr zu einer gesetzlichen Scheidung raten, um das Ärgernis, das Schmieder und Alma infolge ihrer Weigerung der Welt gäben, fortzuschaffen.

„Nein, Frau Professor," lautete die ruhige Antwort, „ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen, es ginge gegen mein Gewissen. Es geht heute ein Zug durch die Welt, der Sitte und Gesetz umstürzen will, um etwas Neues dafür einzuführen, was sich der eine so, der andere so denkt. Ich muß ja zugeben, daß recht vieles in unseren Einrichtungen besser sein könnte und auch gebessert werden muß. Diejenigen aber, die damit anfangen wollen, erst einmal alles über den Haufen zu werfen, um recht gründlich neu bauen zu können, richten nur Unheil an und man darf sie daher nicht unterstützen.

„Wenn einer, während er sein Haus neu aufbaut, darin wohnen muß — und wir können aus unserer Welt doch nicht heraus — so darf er es nicht erst ganz zusammenschütteln, dann hat er einen Steinhaufen statt einer Wohnung, und ehe diese wieder benutzbar wird, sind die Bewohner zu Grunde gegangen. Die Neuen machen sich theoretisch Systeme zurecht, die sich gelesen recht hübsch anhören. Mein Mann hat mir viele Bücher darüber gegeben. Aber in der Praxis sehen sie anders aus, denn sie sind nur für gedachte Menschen berechnet. Wenn sie sagen, daß die Frau nur in der Ehe ihren wahren Beruf erfüllt, so haben sie recht und jedes

Mädchen wird gewiß gern heiraten, wenn der Rechte kommt. Aber wir Frauen sind nun einmal so, was wir haben, wollen wir auch behalten, sonst mögen wir es lieber gar nicht."

„Da haben Sie gewiß recht, Frau Schmieder," sprach die Professorin, „und ich stimme Ihnen durchaus bei; wenn nun aber das Band doch schon gerissen ist, wie bei Ihnen, was hilft es da, gewaltsam halten zu wollen, was sich nicht halten läßt?"

Die Frau sann nach, es wurde ihr augenscheinlich nicht leicht, die Gedanken zu Sätzen zu formen, hatte sie aber die Worte gefunden, so sprach sie ruhig und klar, wie von ihrer Anschauung fest durchdrungen.

„Frau Professor, mein Mann kann keine brave, rechtschaffene Frau mehr unglücklich machen, wenn ich ihn nicht freigebe. Er gehört zu den Männern, die nicht treu sein können, weil sie immer nur begehren, was sie nicht haben. Der Besitz wird ihnen bald langweilig. Ich bin ihm auch nur langweilig geworden und erst nachträglich hat er es sich zurechtgelegt, daß wir nicht zusammen passen. Er wird auch der Frau, mit der er jetzt lebt, nicht treu bleiben, diese hat aber kein Recht zur Klage, sie ist ja nicht seine Frau. Die Treue liegt eben nicht in

seiner Natur, darum kommt ihm die Lehre von der freien Liebe gerade recht, sie erklärt ja als gut und richtig, was nach unserer alten Moral sündhaft und verwerflich ist."

„Wenn Sie aber meinen, daß Ihr Mann Ihrer einfach überdrüssig ist, warum wollen Sie ihn denn nicht aufgeben?" fragte Frau Niederstetter, „Ihr Stolz müßte es Ihnen doch so gebieten."

„Mit dem Stolz ist es ein eigenes Ding, gnädige Frau, einer ist auf dieses stolz und der andere auf jenes. Mein Stolz ist, meine Pflicht so zu thun, wie ich sie auffasse. Ich sagte Ihnen schon den einen Grund, der mich hindert, ihn freizugeben, es ist aber nicht der Hauptgrund."

„Nun, und dieser Hauptgrund?" fragte der Gast.

Eine glühende Röte breitete sich langsam über Gesicht und Hals der jungen Frau aus. „Frau Professor, ich hab' ihn lieb gehabt — und wenn ich ihn jetzt auch aus meinem Herzen gerissen habe, ich fühle mich doch als seine Frau. Einmal wird die Zeit kommen, vielleicht wenn er ein alter Mann sein wird, wo ihn alle seine Liebchen im Stich lassen, wo er vielleicht krank und elend sich nach einer helfenden Hand umsieht. Dann wird die rechtmäßige Ehefrau da sein und dann wird er die Ehe, die nur

der Tod scheidet, auch wenn es einmal Stürme darin giebt, zu schätzen wissen."

Die alte Dame erhob sich und reichte der jungen Frau die Hand. „Wenn das Ihre Gründe sind, so will ich kein Wort mehr verlieren. Ich glaubte, Sie hätten sich beiderseitig für immer aufgegeben und Sie wollten den Treulosen nur Ihre Macht fühlen lassen. Ich persönlich würde anders handeln wie Sie, aber das ist Ansichtssache; Ihre Motive sind hochachtbare. Mich hat nur das Mitleid mit der armen Alma, die trotz ihres exaltierten Charakters schwach und leitungsbedürftig, aber liebenswürdig ist, zu Ihnen geführt. Ich freue mich, Sie kennen gelernt zu haben, Sie sind ein Charakter."

Die Frauen sprachen noch über Dinge des äußeren Lebens und Frau Schmieder erzählte, daß sie jetzt, an Stelle ihrer verstorbenen Mutter, dem Vater den Haushalt führe. Nach dessen binnen ein bis zwei Jahren erfolgender Pensionierung wolle sie mit ihm nach der Stadt ziehen und ein kleines Kosthaus errichten.

„Mein Jungchen ist im Alter von sechs Wochen gestorben, mich allein werde ich schon durchbringen," meinte die resolute Frau, „ich werde nie nötig haben, meinen Mann um Unterstützung zu bitten."

Sie geleitete ihren Gast noch bis zur Eisenbahnstation, und Frau Niederstetter trat die Rückfahrt in sehr ernster Stimmung an. Almas Schicksal war jetzt besiegelt, aber sie mußte die legitime Frau hochschätzen. Sicher liebte sie ihren treulosen Mann immer noch — welchen Schatz hatte der Thor von sich gewiesen!

VI.

Ein herbstklarer Sonntagsmorgen lächelte über den Straßen der alten Stadt, von allen Türmen läuteten die Glocken zum Gottesdienst und auf allen Straßen zogen erbauungsbedürftige Landleute im Sonntagsputz der Stadt zu.

In ihrem zierlichen Mädchenstübchen stand Hilde Steiner und kämpfte einen letzten Kampf. Sie wollte so gern zur Kirche gehen, es zog sie mächtig dahin, ohne daß sie sich Rechenschaft über das Warum abzulegen wußte. „Es muß wohl Neugierde sein," meinte sie schließlich. Und gehen mußte sie ja eigentlich, sie hatte es dem jungen Kandidaten versprochen und ehrliche Leute halten Wort. — Ja, gehen mußte sie.

Aber wenn die alte Amalie fragte, wo sie hinginge? Oder wenn Papa sie bei der Rückkehr beträfe? Sie sann ein Weilchen nach und warf dann energisch den Kopf in die Höhe. Warum das Zaudern und Zagen. Für Amalie fand sich wohl

eine Ausrede, und Papa würde sie die Wahrheit sagen, ihren Kirchenbesuch als einen Akt der Höflichkeit hinstellen. Sie hielt ihn ja selbst dafür.

Sie vollendete rasch ihren Anzug und schickte sich zum Gehen an. Halt, gebrauchte man nicht in der Kirche ein Gesangbuch? Sie besaß noch eines aus dem Nachlaß ihrer verstorbenen Mutter, es stand seitdem unberührt in der Ecke ihres Bücherschränkchens. Da war es — aber sie wollte es doch lieber in die Tasche schieben — wie, wenn eine Freundin sie fragte, warum sie, die Religionslose, in die Kirche ginge?

Amalie war in der Küche und Papa in seiner Arbeitsstube, als sie das Haus verließ. Sie atmete erleichtert auf und schlug den Weg zur Altstadt ein.

Das Glockengeläut war längst verstummt und feierliche Orgeltöne schallten ihr entgegen, als sie in die hochgewölbte Vorhalle eintrat. Zaghaft that sie einige Schritte — da kam die große hagere Frau mit der weißen Haube, von der Egon gesprochen hatte, auf sie zu — sie schien sie erwartet zu haben — faßte sie leise am Ärmel und führte sie in dieser absonderlichen Form fast durch die ganze Länge der Kirche zu einer Sitzreihe, in der ein Platz leer geblieben war, obgleich rund herum alle Stände dicht

besetzt waren. Mit den leisen Worten: „Hier, Fräuleinchen," wies sie darauf hin und verschwand sofort.

Im ersten Augenblick wagte Hilde gar nicht aufzublicken, ihr war als müßten alle Augen auf sie, die zu spät Gekommene, gerichtet sein, aber bald wurde sie gewahr, daß immer noch neue Andächtige eintraten und daß niemand auf sie achtete, das gab ihr wieder Mut. Sie zog ihr Gesangbuch hervor und blätterte unschlüssig darin hin und her. Da traf sie auf den Namen Paul Gerhard, sie kannte ihn aus der Litteraturstunde, sie wußte, er war einer der vorzüglichsten Kirchendichter des siebzehnten Jahrhunderts gewesen. Sie wollte sich jetzt selbst überzeugen und las die tief empfundenen Verse, während die Orgel mächtig durch den Raum brauste und ihr Herz in banger Erwartung schlug, sie wußte nicht weshalb.

„Befiehl Du Deine Wege
Und was Dein Herze kränkt,
Der allertreusten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da Dein Fuß gehen kann."

Ja, trostreich mußte ein solcher felsenfester Glaube sein, aber wer hatte ihn noch? —

Während sie die letzten Zeilen las, schwieg der Gesang und die Orgel schloß mit einem kurzen Nachspiel.

Wie ein leises Rauschen und Knistern ging es jetzt durch die Kirche, die Gemeinde erhob sich von ihren Sitzen, um stehend das Evangelium anzuhören. Auch Hilde stand auf und zum ersten Mal erhob sie frei das Haupt und schaute durch den Raum.

Da ging es ihr wie ein elektrischer Schlag durch den ganzen Körper. Gerade vor ihr erhob sich die Kanzel, sie hatte es bis jetzt noch nicht bemerkt, und darauf stand Egon. Er hatte das Haupt tief auf die gefalteten Hände geneigt, jetzt erhob er es und ihre Blicke trafen sich. Wie ein Leuchten ging es über sein Gesicht und es war ein Jubelton in seiner Stimme, als er begann:

„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan hat."

Er sprach das Gebet und las Evangelium und Text, aber Hilde hörte die Worte kaum, sie hielt die Hände krampfhaft gefaltet und die Augen darauf gesenkt, bis ihre Nachbarinnen sich wieder setzten und sie es ihnen mechanisch nachthat.

Da erst wagte sie wieder den Blick zu dem Manne zu erheben, auf dessen Wunsch sie heute gekommen war.

Egon sprach schön, formgewandt und eindringlich, er unterließ jede Salbung und jedes theatralische Pathos. Auch hatte er mit richtigem Takt vermieden, heute, wo er hauptsächlich für Hilde sprach, das christliche Dogma in den Vordergrund zu stellen.

Der gewählte Text: „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkünden seiner Hände Werk," ließ eine freiere Behandlung zu. Er wollte zunächst als Fundament den Gottesglauben in dem Mädchen wecken, ehe er zu dem kam, was für ihn der Kernpunkt des Christentums war.

Hilde lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit und verwandte keinen Blick von dem Redner. Sie hatte die Schöpfungsgeschichte in der Schule nach der Bibel gelernt, sie damals mit derselben Gleichgültigkeit wie ihre Vokabeln als Schulpensum behandelt und später, als ihr Vater mit ihr Naturwissenschaft getrieben, daran zurückgedacht wie an ein Ammenmärchen. Jetzt klang die Sache doch anders und berührte sie im innersten Herzen, ihr war als werde noch einmal ein „Werde" ge-

sprochen, das in der eigenen Brust ihr eine neue Welt erschuf.

Und Egon machte auch an sich eine eigentümliche Entdeckung. Als seine Tante ihn im vorigen Winter aufgefordert hatte, eine Brücke zu bauen zwischen Wissenschaft und Religion, hatte er es entschieden abgelehnt, und jetzt — war er im vollen Bau begriffen: In dem Bemühen, diese Jüngerin des Materialismus der Religion zuzuwenden, mußte er Widersprüche zu beseitigen suchen, um nicht ihre Opposition wachzurufen, und siehe, es ging.

Wie ein neuer Weg that es sich vor seinen Augen auf, und er durfte den Weg gehen, ohne mit seinem Gewissen in Konflikt zu kommen. Diese Überzeugung gab ihm eine solche innere Freudigkeit, daß es ihm war, als hätten seine Worte Flügel, die ihn über sich selbst hinaushöben.

Und auch Hilde fühlte, daß er nur für sie sprach, und es rührte sie. An heiliger Stätte knüpfte sich ein Faden von Herz zu Herzen, ohne daß die Beteiligten es merkten.

Als nach dem Gottesdienst die Gemeinde ins Freie strömte, hörte Hilde verschiedene Äußerungen des Lobes über die schöne Predigt. Sie zögerte

noch in der Kirche, um ihr pochendes Herz zur Ruhe kommen zu lassen. Sie wollte als letzte das Gotteshaus verlassen und lehnte an einer Säule, dem herrlichen Postludium lauschend, mit dem der Organist den Ausgang der Gemeinde begleitete.

Da schritten zwei behäbige ältere Herren, augenscheinlich wohlhabende Bürger und vielleicht Kirchenräte, an ihr vorüber.

„Den müssen wir uns warmhalten," meinte der eine, „wenn unser alter Boretius nicht mehr eintreten sollte, wollen wir sehen, daß wir den Schmidt bekommen, er macht ja noch diesen Winter sein Examen."

„Ja, der kann reden, da hast Du recht," antwortete der andere, und dann waren sie vorübergegangen. Hildes Herz aber begann vor Freude über die Anerkennung, die dem jungen Geistlichen wurde, zu hüpfen, als wäre ihr selbst etwas Liebes geschehen.

Jetzt schwieg die Orgel und sie verließ das Gotteshaus. Langsam schritt sie die Stufen hinunter und dachte nicht daran, das Gesangbuch ängstlich in der Tasche zu verstecken. Wenige Schritte war sie gegangen, da klang ein eiliger Schritt und Egon stand im schwarzen Gehrock neben ihr. Jetzt wieder derselbe

wie auf der Dampfschiffahrt, während er ihr auf der Kanzel wie ein junger Apostel erschienen war.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind," sprach er warm und ergriff ihre lebhaft ausgestreckte Hand.

„Und ich danke Ihnen für Ihre herrliche Predigt," antwortete Hilde in demselben Ton. „Mir ist, als sei ich erwacht und schaute in eine neue, schöne Welt hinein. Ich sehe eine Wesenheit, wo ich bisher nur ein Ding sah."

Ein helles Rot flog über das jugendliche Gesicht des Geistlichen und er blickte tief in die schönen klaren Augen des Mädchens, die es so ehrlich und treuherzig zu ihm aufgeschlagen hielt. Sein Herz schwoll vor Seligkeit und was bisher nur als dunkler, unklarer Wunsch in ihm geruht hatte, wurde Vorsatz. Dieses Mädchen mit dem warmen empfänglichen Gemüt wollte er zu erringen suchen für sein Leben.

Er sprach aus der Tiefe seines bewegten Herzens heraus noch ein paar Worte, die Hilde kaum verstand, drückte ihre Hand, zog den Hut und war im nächsten Augenblick in der Richtung der Predigerwohnung verschwunden. Hilde aber eilte heim, als hätte sie Flügel an den Füßen.

Schien denn die Sonne nicht noch einmal so

schön, hallte die ganze Luft um sie nicht von Jubelstimmen wieder? Was war ihr denn nur geschehen? —

Sie hatte wieder Glück, niemand sah ihre Heimkehr und das freute sie, denn sie hätte jetzt mit keinem Menschen sprechen können. Sie schloß die Thür ihres Stübchens ab, schleuderte die Straßenkleider von sich und warf sich auf ihr kleines Sofa, um in Thränen auszubrechen, während ihr Herz doch vor Glück zu springen drohte.

Das Weib hat im höchsten Ausdruck seines Gefühls nur Thränen, sie fließen dem Glück wie dem Leid, und wehe der Frau, deren Augen es verlernten, sie zu vergießen, sie wäre sicher der Unglücklichsten eine.

Hilde Steiner war die Tochter eines Mannes, der ganz aus eigener Kraft sich zu dem gemacht hatte, was er war. Als Sohn eines Seminardirektors war er unter strenger Zucht in orthodox-christlichem Sinn aufgewachsen und vom Vater zum Theologen bestimmt worden. Schon mit sechzehn Jahren hatte er die Universität Berlin bezogen und war dort sofort in Kreise gekommen, die ihn der Theologie, zu deren Studium er sich überhaupt ganz ohne Neigung entschlossen hatte, völlig entfremdeten. Er schrieb seinem Vater schon im ersten Semester, daß er sich den Naturwissenschaften zugewendet hätte und dabei zu bleiben

gedächte. Eine schwere Verstimmung war die Folge, die zum völligen Bruch wurde, als der Student sich in dem darauffolgenden Frühling — dem des Jahres 1848 — an den politischen Unruhen beteiligte und endlich sein Heil in der Flucht suchen mußte.

Der Vater eines „Hochverräters“ zu sein, ging dem hochkonservativen Beamten zu sehr gegen die Natur. Er zog seine Hand ganz von dem „Ungeratenen“, wie er ihn bezeichnete, ab und verbot ihm sogar die Führung des väterlichen Namens, ein Verbot, dem Steiner sich indessen nicht fügte.

Nur mit einem ganz kleinen Notgroschen, den die Mutter ihm heimlich zugesteckt hatte, ausgerüstet, ging er in die Fremde, um sich als Sprachlehrer etwas zu erwerben und die Zeit zur Rückkehr abzuwarten. Einige Jahre stieß er sich so herum, bis ihm diese gewährt wurde. Sich durch Stunden und schriftstellerische Arbeiten ernährend, vollendete er sein Studium auf einer süddeutschen Universität und später in Berlin, doch trug man ihm seine politische Gesinnung nach und stellte ihn nicht an. Seine bedeutende Begabung konnte aber nicht verborgen bleiben, ein hervorragender Gelehrter rief ihn zu sich, um seiner Hilfe bei weitgehenden Forschungen teilhaftig zu werden, und endlich fand sich auch ein Lehr=

stuhl an einer kleinen Universität für ihn, den er inne hatte, bis ein Ruf als ordentlicher Professor an seinen jetzigen Wohnort ihn dauernd in angenehme Lebensverhältnisse versetzte.

So hatte er erst als Vierziger einen Ehebund schließen können, den aber nach einigen Jahren vollster Befriedigung der Tod wieder trennte. Seine einzige Tochter Hildegard war seitdem sein alleiniges Glück, und sein heißester Wunsch, sie möchte ihm einst einen Schwiegersohn bringen, der, an Stelle eines leiblichen Sohnes, seine geistige Erbschaft übernähme.

Vielleicht hatte es die mit Despotismus verbrämte kirchliche Richtung des Elternhauses verschuldet, daß der Sohn so radikal mit den Anschauungen desselben brach. Er bekannte sich ohne Einschränkung zum Materialismus, erklärte jede Religion für unsinnig, ja für schädlich, und ging sogar soweit, alle Geistlichen ausnahmslos für Heuchler zu erklären. Ein gebildeter Mensch könne unter keinen Umständen religiös sein, meinte er, entweder er betrüge sich selbst, oder er streue anderen Sand in die Augen. Die letzte kirchliche Handlung, an der er teilgenommen hatte, war seine Trauung gewesen. Er hatte sich ihr nicht entziehen können, weil die Civilehe noch nicht eingeführt war. Daß er politisch auf der äußersten

Linken stand, war selbstverständlich, er bezeichnete sich sogar als Socialdemokraten, wenngleich er vielen der socialdemokratischen Lehren nicht beistimmte.

Als Mensch war Professor Steiner hochachtbar und trotz gelegentlicher Schroffheiten und Formlosigkeiten auch sehr beliebt. Als Gelehrter und Forscher aber hatte er einen ganz außerordentlich hohen Ruf und die Wissenschaft verdankte ihm mehrere hochwichtige Entdeckungen.

Mit Professor Niederstetter verband ihn ein herzliches Freundschaftsband, das bis in die Studentenzeit zurückreichte. So hatte auch seine früh mutterlos gewordene Tochter an Frau Niederstetter eine mütterliche Freundin, deren eigene zwei Töchter bereits seit einer Reihe von Jahren verheiratet waren. Das liebenswürdige Mädchen war ihr in hohem Grade sympathisch und sie hätte persönlich eine Verbindung mit ihrem herzlich geliebten Neffen gern gesehen, wenn nicht die Richtung des Steinerschen Hauses eine solche Möglichkeit vorweg ausgeschlossen hätte.

VII.

Das schöne klare Wetter des Frühherbstes war durch Regen und Sturm abgelöst. Die letzten Blätter wurden von den Bäumen gezaust und tanzten einen trübseligen Totentanz in stoßweisen Wirbeln, aber bald kam der stürzende Regen und drückte sie der alten Mutter Erde ans Herz. Dort sollten sie vergehen, um in neuer Form von der ewig sich Verjüngenden wieder geboren zu werden. Die Natur aber läßt sich vom spürenden Menschenauge nicht in ihre geheime Werkstatt schauen und so deckt sie das Schneetuch über alles Gestorbene, wie über die neuen Lebenskeime, die sich darunter regen. Jetzt freilich wob sie noch an den ersten Fäden dazu, nur vereinzelte Flocken mischten sich unter den Regen, um zu vergehen, sobald sie die Erde berührten.

Vor vier Wochen etwa hatte es in der Stadt eine Revolution gegeben, eine unblutige freilich und es war nur toter Hausrat dabei ab und zu in die

Brüche gegangen. Man hatte diese oft wiederkehrende Revolution den Oktober-Ziehtermin genannt.

Auch der Arbeiter Köhler hatte mit seiner Familie eine andere Wohnung bezogen, statt der Dach- hatte er jetzt die Kellerwohnung inne. Unter dem Dach waren die Bewohner im Winter fast erfroren, im Sommer vor Hitze geschmolzen, hier war es gleichmäßiger, wenigstens gleichmäßig feucht zu allen Jahreszeiten.

Köhler betrank sich zum Kummer seiner Frau jede Woche mehrmals, hatte es aber auf Mahnung der Frau Professor bis jetzt vor seinem Brotherrn zu verbergen gewußt. So glaubte er wenigstens.

Seitdem ihm Hans Schmieder in einer der regelmäßigen Vorlesungen, die er hielt, bewiesen hatte, daß seine Existenz mit dem Tode aufhöre, glaubte er aus diesem für ihn recht jammervollen Leben soviel wie möglich herausschlagen zu müssen und that es auf die einzige Art, die er kannte. Wenn er die ersten Gläser Schnaps hinuntergegossen hatte, glaubte er plötzlich nicht mehr er selbst zu sein, ein Gefühl der Gehobenheit, der inneren Glückseligkeit überkam ihn, ihm war, als sei die rauchige Kneipe ein Königspalast und er der Herrscher darin. Und je mehr er trank, desto seliger wurde ihm zu Mut, er mußte

schreien und brüllen vor Lebenslust und er that es aus voller Kehle. Zweimal schon, als er vor Freude die Gläser zu zerschlagen begann, hatte man den Trunkenen hinausgeworfen und der Nachtwächter ihn mit energischen Stößen aus der Gosse, wo er eines festen Schlafes genoß, aufgestört. Dann war eine gräßliche Ernüchterung über ihn gekommen und er, wie ein Kind weinend, nach Hause getaumelt.

Die Tage, welche solchen Nächten folgten, waren freilich furchtbar. Mit schmerzendem Kopf und zerschlagenen Gliedern hatte er früh zur Arbeit müssen, und lässig gethan, was sich nicht umgehen ließ, dabei auf sein jammervolles Schicksal, das ihn zum Arbeiter gemacht hatte, fluchend und sich auf den nächsten Trinkabend freuend.

In seinem Hause wurde ihm der Aufenthalt auch mehr und mehr verleidet. Minna, mit der er bisher ganz glücklich gelebt hatte, gab ihm kein gutes Wort mehr, sie weinte, murrte oder schalt, so oft sie ihn sah. Sie verlangte am Zahltag seinen Wochenlohn und war außer sich, wenn er ihn nicht herausgab. Da hatte er sich zu helfen gewußt, indem er die neu angeschafften Stücke in Haushalt und Kleiderschrank, die eine Errungenschaft des guten Sommerverdienstes waren, ins Leihhaus trug. Dann legte

er der Frau den Pfandschein einfach auf den Tisch und sie mußte wohl oder übel die Sachen einlösen. So kam er zu Geld. Natürlich machte sie ihm hinterher eine furchtbare Scene, die er nur beenden konnte, wenn er den ersten besten Gegenstand ergriff und auf sie losschlug. Dann flüchtete sie schreiend aus dem Zimmer und er behauptete das Feld.

Sie speiste ihn jetzt mit schlechtester Kost ab, gab ihm am Sonntage, wo sie in guter Zeit stets Fleisch auf den Tisch gebracht hatte, kaum einen Hering und Kartoffeln in der Schale — es war ein Elend. Wenn er nur mehr Geld gehabt hätte, wäre er gar nicht mehr nach Hause gegangen. Daß sie abends auf ihn wartete, kam nie mehr vor, er oder seine ihn geleitenden Kumpane pochten an den Laden des niederen Fensters, sie schloß die Thür auf, empfing ihn mit Scheltworten und schloß hinter ihm wieder zu, ohne sich darum zu kümmern, ob und wie er in sein Bett kam. Sie hatte schon längst beide Kinder in ihre große Bettstatt genommen und ihm Mariechens schmales Bett angewiesen, sie wollte keinen sinnlos Berauschten neben sich haben.

Einmal war er die Treppe hinuntergetaumelt und unten auf den Ziegeln liegen geblieben, sie hatte ihn liegen lassen, bis die Kälte, die aus dem Boden

drang, ihn genügend ernüchtert hatte, um, besudelt wie er war, ins Bett kriechen zu können. Köhler hätte sich sagen müssen, daß nur der Ekel und Abscheu seine saubere, ordentliche Frau so handeln ließ, er sah aber darin nur „Niederträchtigkeit“, wie er es nannte und suchte sie auf jede Weise zu ärgern.

Und noch einen anderen Jammer wollte er im Alkohol ersäufen. Mariechen, sein Abgott, war wieder krank. Die Herbststürme und eine Erkältung beim Umzuge hatten das Kind niedergeworfen. Die gute Frau Niederstetter hatte zwar sofort den Arzt gesendet und es ging ja auch schon etwas besser; aber der Gedanke, daß sein Liebling dem Tode verfallen sei, dem Tode, von dem es kein Erwachen mehr gab, war ihm doch wieder vor die Seele gerückt.

Er arbeitete in der Fabrik in einer Abteilung, wo er täglich mehrmals den jungen Wahrholm zu Gesicht bekam und der Anblick dieser blühenden Jugend gab ihm stets einen Stich ins Herz. Er war zufällig dabei gewesen, als man vor zwei Jahren den „Todeskandidaten“, wie man den Jüngling damals nannte, in Kissen verpackt in den Wagen getragen hatte, um ihn nach Italien oder sonst irgendwohin zu bringen. Jetzt war er kerngesund, konnte steinalt werden und hatte durch seinen

Vater auch Geld genug, um das schöne lange Leben genießen zu können.

Und er mußte trinken, um wenigstens für Stunden sich glücklich zu fühlen, und sein herziges Mariechen mußte sterben, weil er kein Geld hatte, um es dahin zu schicken, wo es, wie der junge Paul, gesund werden mußte. Der Gedanke, sein liebstes Kind hingeben zu müssen, war ihm immer furchtbar gewesen, aber es lag doch immerhin noch ein Trost darin, daß es dann im Himmel sein und dort auf ihn warten werde, bis er seine beschwerliche Erdenfahrt vollendet habe. Aber denken zu müssen, daß er den entseelten geliebten Körper nur in die Erde legen könne zur Speise für die Würmer, und sich dann mit dem Gedanken trösten müssen, der Allmutter Natur wiedergegeben zu haben, was ihr gebühre, damit sie anderes daraus schaffe — das traf ihn ins innerste Herz, das konnte er nicht überwinden und er griff zum Glase, um wenigstens für Augenblicke zu vergessen, was ihm bevorstand. Er konnte auch das bleiche Leidensgesicht der Kleinen nicht mehr ansehen und er machte sich auch gegen sie absichtlich rauh und hart, um seinen inneren Jammer zu verbergen.

Er saß eines Tages nach Arbeitsschluß allein

in der verräucherten Schankstube, seine Kameraden waren noch nicht erschienen, sie saßen daheim beim Abendessen. Er aber hatte nur eine Portion Kartoffeln mit Salz hinuntergeschlungen und war aus dem Zimmer gegangen. Minna hatte wieder gezankt, weil er von dem gestern erhaltenen Wochenlohn ihr nur eine Kleinigkeit zur Bestreitung der Wirtschaft abgegeben; sie hatte ihm vorgehalten, daß sie nicht einmal das kranke Kind pflegen, nicht einmal die Medizin bezahlen könne, sie hatte ihn einen Rabenvater genannt und gemeint, er solle lieber gar nicht nach Hause kommen, er sei die Kartoffeln nicht wert, die er verzehre. Zu mehr als trockenen Kartoffeln reiche es ja überhaupt nicht mehr. Der Fabrikherr habe die Löhnung am Freitag Abend eingeführt, damit die Hausfrauen auf dem Sonnabendmarkt ihre Bedürfnisse einkaufen könnten, ehe die Männer Zeit gehabt hätten, ihren Verdienst am Sonntag zu vertrinken. — Sie könne nichts mehr einkaufen, weil sie einen Säufer zum Mann habe, der den schönen Verdienst schon durch die Gurgel jage, ehe er ihm gehöre. — Da hatte er die Thür in die Hand genommen und war hinausgegangen.

Nun saß er allein in der Kneipe und wälzte die jammervollsten Gedanken in seinem wüsten Hirn.

Einen Rabenvater hatte Minna ihn genannt und er verdiente ja die Bezeichnung — aber wer wußte denn, wie ihm zu Mute war. Ob sein Mariechen ihn auch für einen Rabenvater hielt? Es sah ihn oft so traurig an — so vorwurfsvoll. —

Der Mann packte das Haar über seiner Stirn und riß in Verzweiflung daran, bis er einen Büschel in der Hand behielt. Ja, ja, er war ein schlechter Kerl, ein ganz miserabler Familienvater — er hätte sich selbst anspeien mögen, so verächtlich kam er sich vor. Ein Rabenvater — ein Rabenvater — und Mariechen würde sterben und diese Meinung von ihm mit ins Grab nehmen. — Wenn er doch etwas thun könnte, etwas ganz Ungeheures. Wenn er das Kind retten könnte — er ganz allein.

Er hatte schon mehrere Gläser Schnaps hinuntergestürzt und sein nie mehr ganz klarer Kopf begann zu glühen. — Wenn er zu dem Fabrikherrn hinginge und zu ihm spräche: „Herr, Ihr Sohn war todkrank und ist ganz gesund geworden, meine Tochter soll auch gesund werden. Geben Sie mir soviel Geld, als gebraucht wird, um dahin zu kommen, wo die gute Luft ist, die die Kranken gesund macht, und ich will Ihnen dann zehn Jahre ganz umsonst dienen."

Ja, ja, so mußte es gehen. — Er fing an zu berechnen wieviel bares Geld dieser Vorschlag repräsentierte. Er berechnete seinen Monatsverdienst, multiplizierte ihn mit zwölf und dann noch einmal mit zehn. Es war eine saure Arbeit, die er kaum bewältigte. Er hatte aber ein Stückchen Kreide in der Tasche und schrieb die Zahlen auf den Tisch — so kam er endlich zu einem Resultat, das ihm richtig schien.

Herrgott, das war ja eine ungeheure Summe, er hätte nie geglaubt, daß er so viel wert sei, fast bekam er Ehrfurcht vor sich selbst, denn er hatte über viertausend Mark ausgerechnet. Das viele Geld konnte ja lange, lange nicht verbraucht werden, die Frau Professor würde gewiß alles sehr praktisch einrichten, denn daß sie die Sache in die Hand nehmen mußte, verstand sich von selbst.

Der Mann phantasierte immer weiter. Trinken konnte er dann freilich nicht mehr, aber das war dann auch nicht nötig. Einen alten Rock würde ihm wohl sein Herr oder die Frau Professor gelegentlich schenken, den Haushalt mußte Minna allein unterhalten, sie hatte es ja schon seit Wochen, seitdem er alles vertrank, gethan. Sie würde gewiß auch freundlich zu ihm sein, sie hatten sich doch früher lieb gehabt, und sein Mariechen, wenn es erst gesund

und groß wäre, würde ihn gewiß nicht Not leiden lassen. Mariechen würde dann selbst verdienen und kaufte ihm gewiß ab und zu eine Flasche Bier, oder ein Päckchen Tabak. —

Ja, ja, so mußte es gehen, Herrgott, warum er nur nicht früher auf den Gedanken gekommen war. Er wollte ihn sofort ausführen, Herr Wahrholm konnte doch nicht nein sagen, wo es sich um ein Menschenleben handelte. Er stand auf — seine Beine erschienen ihm wie mit Blei gefüllt, er taumelte — so konnte er doch nicht zu seinem Brotherrn gehen, er würde ihn für betrunken halten.

Köhler ging mit schwankendem Schritt einigemal im Zimmer hin und her, die Petroleumlampe mit dem schwarz beräucherten Blechschirm schien an der Decke wie ein Perpendikel zu pendeln, die beschmutzten Wände schienen zu wanken — er hatte doch wohl etwas im Kopf — so konnte er nicht zum Herrn gehen. Aber trinken wollte er lieber nicht mehr, es mußte nun damit genug sein für alle Zeit. — Er wollte nach Hause gehen und führte diesen Vorsatz, trotz des erstaunten Zurufs des Gastwirts, auch aus.

Draußen stand er ein Weilchen an die Mauer gelehnt, denn die Straße schwankte wie bei einem

Erdbeben. Neben der Kneipe befand sich ein kleiner Materialladen. Im Schaufenster, das noch nicht geschlossen war, standen und lagen allerlei Leckereien, wie sie von der Straßenjugend bevorzugt wurden, Kandis und Gerstenzucker, Johannisbrot und dergleichen schöne Dinge. Mariechen aß Gerstenzucker so gern, ob er wohl noch Geld hatte? Richtig, ein Nickel befand sich noch in seinem Besitz, er trat ein, legte ihn auf den Tisch und erhielt dafür zwei große Stangen, in grobes Papier gewickelt.

Nun ging er heim. Heute durfte er nicht klopfen, die Hausthür stand offen, es war noch nicht neun Uhr.

Minna blickte erstaunt von ihrer Näharbeit auf, der kleine Junge war auch noch nicht zu Bett gegangen, er spielte mit Soldaten, die er sich aus einem alten Stück Deckelpapier geschnitten hatte. Es gehörte einige Phantasie dazu, die Gebilde für Soldaten anzusehen, aber ihm genügten sie.

Der Mann zwang seine schwankenden Beine zu festem Schritt, ging auf das Bett zu und legte die Tüte auf die Decke. „Da hast was." Das Kind blickte mit strahlenden Augen bald den Vater, bald die Näscherei an und wußte nicht, was es sagen sollte. Der Mann wartete auch keine Antwort ab,

sondern strich der Kleinen über das schlichte, blonde Haar und fügte hinzu: „Sei man ruhig, Du wirst schon gesund werden."

Dann drehte er sich um, schritt zu seinem Bett und begann sich ordnungsmäßig zu entkleiden.

Minna hatte die Arbeit sinken lassen und starrte ihn ganz fassungslos an. War ein Wunder geschehen? Nach kaum einer Stunde kehrte der Mann zurück? Wollte er wieder auf den guten Weg einlenken? Dann wollte sie ihm entgegenkommen. Sie stand auf, trat zu ihm und fragte: „Willst Du noch Suppe essen, Gottlieb, es ist noch welche da?"

Er verneinte, aber in freundlichem Ton, und legte sich zu Bett, um sofort in tiefen Schlaf zu fallen.

Minna aber saß noch lange auf, sie flickte an seinem Sonntagsrock, der ihm neulich bei einer Rauferei in der Kneipe zerrissen worden war. Sie hatte die Arbeit mit Murren begonnen und vollendete sie unter hoffnungsvollen Gedanken. Es war ja Unsinn von ihrem Mann, Gerstenzucker zu kaufen, wo das Nötigste im Hause fehlte, aber vielleicht war es der erste Schritt zur Umkehr. Gott wolle es geben. Sie faltete die Hände und schickte ein heißes Gebet gen Himmel.

Mariechen hatte den kleinen Bruder herangewinkt, ihm die Hälfte ihres Schatzes gegeben und den Rest unter dem Kopfkissen verborgen. Sie hatte keinen Appetit — aber morgen würde ihr gewiß besser sein, morgen, morgen —

Der nächste Tag brachte klares Wetter und den ersten Frost.

Köhler erwachte wie immer mit dumpfem Kopf und dem elenden Gefühl des Gewohnheitssäufers. Minna setzte einen Topf mit sogenanntem Kaffee vor ihn hin, legte auch eine Scheibe Brot daneben, er konnte aber kaum einen Bissen genießen, ihm war übel. Wenn er nur einen Schnaps gehabt hätte, wäre ihm besser geworden. Doch der Genuß war ja jetzt für ihn vorbei. So fest hatte er sich gestern in den absonderlichen Gedanken, sich selbst gewissermaßen zu verkaufen, hineingedacht, daß er ihm auch heute in seinem halbwegs nüchternen Zustande noch ausführbar erschien, ja ihm war, als hätte er mit dem bloßen Entschluß schon das Schwerste gethan. Der Mann hatte natürlich keine Ahnung, um was es sich eigentlich handelte. Er dachte sich, es gäbe irgendwo auf der Erde einen Ort, an dem die Kranken gesund würden, er hatte es ja an Paul Wahrholm erlebt, und dieser Ort wäre für alle erreichbar, die

genug Geld besäßen. Unmündigen Kindern aber gäbe man einen Begleiter mit, der alles Nötige für sie besorgte. Diesen Begleiter fand man durch die Zeitung. Herr Wahrholm hatte es auch so gemacht, er, Köhler, hatte damals in der Fabrik gearbeitet und man hatte in den Arbeiterkreisen davon gesprochen. Es lag also nur am Gelde und das wollte er schaffen. Herr Wahrholm machte ja eigentlich ein gutes Geschäft dabei; wenn ihn zehn Jahre Arbeit noch nicht genug dünkten, wollte er gerne noch zwei zugeben, das sollte kein Hindernis sein.

Als es etwa acht Uhr war, legte der Mann, der vorher teilnahmlos in der Ecke gesessen und seinen Phantasien nachgehangen hatte, seinen besseren Rock an, es war der, an dem Minna bis spät in die Nacht hinein ausgebessert hatte, und schickte sich an, zu seinem Brotherrn zu gehen. Vorher trat er an Mariechens Bett und strich dem Kinde, das matt und teilnahmlos in den Kissen lag, liebkosend mit der Hand über das Gesicht. Das Mädchen griff nach seiner Hand und hielt sie einen Augenblick fest, es freute sich, daß der Vater wieder gut war — aber — am Morgen, wenn das Fieber nachgelassen hatte, fühlte es sich so müde — ach, so müde. — Die Finger

lösten sich wieder und die Lider fielen über die eingesunkenen Augen.

„Schlaf man, Mariechen, nu wirst Du bald gesund werden," sprach der Mann und verließ das Zimmer.

Ihm war aber jammervoll elend zu Mut und die Übelkeit wollte nicht nachlassen, er konnte eigentlich in dieser Verfassung nicht zum Herrn gehen, er hielt sich ja knapp auf den Füßen. Ein Schnäpschen war doch nötig. Er ging nach seiner Stammkneipe und betrat sie durch die Thür des Materialladens, diese wurde bis zum Beginn des Gottesdienstes stets offen gehalten. Er trat in das Schankzimmer und forderte einen Schnaps. O, wie das gut that, es ging ihm wie Feuer durch die Adern. Noch einen — so nun hatte er seine Kraft wieder, aber — brauchte er nicht heute zu diesem schweren Gange besonders viel davon? Ja gewiß, er mußte sich Mut trinken. Der dritte Schnaps verschwand in seiner Kehle. Nun aber war es genug. —

Er rief dem Wirt zu, seine Zeche anzuschreiben — er hatte schon mehr auf der Kreide — und eilte ins Freie.

Es war doch ein schwerer, schwerer Gang und ihm war immer noch so merkwürdig umnebelt zu

Mut. Der in den leeren Magen gegossene Spiritus war ihm zu Kopf gestiegen, ohne ihm das sonst empfundene Gefühl der Frische zu geben. Aber wenigstens straff und gerade gehen konnte er.

So fragte er denn das öffnende Stubenmädchen nach dem Herrn, den er in dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche und wurde nach eingeholter Erlaubnis in die Privatwohnung des Fabrikbesitzers geführt, er hatte sie noch nie betreten.

Herr Wahrholm saß mit seinem Sohn noch an dem gut besetzten Frühstückstisch und las die Zeitungen. Die fleißige Hausfrau hatte sich bereits entfernt, der Hausherr aber liebte es, das gemütliche Morgenstündchen an den Sonntagen so lange wie möglich auszudehnen, weil er sich wochentags nur das knappste Maß davon gestattete.

Der Arbeiter warf einen Blick durch das trauliche Gemach und über den Tisch, von dem ihm die silberne Theemaschine entgegenblitzte. Ja, das sah anders aus als bei ihm daheim. Aus der schönen, gemalten Tasse da mundete das Morgengetränk wohl besser als aus dem gesprungenen Topf ohne Henkel, den Minna ihm heute vorgesetzt hatte. Daß dieser Topf unter seiner trunkenen Faust diese fragwürdige Form angenommen hatte, vergaß er bei seiner Betrachtung.

Ja, ja, seine Kameraden hatten wohl recht. Alle die Hunderte von Arbeitern mästeten mit ihrem Schweiß nur den einen. Wozu brauchte der Mann denn Schinken und Eier zu essen, wenn seine Arbeiter sich von Cichorienbrühe und Kartoffeln nähren mußten. Er arbeitete doch nicht.

Auf bequemem Stuhl vor dem Schreibtisch sitzen und schreiben oder durch die Fabrik gehen und über alles raisonnieren, das war keine Arbeit. Die Reichen, die sich die Gebildeten nannten, hatten überhaupt sonderbare Begriffe von Arbeit, die neue Zeit erst, von der Schmieder sprach, sollte es sie lehren, was Arbeit sei. Köhler verstand darunter, nach Art ungebildeter Leute, nur körperliche Arbeit, alles übrige hielt er für Kinderspiel.

Der Mann war an der Thür stehen geblieben. Herr Wahrholm hatte seinen Eintritt nicht sogleich bemerkt und ihm dadurch Zeit gelassen, seine Betrachtungen anzustellen, jetzt wurde der Fabrikbesitzer durch seinen Sohn erinnert und blickte auf.

„Sie sind es, Köhler! Was giebt es denn?“

Der Arbeiter trat näher, drehte die Mütze in der Hand, fand aber keine Worte.

„Nun? Ist etwas geschehen oder haben Sie eine Bitte an mich?“

„Ich wollte man —“ stotterte Köhler, „ich dachte bloß — weil der junge Herr — und meine Tochter ist doch auch so krank —“ der Atem verging ihm, er schnappte nach Luft.

Der Fabrikbesitzer sah ihn verständnislos an. „Was ist es mit meinem Sohn und Ihrer Tochter?“ fragte er erstaunt, während sein Blick zu Paul hinüberflog.

Der Arbeiter wischte sich mit der Hand den Schweiß von der Stirn und nahm einen neuen Anlauf. „Der junge Herr war doch so krank und — und meine Mariechen is auch so krank — und da wollt' ich gern — daß sie in die gute Luft könnte — und ich will auch gern arbeiten — ich will zehn Jahr arbeiten — erbarmen Sie sich bloß, Herr — meine Mariechen muß sonst sterben.“

Herr Wahrholm begriff immer noch nicht, aber er sah, daß der Mann sich in der unglaublichsten Aufregung befand. Seine Kniee schlugen zusammen und die lange Gestalt schwankte wie ein Rohr.

„Nehmen Sie sich einen Stuhl, Köhler,“ sprach er gütig, „und dann versuchen Sie, mir Ihr Anliegen zusammenhängend vorzutragen, ich verstehe Sie nicht.“

Köhler ergriff wirklich einen Stuhl. Es schickte sich nicht, in Gegenwart des Herrn zu sitzen, das wußte

er wohl, aber die Füße trugen ihn nicht länger und in seinem Kopfe tobte es wie ein Wasserfall. Die im Zimmer Anwesenden wußten nicht, was sie aus ihm machen sollten und warfen sich fragende Blicke zu.

Nun begann der Mann zu reden. „Meine Mariechen hat die Auszehrung, und der Doktor sagt, sie muß sterben, aber der junge Herr is doch auch so krank gewesen und wieder gesund geworden — da wollt' ich bloß den Herrn bitten — mir das Geld zu geben. — Wenn sie in die gute Luft kommt — wird sie auch gesund werden, wie der junge Herr — und ich will alles abarbeiten."

Jetzt begann Herr Wahrholm zu verstehen, ohne doch den ganzen Sinn fassen zu können. Der Gedanke, daß ein Arbeiter sein Kind nach Italien senden wolle, war zu absurd.

„Sie wollen also Ihre Tochter dahin schicken, wo mein Sohn nach seiner schweren Krankheit gewesen ist?"

Der Mann nickte.

„Ja, aber lieber Mann, haben Sie denn eine Ahnung, was das kostet?"

„Wenn ich zehn Jahr für den Herrn arbeite macht es beinah' fünftausend Mark — und ich will einen Schein unterschreiben — und die Frau Professor

wird schon für alles sorgen. — Die Minna und der Junge müssen seh'n, wie sie fertig werden. — Die Minna is wieder ganz gesund — meine Mariechen soll nich sterben —" schrie der Mann plötzlich auf, sprang in die Höhe und stürzte so heftig auf seinen Brotherrn zu, daß dieser unwillkürlich zurückwich. „Erbarmen Sie sich, Herr, und geben Sie mir das Geld." Er stürzte wie ein gefällter Baum dem Herrn zu Füßen und griff nach seiner Hand.

Wahrholm suchte den Erregten in die Höhe zu ziehen. Jetzt hatte er trotz der abgebrochenen Rede begriffen, was der Mann wollte und sein Verlangen rührte ihn, trotz der unglaublichen Naivetät, die aus seiner Bitte sprach. „Setzen Sie sich wieder, Köhler," sagte er freundlich, „Sie denken sich die Sache doch wohl anders als sie ist. Wenn Ihre Tochter wirklich die Schwindsucht hat, hilft ihr auch Italien nicht mehr, und wollte ich Ihnen die geforderte Summe geben, so würden Sie sehen, daß sie noch nicht einmal reicht. Glauben Sie aber, ich oder ein anderer Geschäftsmann könne so thöricht sein, die Arbeitskraft eines Menschen für zehn Jahr voraus zu kaufen, wo doch niemand weiß, ob er das nächste Jahr noch erlebt? Sie sind zudem ein sehr lässiger Arbeiter, Köhler, wie würde es mit Ihren Leistungen erst be-

stellt sein, wenn Sie den Lohn voraus hätten. — Nein, lieber Mann, Sie thun mir leid, aber Ihre Bitte kann ich nicht erfüllen. Da könnten sonst alle meine Arbeiter kommen."

Die Augen des Bittenden, der sich langsam vom Boden erhoben hatte, waren immer starrer geworden und aus seinem Gesicht war jeder Blutstropfen gewichen. So fest hatte er sich in seine Idee hineingedacht, daß er nur sehr langsam begriff.

„Also Sie wollen mir das Geld nich geben?" fragte er nach einer Weile, während seine Augen vor Entsetzen fast aus ihren Höhlen traten.

„Nein, Köhler, ich kann es wirklich nicht. Ihre Idee ist gut gemeint, aber völlig phantastisch und unausführbar, das werden Sie bei ruhiger Überlegung sich selbst sagen. Jetzt gehen Sie und geben Sie diesen Zettel der Wirtschafterin, sie wird Ihnen zwei Flaschen guten Wein für Ihr krankes Kind geben. Ich will mich nach ihm erkundigen und thun, was ich kann."

Herr Wahrholm hatte, während er sprach, ein paar Worte auf ein Stück Papier geworfen und reichte ihm dieses.

Dem Arbeiter war, als hätte er einen Schlag vor den Kopf bekommen. Er griff nicht nach dem

Papier, er starrte auf den Boden, der mit einem wertvollen Teppich bedeckt war. Die furchtbare Aufregung hatte seine Trunkenheit gesteigert, indem sie ihm alles Blut nach dem Kopfe trieb. Er schwankte sichtlich, murmelte unartikulierte Laute, ging aber nicht von der Stelle.

„Nun, warum gehen Sie nicht?" sprach Wahrholm immer noch in gütigem Ton; ihn dauerte der Mann, der sich für sein Kind so aufopfern wollte, und er nahm sich vor, den Fall genau zu untersuchen.

„Gehen — wieder fortgehen," murmelte Köhler wie im Traum. Plötzlich aber fuhr er in die Höhe und rasende Wut sprach aus seinen Zügen, die sich krampfhaft verzerrten. Er brach in höhnisches Gelächter aus. „Wieder gehen — wieder in mein nasses Loch kriechen und meine Mariechen sterben sehn — ja das paßt Euch wohl, Ihr Blutsauger. Was geht Euch das elende Volk an, das sich für Euch plagt und schindet bis aufs Blut. Ihr seid die Herren — Ihr legt Euch Sammet und Seide unter die Füße, damit Ihr weich geht, und freßt Euch voll, während wir —"

„Hinaus, Köhler!" rief Paul aufspringend und den Arbeiter am Arm packend. „Wie können Sie es wagen, in meines Vaters Gegenwart solche Worte

zu brauchen, weil er Ihr unsinniges Verlangen abweisen muß. Hinaus —"

„Bist Du auch da, Kröte —" schrie der Arbeiter erbost. „Daß Dein Vater das Geld, was wir ihm mit unserm Schweiß verdienten, für Dich mit vollen Händen fortschmiß, das hast Du ganz in der Ordnung gefunden; wenn aber mal einer von uns Euch um Erbarmen bittet, dann heißt es nur ‚raus mit dem dummen Kerl, was denkt er sich — raus mit ihm, ins Elend — wo er hingehört.'"

„Sie sind in Verzweiflung, Mann, und dabei betrunken," rief Paul, der den widerlichen Fuselgeruch seines Mundes spürte, „darum will ich Papa bitten, Ihre Worte nicht auf die Wagschale zu legen, aber machen Sie, daß Sie hinauskommen."

Er versuchte ihn am Arm nach der Thür zu ziehen, aber der Betrunkene riß sich los, focht mit den Armen umher und rief wild: „Rausschmeißen — haha — ich geh' schon von selbst, aber erst will ich Euch die Wahrheit sagen." Er spie aus. „So spuck' ich auf Euch alle — habt man noch 'n bißchen Geduld, treibt es man noch weiter so, dann setzen wir Euch den roten Hahn aufs Dach, dann sollt Ihr selbst schmecken, was Elend is."

Er stieß Paul, der ihn hindern wollte, abermals

zurück und ergriff die gemalte Tasse des Hausherrn, um sie am Boden zu zerschmettern.

„So werden wir Euch alle zerschlagen, Ihr — Ihr — Lumpenpack — Ihr —"

Auf ein Glockenzeichen des Hausherrn war ein Diener ins Zimmer getreten.

„Schaffen Sie den Mann hinaus," befahl der Fabrikbesitzer. „Sie sind aus meiner Fabrik entlassen, Köhler — ich habe Sie nur aus Mitleid mit Ihrer Familie so lange behalten, denn ich weiß schon seit Wochen, daß Sie ein unverbesserlicher Säufer sind. Es hat aber alles eine Grenze. Sie werden sich nicht mehr unterstehen, meinen Grund und Boden zu betreten."

„Is gut, is gut," keuchte der Mann, während der Diener ihn hinauszerrte, „macht Euch das Leben gut und schön — ha ha ha ha —"

* * *

In der Nacht, die diesem Tage folgte, wurde Minna Köhler durch Lärm an der Hausthür aus dem Schlummer, in den sie sich geweint hatte, unsanft aufgestört. Man brachte ihren Mann sinnlos betrunken in sein Haus zurück, das er am Morgen bereits verlassen hatte.

„Na, nu seid Ihr auch fertig,“ lachte einer der halb berauschten Männer, die ihn trugen. „Der Herr hat ihm heut die Arbeit gekündigt, er soll sich nich mehr blicken lassen.“

Sie ließen den Betrunkenen achtlos auf die Dielen gleiten und entfernten sich taumelnd. Minna aber sank mit jammervollem Wehelaut in die Kniee. — Nun war alles vorbei — vor ihr stand das Elend und grinste sie mit hohlen Augen an. —

VIII.

Prediger Boretius, der zweite Geistliche in der Altstadt, war immer noch nicht wieder in sein Amt eingetreten, seine Krankheit zog sich länger hin, als man geglaubt hatte und der Kandidat Schmidt vertrat ihn immer noch, soweit es möglich war. Er hatte sich viel Liebe in der Gemeinde erworben und dankte diese nicht seinem hervorragenden Rednertalent allein, sondern auch seinem warmen, menschenfreundlichen Herzen, das ihn die Wohnungen der Armen und Kranken aufsuchen hieß, Trost spendend, wo er verlangt und angenommen wurde.

Im Hause des Arbeiters Köhler war er seit dem vorigen Winter ein häufiger Gast. Der Mann hatte ihn zwar zuerst mit Gleichgültigkeit, in letzter Zeit sogar mit entschiedener Abneigung behandelt, seitdem er versucht hatte, ihm ins Gewissen zu reden, den Frauen aber, und namentlich der alten Frau Liedke waren seine Besuche eine Wohlthat. Sie freute sich die ganze Woche auf das halbe Stündchen, das er

10*

ihr wöchentlich zu schenken pflegte. Das Lesen wurde ihr immer schwerer, und Frau Köhler hatte so wenig Zeit dazu; Mariechen aber durfte nicht laut lesen, sie bekam sofort einen Hustenanfall. Da war es denn der Kandidat allein, der ihr das Wort Gottes vermittelte. Er war es auch, der ihr über den Verlust ihrer Enkelin, des letzten Wesens, das noch auf der Welt zu ihr gehörte, hinweghalf.

Seitdem Alma die wilde Ehe mit Schmieder eingegangen war, hatte sie die Wohnung der Großmutter nicht mehr betreten dürfen, diese betrachtete sie wie eine für sie Gestorbene.

Da war es Egon gewesen, der den Jammer der alten Frau durch den Hinweis zu mildern gewußt hatte, daß auch ein Sünder nicht verloren sei, daß eine Zeit kommen müsse, wo Alma ihren Fehltritt bereuen werde. Dann aber würde Gott der Herr gnädig sein und ihr verzeihen. Er versprach ihr auch, auf ihre Bitte, Alma nicht aus den Augen zu verlieren und ihr beizustehen, wenn sie in Not geriete, und tröstete die arme, gequälte Frau mit diesem Versprechen noch mehr als mit allen frommen Worten.

Es ging gegen Weihnachten und seit dem Beginn des November war die alte Frau ins Siechenhaus gekommen, ihre Vorgängerin hatte endlich das Zeit-

liche gesegnet. Nun lag kein Grund mehr für den jungen Mann vor, so oft die Köhlersche Wohnung zu besuchen und er war in Wochen nicht dort gewesen; da traf er endlich Minna auf der Straße und erfuhr von ihr, daß ihr Mann jetzt nie mehr nüchtern sei und daß sie ihn aus dem Hause gewiesen habe. Mariechen aber sei wieder gesund, so lange wie es dauere.

Da beschloß Egon, die Familie an einem der nächsten Tage zu besuchen und sich eingehender nach den Verhältnissen zu erkundigen, als es auf der Straße geschehen konnte. Das Haus hatte auch noch eine Anziehungskraft für ihn. Der Former Schmieder wohnte seit dem ersten Dezember in der über der Köhlerschen Behausung gelegenen Wohnung. Sein bisheriger Hauswirt hatte auf Almas Entfernung gedrungen, „er wolle keine ungehörigen Verhältnisse bei sich dulden,“ hatte er gesagt, und Schmieder daraufhin die Wohnung geräumt. Er hatte genommen, was gerade leer war, sich aber zu Almas Kummer sehr verschlechtert. Die Fenster der zwei kleinen Stuben gingen auf einen dunklen, unsauberen Hof und die Küche war beinahe finster, bildete aber trotz dessen den Eingang zur Wohnung.

Egon wünschte die junge Frau einmal zu Gesicht

zu bekommen, um sich ein Urteil über ihre Persönlichkeit bilden zu können. Vielleicht war ihm der Zufall günstig, wenn er das Haus, in dem sie wohnte, öfter besuchte.

Mit Hilde war der junge Mann seit ihrem ersten Kirchenbesuch öfter zusammengetroffen als sonst. Es war, als ob der Zug des Herzens ihnen beiden die Wege gewiesen hätte. Sie trafen sich, ohne Verabredung, bald bei der Tante Niederstetter — auch Hilde nannte die alte Dame so — bald bei befreundeten Familien, bald bei den zahlreichen Armen, die Frau Niederstetter unter Obhut hatte und zu denen sie im Verhinderungsfalle eine Vertreterin sendete.

So oft sie sich aber trafen und in die Augen blickten, fühlten sie immer mehr und mehr, daß es ein unzerreißbares Band zwischen ihnen gab, aber auch immer klarer wurde ihnen, daß sich ein Hindernis zwischen ihnen türmte und ihnen den Weg zum Glück unerbittlich sperrte — ihre verschiedene Anschauung.

Über Hilde war es an jenem unvergeßlichen Sonntag wie eine Offenbarung gekommen. Ihre warme, poetische Natur hatte nur eines Anstoßes bedurft, um die Lehre von einem höheren Wesen, nun sie ihr in annehmbarer Form geboten wurde, mit

Begeisterung in sich aufzunehmen. Für sie hatte damit das tote Weltall Leben bekommen, was nur Körper gewesen war, hatte ihr eine Seele erhalten. Aber sie war zu sehr ihres Vaters Tochter, um prüfungslos hinzunehmen, was man ihr bot. Ihres Vaters Bibliothek stand ihr offen — sie las und studierte mit Feuereifer, sobald sie ihn abwesend wußte, und mit innigster Freude ward es ihr klar, daß die Wissenschaft nicht widersprach. Sie war doppeldeutig, sie gab jedem, was er von ihr verlangte.

Sie ging einen Schritt weiter, nahm Bibel und Katechismus zur Hand und studierte den christlichen Glauben. O weh — da waren allerdings Punkte, über die sie nicht hinweg konnte. Der göttliche Ursprung Christi, die Wunder, die Erlösung durch den Glauben. — Da machte ihr Verstand einen Strich; bis hierher und nicht weiter. Nein, Christin im kirchlichen Sinn konnte sie nicht sein.

Die herrliche Sittenlehre, die selbstlose Menschenliebe, die Jesus gepredigt und geübt, die Überzeugungstreue, die er gelehrt und mit seinem Tode besiegelt hatte. Der unerschütterliche Glaube an ein ewiges Leben — das waren Dinge, die sie begriff, die sie erhoben. Aber dann —? Sie sollte ein göttliches Wesen als menschliches Vorbild betrachten und ihm

nachstreben? Sie sollte glauben, daß die ihr als gütig und gerecht bezeichnete Gottheit, um einer Sünde der angeblichen Stammmutter des Menschengeschlechts willen, dieses ganze Menschengeschlecht der ewigen Verdammnis preisgegeben hätte? Sie sollte glauben, daß diese gütige Gottheit sich die Strafe durch ein blutiges Opfer abkaufen ließ, zu dem sie einen Menschen bestimmte, der eigentlich ein Gott war?

Der gütige Gott hätte also zuerst unvollkommene Menschen geschaffen, sie dann durch Jahrtausende für diese angeborene Unvollkommenheit durch Verdammnis gestraft und schließlich einen ganz sündenlosen Menschen gebildet, um diesen die Strafe für alle tragen zu lassen. Und nun durften die Menschen weiter sündigen, hatten es bereits durch abermals fast zwei Jahrtausende in der alten Weise gethan und blieben straflos, wenn sie nur an den Opfertod dieses einen glaubten. Die aber, denen dieser Glaube versagt war, sollten verdammt bleiben. Wo blieb da Gottes Allmacht, wo seine Gnade, seine Gerechtigkeit, wo seine Weisheit? Nein, nein und aber nein — an das so gefaßte christliche Dogma von der Erlösung konnte Hilde nicht glauben.

Jesus war als Märtyrer für seine Lehre gestorben. Er hatte ursprünglich nichts gewollt, als

das in Formelkram verknöcherte Judentum reformieren, als die grobsinnliche Vielgötterei des Heidentums veredeln, indem er, seiner Zeit weit vorauseilend, Gott als einen Geist auffassen lehrte und der Menschheit höhere sittliche Ziele steckte. Er hatte die Liebe gepredigt und damit den Keim zu späterer gedeihlicher Entwickelung der Menschheit legen wollen. Was aber hatte man aus dieser Lehre gemacht? Man hatte die poetischen Bilder der orientalischen Sprechweise für Wahrheit genommen, man hatte die klare Lehre des größesten Menschen, der gelebt, in Mystizismus gehüllt und sich im Namen der Liebe, die man auf das Panier geschrieben, jahrhundertelang zerfleischt. Und dann war die Neuzeit, die Wissenschaft gekommen, hatte mit ihrer Fackel alle Ungereimtheiten beleuchtet, und die plötzlich geblendete Menschheit hatte entweder die Augen zugedrückt und das Licht nicht sehen wollen, oder sie hatte über Bord geworfen, was ihr überlebt erschien; den Irrtum und die Religion dazu. Man hatte das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. War das nötig?

Hilde suchte sich alle Schriften zu verschaffen, die ihr die Christusfigur in historischer Beleuchtung zeigten. Sie las Renan, Strauß und andere; sie verglich ihre Ansichten mit den Aussprüchen der Bibel

und baute sich selbst eine Religion, die weitab lag von dem, was Egon lehrte. Und doch war ihr die Person Jesus in dieser menschlichen Form weit verständlicher und sympathischer als vorher. So konnte sie an ihn glauben, während er ihr in kirchlicher Beleuchtung nichts anderes als eine mythische Gottheit gewesen war.

Aber was würde Egon zu dieser Art von Christentum sagen? Konnte er dulden, daß sein Weib — sie fühlte, er wünschte sie sein eigen zu nennen — so seiner Lehre ins Gesicht schlug? Und Hildes Herz zog sich schmerzhaft zusammen, wenn sie sich diese Frage vorlegte. Ihre Ehrlichkeit verbot ihr, ihn zu betrügen, und ihr Herz fühlte, daß die Wahrheit eine Schranke zwischen ihnen baute. —

Es waren nur noch wenige Tage bis zum Weihnachtsfest, da trat Egon eines Tages in die feuchte Kellerwohnung der Familie Köhler und fand zu seiner Befriedigung die Frau daheim und die Kinder abwesend, sie waren in der Nachmittagsschule. Er setzte sich zu der fleißig Nähenden, der er eine Unterbrechung ihrer Arbeit verbot, und fragte sie nach ihrem Manne.

„Ach Gott, Herr Kandidat," seufzte die Frau, „ich hab' keinen Mann mehr, ich hab' ihm die Thür

gewiesen, weil er alles vertrank und mir und den Kindern fast die Kleider vom Leibe verkaufte, um sich Schnaps zu schaffen. Das konnte ich um der Kinder willen doch nicht dulden. Da nahm ich eines Tages seine paar eigenen Sachen, band sie in ein Bündel und trug sie in die Kneipe, in der er immer saß. Erst hat er dann sehr geschimpft, als ich ihn nachts nicht in die Wohnung ließ, und der Nachtwächter hat ihn wegen Ruhestörung auf die Polizei gebracht, nachher aber soll er gesagt haben, es sei wohl so am besten, nun sei er ganz sein freier Herr."

„Aber wovon und wie lebt denn der unglückliche Mann?" fragte Egon, als die Frau schwieg.

„Er lungert am Hafen herum und hilft hier oder da, bis er ein paar Nickel zusammen hat und dann vertrinkt er sie. Er soll nur von Schnaps und trockenem Brot leben. Seine Wäsche und seine Sonntagskleider hat er längst verkauft oder versetzt und eine Wohnung hat er gar nicht. Wenn er einen Nickel erübrigt, geht er für eine Nacht in eine Schlafstelle — es giebt solche Spelunken, die Gesindel für eine Nacht aufnehmen — wenn er kein Geld hat, liegt er in irgend einem Schuppen oder einer Einfahrt, wo er ein Bündel Stroh findet. Der Nachtwächter hat ihn zweimal schon wegen Obdachlosigkeit verhaften

wollen. Auch aus seiner alten Kneipe haben sie ihn seines Ungeziefers wegen hinausgeworfen. Jetzt geht er nur noch in Häuser, wo Gesindel verkehrt."

„Also ganz verkommen und verdorben," sprach Egon traurig.

„Ja, ganz verkommen — und ist doch mein angetrauter Mann," schrie die Frau plötzlich auf und legte den Kopf auf die gerungenen Hände. „O mein Gott und Herr, wie kannst Du das zulassen?"

„Liebe Frau," sprach Egon, „bezeichnen Sie mir, wenn Sie können, den Aufenthaltsort Ihres Mannes, ich will versuchen, ihm ins Gewissen zu reden und ihn zu Ihnen zurückführen. Dann seien Sie barmherzig und helfen Sie mir, wieder einen Menschen aus ihm machen."

„Nein, nein," rief die Frau wild, „ich will nichts von ihm wissen. Er haßt mich, weil ich ihm oft die Wahrheit gesagt habe und er verdirbt mir die Kinder. Ich will ihn nicht mehr sehen, nie, nie!"

Vergeblich bemühte sich Egon, der Ärmsten mildere Gesinnungen gegen den haltlosen, beklagenswerten Mann beizubringen, vergebens erinnerte er sie an ihre Pflicht als Ehefrau, sie blieb bei ihrem Willen, für Lebenszeit sich von ihm zu scheiden und ihre Kinder allein zu erhalten.

„Mit meinem Mariechen geht es ohnehin bald zu Ende. Sie besucht zwar die Schule, weil sie es so gern will, aber sie ist so schwach, daß sie keine Treppe mehr steigen kann und fiebert jede Nacht. Die Lehrer verlangen auch nichts mehr von ihr, sie lernt soviel sie will. Manchmal liegt sie auch den ganzen Tag im Bette und sieht die Decke an. Ich glaube auch, sie bangt sich nach dem Vater, aber es ist besser, sie sieht ihn gar nicht mehr, als daß sie Ekel und Abscheu vor ihm bekommt.“

Egon sagte der armen Frau noch einige Trostworte und erhob sich, um zu gehen, da ward die Thür geöffnet und eine junge Frau trat ein. Sie stutzte, als sie den fremden Herrn erblickte und wollte sich schnell zurückziehen, doch Minna rief sie an.

„Kommen Sie nur, Alma, dieses ist der junge Herr Schmidt, der Ihrer Großmutter immer so freundlich vorgelesen und sie getröstet hat, als Sie fortgingen.“

Alma trat ein, brennende Röte auf den Wangen, keine andere Begegnung konnte ihr peinlicher sein als diese. Sie faßte sich aber gewaltsam, ging auf Egon zu und bot ihm die Hand.

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Kandidat,

für alles Gute, was Sie an meiner Großmutter gethan haben."

„Wenn ich wirklich imstande gewesen bin, ihr Gutes zu erweisen, so ist es herzlich gern geschehen, Fräulein Liedke, ich lernte Ihre Großmutter sehr schätzen."

Alma zuckte bei der Anrede „Fräulein" zusammen, die Genossen Schmieders pflegten sie „Madammchen" zu nennen uud sie hatte sich gewöhnt, sich als rechtmäßig verheiratet zu betrachten. Die Anrede „Fräulein" traf sie stets wie ein Schlag ins Gesicht. Egon schien auch ihre ausgestreckte Hand nicht zu sehen, aber er verbeugte sich höflich.

„Wie geht es meiner Großmutter?" fragte sie endlich, um nur etwas zu sagen.

„Ich sah sie seit mehreren Wochen nicht, sie hat jetzt Gesellschaft und auch geistlichen Trost und gebraucht mich nicht. Sie ist aber seit dem Verlust ihrer Enkelin sehr zusammengefallen."

Um Almas Mund begann es zu zucken. „Können Sie es nicht veranlassen, Herr Kandidat, daß meine Großmutter mir gestattet, sie zu besuchen?"

„Ich habe es bereits versucht, Fräulein Liedke, weil ich von einer Zusammenkunft zwischen Ihnen

Gutes erwartete, aber sie hat es mir abgeschlagen, sie will nur die Reuige an ihr Herz nehmen.“

„Ich habe nichts zu bereuen,“ sprach Alma stolz, wendete sich kurz um und verließ das Zimmer.

Der Kandidat wartete, bis ihre Schritte auf der Treppe verklungen waren, dann verließ auch er das Haus. In tiefen Gedanken schlug er den Weg nach seiner Wohnung ein. Es war gelindes Frostwetter, dabei Sonnenschein und der Rauhreif funkelte auf den Baumästen, die seitwärts über eine Hofmauer ragten. Da mußte es herrlich im Stadtpark sein und es war kaum ein Umweg, wenn er ihn durchschritt. So bog er denn von der Straße ab und befand sich bald im blitzenden Reich des Winters. Ja, hier war es wirklich schön und hier war es heimlich und still. Wie mit Zucker überstäubt der Rasen, in zarte schimmernde Krystalle gehüllt jedes Zweiglein, darüber der lachende, gegen den Horizont sich schon purpurn färbende Himmel und der zarte Duft des klaren Wintertages. Keine Seele weit und breit, nur eine Krähenschar, die in eine Baumgruppe fiel und unter ihren Füßen eine Reifwolke niederstieben ließ. Das Flüßchen im Grunde rieselte noch zögernd zwischen der Eisrinde des Ufers und blanke Eiszäpfchen hingen von den schlanken Weidenzweigen, die sich hineintauchten.

Egon blieb auf einer Anhöhe stehen, überschaute das friedliche Bild und murmelte, indem ein tiefer Atemzug seine Brust hob:

„Die Welt ist herrlich überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“

Noch stand der junge Mann im Anschauen versunken, als hinter ihm der Schnee unter leichten Tritten knirschte und ihn umschauen machte. Da stand es hinter ihm, das Mädchen, das er liebte. Hilde Steiner. Sie trug einen grünen Kranz über dem Arm und sah mit den strahlenden Augen unter dem kleidsamen Pelzbarett so reizend aus, daß seine Blicke wie gebannt an ihr hingen, während sein hochklopfendes Herz ihm fast den Atem versetzte.

Vergessen war alles Elend, dessen Anblick eben noch sein Gemüt bedrückt hatte, vergessen die Schönheit der Natur, die ihn umgab, er sah nur sie, die er an sein Herz ziehen wollte, als höchsten Schatz für Zeit und Ewigkeit. Sie reichten sich mit leuchtenden Augen stumm die Hände, sie schauten sich an — und beide wußten, was ihnen die nächste Stunde bringen mußte.

„Wo gehen Sie hin, Fräulein Hilde?“ brach endlich Egon das Schweigen.

„Zum Grabe meiner Mutter, sie ruht hier auf dem alten Friedhof am Park.“

„Darf ich Sie begleiten?“

Das Mädchen nickte nur und errötete noch tiefer als vorher.

Schweigend schritten sie durch den stillen Park, der ihnen vergebens seine winterliche Pracht entgegenbreitete. In ihren Herzen lachte der Frühling und doch stand die Sorge als drohende Gewitterwolke am Himmel. Sie traten durch die Pforte des Friedhofs zum nahen Grabe der Mutter und Hilde legte den Kranz darauf nieder, dann schaute sie unverwandt auf den Hügel hinab; sie fürchtete sich, den Augen ihres Geliebten zu begegnen, ihr war als hätte sie eine heimliche Sünde gegen ihn auf dem Gewissen. Egon aber wendete sich herum und erfaßte ihre Hände.

„Fräulein Hilde, der gütige Gott hat uns an dieser heiligen Stätte zusammengeführt. Lassen Sie mich die gute Gelegenheit benutzen, um eine Frage an Sie zu richten, deren Beantwortung entscheidend für mein Lebensglück ist. Ich liebe Sie, seit ich Sie näher kenne, das wissen und fühlen Sie wohl, denn ich habe mir keine Mühe gegeben, mein Herz vor Ihnen zu verbergen. Nur aus Ihrer Hand kann

mir die höchste irdische Glückseligkeit kommen. Sagen Sie mir ebenso frei, was ich zu hoffen habe. Ich stehe der geistigen Richtung, welche in Ihrem Vaterhause herrscht, ganz fern, regt sich aber trotz dessen in Ihrem Herzen vielleicht ein wärmeres Gefühl für den Diener des Gottes, an den Ihr Vater nicht glaubt? Der Blick Ihres lieben Auges hat es mich zuweilen hoffen lassen."

Hilde seufzte tief auf und schlug die Hände, die sie ihm entzog, vor das Gesicht.

„Hilde," rief der junge Mann angstvoll, „habe ich mich getäuscht, oder fürchten Sie den Widerspruch Ihres Vaters?"

Hilde hob die Hände von den Augen, schob mit energischer Bewegung den kleinen Schleier auf den Pelzrand ihres Barettes zurück, als solle keine Verhüllung ihren Blick trüben, und hing sich an den Arm des jungen Mannes. „Lassen Sie uns hier auf und ab gehen, ich habe Ihnen ein Bekenntnis zu machen," sprach sie sehr ernst und zog ihn in den breiten Mittelgang. Egons Herz schlug wie ein Hammer — was sollte er hören?

Zuerst stockend, dann immer klarer und fester, berichtete Hilde von ihren religiösen Kämpfen und Zweifeln, und schloß endlich mit den Worten: „Sie

sehen, ich tauge nicht zur Frau eines Geistlichen. Trotz meines redlichen Willens fehlt mir der Glaube."

„Ich sehe aber gerade in diesem redlichen Willen etwas, was mich unendlich beglückt," sprach Egon, indem er stehen blieb und wieder ihre Hände ergriff: „Hilde, liebe, einzige Hilde, beantworten Sie mir nur die eine Frage, könnten Sie mich lieben? Könnten Sie glücklich mit mir werden?"

„Ja," antwortete das Mädchen klar und fest, „ich habe Sie unendlich lieb, aber gerade darum kann ich Sie nicht betrügen."

„O Du goldenes Herz," rief der junge Mann enthusiastisch, indem er die schlanke Gestalt fest in seine Arme schloß, „dann ist ja alles gut. Die Liebe macht das Unmögliche möglich und Gottes Gnade ist unendlich. Er wird meinem schwachen Wort die Kraft geben, Dein Gemüt dem wahren Glauben zuzuführen. Hilde, meine süße Hilde, darf ich morgen zu Deinem Vater gehen, um Deine Hand zu bitten?"

Das Mädchen richtete sich langsam aus seinen Armen auf, jeder Blutstropfen war aus seinem Gesicht gewichen.

„Und wenn ich trotz Deiner Überredung doch nicht glauben kann? Was dann, Egon? Mache es Dir klar, Lieber, Einziger, damit wir nicht später

unglücklich werden. Ich werde nie, nie auf den Standpunkt kommen, auf dem eine Predigerfrau stehen muß. Glaube es mir.“

Sie schaute flehend zu ihm auf, aber der Mann sah nur die heiße Liebe in ihren schönen Augen und sein Herz ließ der Überlegung keinen Raum. „Gott wird gnädig sein, meine Hilde, hoffen wir auf seine Barmherzigkeit.“

Er schloß sie von neuem in seine Arme und küßte sie zärtlich auf Augen und Mund, während das Mädchen hingegeben an seiner Brust ruhte und nichts mehr denken, nichts mehr fühlen konnte, als grenzenloses Glück.

Dann führte Egon die Braut zum Grabhügel der Mutter zurück und sprach, indem er ihre Hand festhielt: „Wenn Du auf uns herabschauen darfst, verklärter Geist, so höre mein Gelübde: Ich will Dein Kind halten als mein höchstes Gut, ich will es lieben mit aller Liebe, die der höchste Gott in mein Herz gelegt hat. Amen!“

Die Verlobten standen noch einige Augenblicke neben dem bereiften Hügel, dann schritten sie Arm in Arm der Stadt zu.

* * *

Der Professor Steiner saß am nächsten Vormittage in seinem Arbeitszimmer, als ihm der Kandidat Egon Schmidt gemeldet wurde, der bald darauf in tadellosem schwarzem Anzuge hereintrat. Erstaunt blickte der alte Herr auf — eine formelle Visite? Was hatte die denn zu bedeuten? Der junge Mann war ja als naher Verwandter der Familie Niederstetter schon öfter im Hause gewesen. Er erhob sich von seinem Schreibtisch und lud den Besucher, mit einigen scherzhaften Worten über seinen feierlichen Aufzug, zum Sitzen ein.

„Ich komme auch in einer Angelegenheit, die mein ganzes Herz erfüllt," sprach Egon in seltsam bedecktem Tone, er wußte, daß er mit dem alten Heiden, wie der Professor sich selbst scherzhaft nannte, einen schweren Stand haben würde.

„Nun, dann schießen Sie los," rief der alte Herr, der alle Umschweife und schönen Redensarten verabscheute.

„Also ganz kurz, da Sie es so wünschen, Herr Professor, ich liebe Ihr Fräulein Tochter und komme Sie um deren Hand zu bitten."

Der Professor gab seinem auf Rollen gehenden Lehnstuhl einen solchen Ruck, daß er wie entsetzt einen reichlichen Meter mit ihm zurückfuhr. „Mann Gottes, was wollen Sie?"

Der junge Mann preßte einen Augenblick die Lippen zusammen, die Anrede verdroß ihn, dann aber faßte er sich und erwiderte ehrerbietig: „Ich erlaubte mir um die Hand Ihrer Tochter Hildegard zu bitten, Herr Professor, wir lieben uns und haben uns gestern verlobt, es fehlt uns nur noch der Segen des Vaters.“

Der Professor griff mit der Hand an die Stirn, als erwache er aus tiefem Traum und könne Wahrheit und Trugbild noch nicht klar voneinander trennen. „Sie haben sich mit meiner Tochter verlobt?“ sprach er dann sinnend. „Mit meiner Tochter, die ich frei von allem religiösen Aberglauben erzogen habe? Mein Kind, mein, mein Kind wollen Sie zur Predigerfrau machen und Hilde sollte damit einverstanden sein? Nein, nein, Sie irren sich, Sie müssen sich irren.“

Egon war noch bleicher geworden als vorher, es kam, wie er gefürchtet hatte. „Es ist mir tief schmerzlich,“ begann er endlich, „daß meine Person und mein Amt Ihnen so wenig sympathisch sind, Herr Professor, und ich gäbe viel darum, käme ich Ihnen erwünschter. Seien Sie aber überzeugt, daß kein Mann der Welt Ihr Kind inniger lieben kann als ich. Ob Materialist, ob Idealist — wer fragt

danach, wenn nur die Herzen zusammenstimmen. Die Liebe löst jede Disharmonie."

„Nein, lieber Mann, sie löst sie nicht. Gerade in der Ehe ist innere Übereinstimmung die Hauptsache und Sie können mit einem Wesen, das ich erzog, dem ich meine Anschauungen einpflanzte, nicht übereinstimmen."

„Und doch hat mir Hilde nach ihrem ersten Kirchenbesuch gesagt, ihr sei ein neues Leben aufgegangen," antwortete der Kandidat fast triumphierend.

Eine dunkle Röte überzog das Gesicht des Professors. „Also so steht es. — Mein Lebenswerk wollt Ihr zerstören, das Licht, das ich entzündete, wollt Ihr auslöschen, damit die mystische Dunkelheit in den Köpfen bestehen bleibt. Meine Tochter, die ich im reinen Licht der Wissenschaft erzog, soll hinfort im Schatten Ihrer Kanzel sitzen, von der Sie verdammen, was ich lehre. Meine Enkel sollen Dunkelmänner werden wie Sie. — Nein, nein," schrie er plötzlich auf, „ich gebe es nicht zu. Ich weiß, daß Sie es ehrlich meinen, daß Sie noch lange nicht der Schlechteste sind, aber — nein — ich muß Ihren Antrag für meine Tochter ablehnen, wenn sie selbst es nicht gethan hat."

Eine Weile herrschte peinliches Schweigen und

man hörte nur die Atemzüge der erregten Männer, dann begann der Kandidat: „Bedenken Sie, was Sie thun, Herr Professor, Ihre Tochter liebt mich, wie ich sie, wir haben es uns gestern am Grabe Ihrer Gattin bekannt. Sie zerstören ihr Glück mit dem meinigen zugleich, wenn Sie bei Ihrem ‚Nein‘ bleiben.“

Die Thür öffnete sich leise und Hildegard trat leichenblaß ins Zimmer. Sie hatte hochklopfenden Herzens vor der Thür gestanden und am Tonfall der Redenden wahrgenommen, daß die Angelegenheit schief stand.

„Hilde, Dein Vater will uns trennen, er verweigert seine Einwilligung, komm und hilf mir sie erbitten,“ rief der junge Mann, indem er dem Mädchen die Hände entgegenstreckte.

Hilde stürzte auf ihn zu, langte mit einem Arm nach seinem Halse hinauf und streckte den andern flehend dem Vater entgegen. „Vater, lieber Vater, sage nicht nein, ich liebe ihn ja von ganzem Herzen.“

Mit tiefem Schmerz sah der Professor auf sein einziges Kind, seinen Abgott, und der flehende Blick schnitt ihm ins Herz. Dann aber leuchtete es plötzlich wie Fanatismus in seinem dunklen Auge, er trat dazwischen und riß die Tochter an sich. „Nein,“ rief

er heftig, „ich, Dein Vater, bin verantwortlich für Dein Glück und ich weiß, daß Du, die Lichtgewohnte, es nicht finden kannst in der Dunkelheit. Dein jugendliches Gefühl hat Dich irre geleitet. Vertraue mir, meine Tochter," fuhr er weicher fort, als Hilde sich, laut aufweinend, an seine Brust warf, „Du wirst vergessen lernen und mir später danken."

„Nie, nie, Vater," rief das Mädchen, „Du weißt nicht, was Du mir thust."

Auch Egon wollte noch etwas erwidern, aber der Professor ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Gehen Sie, Herr Kandidat, die Sache ist erledigt. Ich achte Sie als Mensch, aber mein Kind kann ich Ihnen nicht geben."

Wie im Traum verließ Egon das Zimmer und wie im Traum legte er langsam im Vorraum seinen Paletot an. Da, als er endlich die Thür geöffnet hatte und die Treppe hinabsteigen wollte, kam es leise hinter ihm hergehuscht. Zwei Arme legten sich um seinen Hals und eine thränenerstickte Stimme flüsterte:

„Bleibe mir treu, Egon, noch ist nicht alles verloren. Papa wird nachgeben, wenn er sieht, daß ich Dich nicht vergessen kann. Er ist ein alter Mann und weiß nicht mehr, wie die Jugend fühlt."

Mit dem Gefühl neu aufsteigender Hoffnung schloß Egon die Arme um das tapfere Mädchen und drückte einen heißen Kuß auf die frischen Lippen. „Auf Wiedersehen denn, mein süßes Lieb, Gott helfe uns.“

Auf der Treppe über ihnen klangen Schritte, Hilde huschte in ihre Wohnung zurück und Egon stieg die Treppe hinab. Tief traurig, aber nicht mehr ganz hoffnungslos.

IX.

Alma Liedke lag in ihrer dunklen, unfreundlichen Hinterstube auf dem Bett und weinte. Sie fühlte sich seit einiger Zeit sehr leidend und namentlich in ihrer Stimmung schwer bedrückt, und Hans, anstatt sie aufzuheitern, schalt sie aus und verlangte mehr Selbstbeherrschung von ihr. Seit der Begegnung mit dem Kandidaten war es ganz schlimm, sie war sich ihrer Zwitterstellung von neuem bewußt geworden, und die Vorstellung, wie schwer ihre alte Großmutter gelitten haben, wie sehr sie ihr zürnen mußte, drückte sie fast zu Boden. Diesen Kummer aber mußte sie schweigend ganz allein tragen, ihr Hans hatte entweder kein Verständnis dafür, oder er wollte keines haben. Wenn er mittags oder abends aus der Arbeit kam, wollte er ein heiteres Gesicht sehen, wollte tändeln und scherzen und weder mit häuslichen Kleinigkeiten, noch mit wirklichen Sorgen belästigt werden. Sie aber hatte reichlich Zeit, ihnen nachzuhängen.

Verkehr gab es nicht mehr für sie. Ihre alten Freundinnen hatten ihr die Freundschaft gekündigt und wendeten den Kopf fort, wenn sie ihr begegneten. Die sonntäglichen Spaziergänge mit Hans waren daher nur eine Qual für sie und doch durfte sie sich ihnen nicht entziehen. Hans wollte ihre Gesellschaft nicht entbehren und nannte sie kindisch und kleinlich, wenn die Nichtachtung der „Philister", wie er Andersdenkende nannte, sie kränkte.

„Der Mensch thue, was ihn gut dünkt und kümmere sich nicht um die Meinung anderer," war seine stehende Redensart.

Schmieder war auch durchaus nicht damit einverstanden, daß sie allen Verkehr mied. Er hatte ihr einige „vorurteilsfreie" Frauen zugeführt, aber sie sah mit ihrem unverdorbenen Sinn, daß diese „Vorurteilslosigkeit" nichts anderes als verkappte Sittenlosigkeit war und fühlte sich von ihnen angewidert. Sie begegnete diesen Frauen absichtlich unfreundlich, um sie von weiteren Annäherungsversuchen zurückzuschrecken und mußte mit immer steigender Eifersucht wahrnehmen, daß dieses Verhalten ihren Hans zu besonderer Freundlichkeit gegen die Vernachlässigten anstachelte. Er gab vor, gutmachen zu müssen, was sie verdarb, in Wahrheit veranlaßte ihn sein ange-

borener Widerspruchsgeist gerade das zu protegieren, was ein anderer verwarf. Sein ganzes Leben war Opposition gegen das augenblicklich Bestehende gewesen. Er nannte das originell sein.

Auch heute — es war der zweite Weihnachtsfeiertag — hatte sie vor Tisch Besuch von der „blonden Therese“ gehabt, einer schönen fünfundzwanzigjährigen Person, die als Coupletsängerin an einem untergeordneten Specialitätentheater angestellt war. Diese Dame bezeichnete sich selbst als „anständiges Frauenzimmer“ und führte diese Bezeichnung mit Vorliebe im Munde, man durfte aber nicht den landläufigen Begriff von Anstand damit verbinden. Therese besuchte zwar niemals schlechte Häuser, sprach aber von ihrem zwei Jahre währenden Zusammenleben mit einem jungen Kaufmann mit größester Unbefangenheit, wie von etwas durchaus Erlaubtem, und Schmieder stimmte ihr bei. Zur Zeit war ihr Herz frei und sie lebte allein in einer bescheidenen Wohnung.

Alma, müde und elend, hatte verdrossen auf dem Sofa neben ihr gesessen und auf ihr Geplauder kaum geantwortet, auch die Beteiligung an einem Besuch ihres Theaters, wo Therese heute in einer besonders pikanten Rolle auftreten sollte, mürrisch

abgelehnt. Hans, der zugegen gewesen, hatte ihr Winke gegeben und Zeichen gemacht, aber damit nur das Gegenteil von dem Gewünschten erreicht. Da war er plötzlich, um Alma zu strafen, auffällig liebenswürdig gegen Therese geworden, hatte sie bei ihrem Aufbruch begleitet und seinen Besuch ihres Theaters verheißen.

Nun waren vier Stunden seitdem vergangen und Hans nicht zurückgekehrt, obgleich er wußte, daß sie ihm sein Leibgericht zu Mittag gekocht hatte. Sie selbst hatte natürlich keinen Bissen genossen und lag weinend auf ihrem Bett, von qualvollen Gedanken gepeinigt. Wenn ihr Hans jetzt plötzlich Therese begehrenswerter fand als sie, wer hinderte ihn? Welches Recht hatte sie auf ihn? „Nur das Herz allein soll uns binden,“ hatte er ihr gesagt. Wenn das Herzensband also riß, war er frei. Und hatte es sich nicht schon gelockert, seitdem sie so elend und infolge davon so verdrießlich geworden war? Fast schien es so. — „Immer heiter, immer frisch und thatkräftig,“ war seine Devise. Ach, wie schlecht kam sie ihr in den letzten sechs Wochen nach. Sie fühlte sich so müde, so zerschlagen, nur mit Anstrengung kam sie ihren häuslichen Pflichten nach und hätte sie wohl arg vernachlässigt, wenn die gute

Frau Köhler ihr nicht aus Dankbarkeit für die kleinen Leckerbissen, die sie ihrem kranken Mariechen hinuntertrug, die schwersten Arbeiten abgenommen hätte. Das körperliche Leiden wäre wohl zu überwinden gewesen, wußte sie doch, daß es natürlich war und enden mußte. Aber dieser entsetzliche Nervenzustand. Sie befand sich fast immer in Thränen, ohne ihnen wehren zu können, und je ungehaltener Hans war, desto schlimmer wurde es. Energische Willensanstrengung hätte wohl gebessert, und Hans hatte diesen Zweck im Auge, wenn er sie hart anließ; aber Alma war eben eine weiche, hingebende, aber keine energische, widerstandskräftige Natur. Das Schlimmste aber blieb doch die verzehrende Eifersucht, von der Alma geplagt wurde und der sie rücksichtslos und in wenig kluger Weise nachgab.

Noch war Schmieder ihr mit keinem Gedanken untreu geworden, er liebte sie wirklich aufrichtig. Aber wenn sie ihm grundlos besondere Freundlichkeit gegen die eine oder andere der „vorurteilslosen“ Frauen vorwarf, so ärgerte es ihn und er begann nun gerade dieser den Hof zu machen. Er wollte Alma erziehen, erreichte aber nur das Gegenteil, ihre Eifersucht schärfte sich. So wurden die ernsten Verstimmungen zwischen ihnen immer häufiger.

Und doch war Alma von Hause aus keine eifersüchtige Natur. Hätte sie bei Hans dieselbe Achtung vor der Heiligkeit ihrer Vereinigung voraussetzen dürfen, die sie hegte, sie hätte ihn kaum so gequält. Aber sie wußte, daß die beschworene Treue ihm antipathisch war, weil sie die persönliche Freiheit beschränkte. So ließ denn die Unsicherheit seines Besitzes sie vor Angst fiebern, und die Angst machte sie kopflos. Sie beobachtete jeden Blick, jede seiner Mienen, wenn er mit anderen Frauen sprach, und fühlte nicht, daß sie ihm dadurch lästig wurde.

Die Nacht sank herab und immer noch weinte Alma. Ihre Augen waren schon dick geschwollen. Sie wußte, daß sie morgen unschön und gedunsen im Gesicht aussehen, und Hans sie wegen dieser Vernachlässigung ihres Äußeren auszanken würde, aber kam es darauf überhaupt noch an? Sie würde jetzt ohnehin mit jedem Tage häßlicher werden, und Hans machte sich ja nichts aus ihr, er lief der blonden Therese nach. Jetzt mußte die Vorstellung in vollem Gange sein, jetzt saß er gewiß dicht an der Rampe und bewunderte die Sängerin und das schamlose Kostüm, das sie ihr beschrieben hatte.

Die Uhr schlug elf, jetzt mußte Hans bald heimkehren. Sie erhob sich von ihrem Lager,

um die Lampe anzuzünden, er war gewohnt, sie brennend zu finden. Der Boden wankte unter ihren Füßen, sie lehnte sich gegen den Bettpfosten und tastete nach Kerze und Streichhölzchen. — Endlich hatten ihre schmerzenden Augen sich an das Licht gewöhnt, sie schritt ins Nebenzimmer und entzündete die Lampe, aber es dauerte lange, ehe sie damit zu stande kam, sie stürzte sie auch beinahe um, als sie durch die Stube ging, um sie auf den Sofatisch zu stellen. Alles wankte und schwankte um sie her, die Wände schienen auf sie stürzen zu wollen. Eine grenzenlose Schwäche überfiel sie und sie sank schwer in die Sofaecke. So lag sie eine Weile. — Ach, wenn sie gleich sterben könnte, das wäre das beste, dann durfte Hans nach keinem Grunde suchen, sie wieder loszuwerden.

Ein brennender Durst begann sie zu quälen — da fiel ihr ein, daß sie seit mehr als zwölf Stunden, eigentlich seit dem Morgenkaffee, nichts genossen hatte. In der Küche gab es Wasser. — Sie erhob sich schwerfällig und schritt zur Wasserleitung. Sie trank in durstigen Zügen und ließ den kalten Strahl über ihr Gesicht rieseln, das that gut, ihr wurde besser — nun wollte sie aus dem Küchenschrank, der in dem vorderen, als Entree benutzten Teil der

Küche stand, etwas Brot holen, sie mußte sich doch auf den Füßen halten können, wenn Hans kam. An die Wand sich lehnend, schlich sie zum Schrank, doch ehe sie ihn erreichte, kam der Schwindel wieder und die Sinne schwanden ihr. Noch fühlte sie, daß ein scharfer Gegenstand schmerzend gegen ihre Schläfe schlug, dann wurde es schwarze Nacht um sie her. —

* *
*

Hans Schmieder hatte sich prächtig unterhalten, er hatte, um Alma zu zeigen, daß ihre Unliebenswürdigkeit ihn aus dem Hause triebe, mit Therese in einem Restaurant zu Mittag gespeist, dann einen Spaziergang mit ihr gemacht und sie nach Hause geführt.

Nun war ihm die Zeit lang geworden und er hatte sich nach seiner kleinen Frau gebangt, aber — er hatte sich vorgenommen, ihr heute einmal ordentlich zu zeigen, was sie mit ihrer Weinerlichkeit und Abneigung gegen Therese erreichte. So war er denn in den Straßen umhergeschlendert, bis der Zufall ihm einen lange nicht gesehenen Jugendfreund zuführte. Mit diesem hatte er zusammengesessen und schließlich mit ihm das Specialitätentheater besucht, um sein Versprechen gegen Therese zu halten.

Nun aber war es genug. Um elf Uhr erhob er sich und verabschiedete sich von seinem Freunde, um heimzugehen.

Aus seiner Vorderstube drang Licht, Alma war also noch auf. Wie sie ihn wohl empfangen würde? Er wollte ihr ordentlich ins Gewissen reden, falls sie maulen sollte. Er schloß die Küchenthür auf, um einzutreten. Was war denn das? Die Thür ging nur ein kleines Stück auf, dann stieß sie an etwas, das sich auf dem Boden befand. Er schob sich durch den Spalt — da lag — in dem Lichtstreifen, der aus der geöffneten Stubenthür fiel — Alma.

Mit einem Schreckenslaut beugte sich der Mann nieder und faßte die Ärmste in seine Arme, um sie ins Zimmer zu tragen. Sie lebte — es handelte sich wohl nur um eine Ohnmacht. Aber da rieselte ja Blut von ihrer Schläfe, sie war mit dem Kopf auf ein Eisen geschlagen, das man neben der Thür zum Reinigen der Füße angebracht hatte.

Aller Zorn, wenn überhaupt noch vorhanden, war aus der Brust des Mannes wie weggeweht. Mit den zärtlichsten Namen rief er die Ohnmächtige, trug sie auf ihr Bett und stürzte in die Kellerwohnung, um Frau Köhler herbeizurufen. Mit

ihrer Hilfe entkleidete er die Ohnmächtige, verband ihre zum Glück nicht erhebliche Wunde und brachte sie endlich zum Bewußtsein zurück.

Kaum aber war die junge Frau wieder Herrin ihrer Sinne, so begann sie zu klagen, daß Hans sie gewiß nicht mehr liebe, daß er sie nächstens aus dem Hause weisen und Therese zu sich nehmen werde, und daß sie lieber sterben, als von ihm gehen möchte.

Mit ernsten, liebevollen Worten verwies Schmieder der Erregten ihre Thorheit, machte sie darauf aufmerksam, daß ihr Gebaren, gerade wenn sie für seine Liebe fürchte, das ganz verkehrte sei und daß sie sich zusammennehmen und böse Scenen vermeiden müsse.

Er war unleugbar im Recht, aber Kranken gegenüber helfen keine Vernunftgründe, sie brauchen Geduld. Und Alma war krank, vornehmlich an ihrem Gemüt, doch das sah Hans nicht ein, Geduld aber gehörte zu den Eigenschaften, die er nicht besaß. Doch was seine Vernunftgründe nicht zuwege brachten, gelang den Liebkosungen, mit denen er sie begleitete. Alma beruhigte sich und schlief endlich in seinen Armen ein.

Am nächsten Morgen fühlte sie sich noch an=

gegriffener als sonst, und Hans holte wieder Frau Köhler, um das Nötigste im Haushalt von ihr besorgen zu lassen. Almas Stimmung aber war eine bessere, sie ließ sich auch im Laufe des Tages zu einem Spaziergange überreden, und Hans schöpfte wieder Hoffnung. Er fühlte, daß er ein Leben wie sein jetziges nicht lange ertragen würde. Aber die Zukunft mußte ja Besserung bringen.

* *
*

Auch im Hause des Professors Steiner war das Weihnachtsfest kein frohes gewesen. Nachdem die erste Aufregung des Professors über die eigenmächtige Verlobung seiner Tochter verraucht war, hatte diese noch einmal mit Ruhe von ihrem geliebten Vater die Einwilligung zu erbitten versucht, aber vergeblich. Er behauptete, sie könne unmöglich mit einem „Dunkelmann" für die Dauer glücklich sein, und er als Vater sei verpflichtet, zu verhindern, daß sie in ihr Unglück renne.

Er fragte sie aufs Gewissen, ob sie das christliche Dogma, welches Egon lehre, lehren müsse, glauben könne, und sie war ehrlich genug, mit „nein" zu antworten. Damit aber schien ihr Schicksal völlig besiegelt zu sein.

Sie rief endlich den Beistand der Frau Professor an und dieser gelang es, nachdem sie mit ihrem Neffen Rücksprache genommen hatte, einen Vergleich zu stande zu bringen. Sie wußte den Professor zu überzeugen, daß ein weibliches Gemüt im Kampf mit dem Leben die Religion nötig habe, und daß eine streng kirchliche Richtung, obgleich sie selbst sie nicht teile, immer noch besser sei als absolute Ungläubigkeit. Er sehe ja an seiner Tochter, mit welcher Begeisterung sie der Glaube an Gott erfülle.

So schlug sie denn vor, Egon solle sein Ehrenwort geben, Hilde gegenüber mit keinem Wort auf ihre Verlobung anzuspielen und sich nicht die geringste Vertraulichkeit zu gestatten. Dann solle ihm das Steinersche Haus wieder offen stehen und er versuchen dürfen, Hilde zu seinen Anschauungen zu bekehren. Dann würde sich das weitere finden, meinte die kluge Frau. Hilde wisse, daß ein Geistlicher auf eine kirchliche Einsegnung seiner Ehe nicht verzichten dürfe; diese aber sei ohne voraufgegangene Taufe wohl nicht zu erlangen. Hilde in ihrer Wahrhaftigkeit und unbestechlichen Ehrlichkeit werde sich nie dazu verstehen, feierlich ein Glaubensbekenntnis abzulegen, das ihr widerstrebe. Sie wisse, daß das gleichbedeutend mit Meineid sei. So kämen die

jungen Leute mit sich selbst ins reine und hätten später kein Recht, den Vater um zerstörter Lebenshoffnungen willen anzuklagen.

Nach mehrtägiger Überlegung und mit sehr schwerem Herzen ging der Professor endlich auf den Vorschlag ein, er konnte Hildes bleiches Gesicht und ihre verweinten Augen nicht länger ansehen.

Der Kandidat erhielt eine Einladung zu einer kleinen Sylvesterfeier, nachdem der Professor sich unter vier Augen mit ihm verständigt hatte. Später sollte er dann im Hause und in Gegenwart der Frau Professor Niederstetter Hilde zweimal wöchentlich Religionsstunde geben.

So sahen sich die Liebenden denn früher wieder, als sie es im Augenblick ihres Abschiedes vor Weihnachten gedacht hatten, aber wie anders war dieses Wiedersehen. An Stelle des herzlichen „Du", das ihnen schon ganz geläufig geworden war, trat wieder das steife „Sie". Sie wagten sich kaum die Hände zu reichen und saßen unter den Augen der Anwesenden wie auf Kohlen. Und doch waren sie glücklich — sie durften ja wieder hoffen.

X.

Am traurigsten war das Weihnachtsfest an der Familie Köhler vorübergegangen. Mariechen hatte sich auf dem Weihnachtsmarkt, den sie so brennend gern besuchen wollte, von neuem erkältet und lag wieder seit fast drei Wochen zu Bett. Nun hoffnungslos. Der alte freundliche Arzt, der sie immer noch behandelte, obgleich seine ganze Kunst sich darauf beschränken mußte, ihr gelegentlich eine kleine Erleichterung zu verschaffen, sprach so diplomatisch über den Ausgang, daß selbst ein ganz unbefangenes Gemüt seine wahre Meinung ahnen mußte.

Ganz still und geduldig lag das junge Wesen auf seinem Schmerzenslager, sprach nicht und verlangte nichts, und die fieberglänzenden Augen redeten eine deutliche Sprache. Nur wenn die furchtbaren Hustenanfälle kamen, oder die entsetzliche Atemnot quälte, griffen die Hände wild um sich und die Augen quollen aus ihren Höhlen. Dann richtete Minna das Kind auf und während sie es angstvoll zu unter-

stützen bemüht war, betete sie inbrünstig, Gott möge das arme gequälte Geschöpf nicht mehr zu lange leiden lassen.

Oft war die arme Kleine aber bei den schrecklichen Anfällen ganz allein, denn ihre Mutter mußte ja Brot schaffen für drei, seit ihr Vater ein Taugenichts geworden war. O der Vater — wie sie sich nach ihm sehnte. — Mit der Elasticität des Kindergemüts hatte sie die letzten schrecklichen Auftritte ganz vergessen, ihr stand nur der liebevolle Mann vor Augen, dessen Liebling sie gewesen war. Stundenlang lag sie und dachte an ihn und malte sich aus, wie es sein würde, wenn er plötzlich in die Stube träte.

Minna hatte den Kindern gesagt, der Vater sei auswärts auf Arbeit, sie wußte es auch ihrem kleinen Jungen auszureden, als er einst den Vater gesehen zu haben meinte, sie wollte den Kindern die Wahrheit so lange wie möglich vorenthalten. Kein Tag verging aber, an dem Mariechen nicht fragte: „Wann kommt der Vater?“ und Minna verschluckte die Thränen, die ihr brennend in die Augen stiegen, und antwortete: „Bald — bald.“ —

Der Mann aber, nach dem das sterbende Kind sich sehnte, führte sein Vagabundenleben weiter fort. Er war ganz verkommen. Gelegentlich fegte er die

Straße, oder half in einem Ausspann die Pferde putzen, bis er genügend Geld zusammen hatte, um seinem Laster frönen zu können. Zuweilen bettelte er. Als aber einst ein Reisender in dem kleinen Gasthof, der ihn gerade aushilfsweise beschäftigte, ein Geldtäschchen verlor, gab er ihm das gefundene zurück, ohne sich nur einen Pfennig daraus anzueignen. Die erhaltene Belohnung reichte hin, ihn für drei Tage sinnlos betrunken zu machen, und das war ihm gerade recht.

Eines Abends trieb er sich beschäftigungslos in den Straßen umher. Er hatte kein Geld, um die düstere Höhle zu besuchen, in der er dem Schnaps zu huldigen pflegte, denn Arbeit hatte er heute nicht gefunden. Auch den Bettelnden hatte man überall abgewiesen, er sah zu sehr nach einem Strolch aus. So schlenderte er denn frierend und hungernd umher und verwünschte sein Schicksal. Ein paarmal kam er über den Fluß, der trotz des bereits begonnenen Januars noch eisfrei war. Wenn er hineinspränge, hätte alles Elend ein Ende. — Er lehnte sich gegen das Brückengeländer und schaute in das gurgelnde Wasser hinab. —

Es überkam ihn wie leidenschaftliche Todessehnsucht, das ganze Elend seines verkommenen Daseins

packte ihn wie mit Geierkrallen. Aber in der matten Energielosigkeit, die die Begleiterin seiner nüchternen Stunden war, fand er den Mut nicht, seinen Wunsch zu erfüllen. Er lehnte am Geländer, schaute in die vom Laternenschein streifig beleuchteten Wellen und verlor sich immer tiefer und tiefer in Träumereien.

Wenn er nun tot wäre und den Seinigen als Leiche ins Haus gebracht würde, ob sie ihn dann wohl wieder lieb hätten? Ihm war als fühle er Mariechens magere Händchen über sein Gesicht streichen, wie sie es früher in seiner guten Zeit oft gethan hatte, wenn er ihr Kuchen oder Bonbon brachte. Dann wieder sah er sich mit dem kleinen Karl auf dem Knie, wie er den Jungen reiten ließ — hopp — hopp — hopp. — Der Kleine jauchzte und schrie, wenn er ihn scheinbar hintenüberfallen ließ. Der einsame Mann am Brückengeländer lächelte — so deutlich erlebte er die Scene in der Phantasie. Er starrte ins Wasser, als sei es ein Spiegel, der seine Vergangenheit zurückwürfe.

Nun wieder ein anderes Bild.

Minna hatte ihre Arme um seinen Hals gelegt und küßte ihn. Sie hatte es früher so oft gethan, sie hatten sich ja aus Liebe geheiratet und so glücklich gelebt. Wie hatte sie in seiner schweren Krankheit

um ihn gesorgt, in welcher Verzweiflung seine rauhen Hände geküßt, als sie ihn sterbend wähnte. Ach, wenn er doch tot vor ihr läge, dann würde sie ihn gewiß wieder küssen.

Aber tot sein — das hieß ja vernichtet sein — mit dem Tode hörte alles auf — der Schmieder hatte es gesagt und der wußte es aus Büchern. Wozu waren die Menschen eigentlich auf der Welt? Nur um sich zu quälen? — Aber nein, alle quälten sich nicht, die Reichen hatten es gut, die saßen in der Wolle, sie hungerten nicht, sie froren nicht und ihre Kinder durften nicht sterben, wie sein Mariechen. Die Reichen — o, wie er sie haßte — wie glühend. Es wäre ihm eine Wonne gewesen, nur einen von ihnen unter seine Füße zu treten.

Der Mann riß den Rock auf, hatte ihn erst gefroren, so lief es ihm jetzt glühend heiß über den Rücken, der Haß wärmte ihn von innen heraus. Und vor dem Haß, der ihn durchglühte, flohen auch die freundlichen Bilder, die ihn umgaukelt hatten, und die ganze gräßliche Wirklichkeit lag wieder vor ihm. Sein Weib hatte ihn, den Trunkenbold, aus dem Hause gewiesen und sein Kind starb unterdessen und er sah es nie wieder — nie, nie.

Er verschränkte die Arme auf dem Eisengitter,

legte den Kopf darauf und begann so laut zu schluchzen, daß die Vorübergehenden sich nach ihm umsahen.

Ja, ja, er war ja ein erbärmlicher Mensch, das sagte er sich in solchen Stunden der Einkehr selbst, er verdiente es nicht besser, aber wenn Minna in sein Herz sehen könnte, sie würde es gewiß noch einmal mit ihm versuchen. Vor mehreren Wochen hatte er, in einer Stimmung wie seine heutige, seine letzten Pfennige an einen Briefbogen gewendet und einen Brief an sie begonnen. Beendet hatte er ihn nicht, er wußte auch nicht, wo er geblieben war. — Nun war er inzwischen ganz verlumpt und verkommen, nun schämte er sich vor ihr und hielt sich absichtlich in einem entfernten Stadtteil auf. Als er neulich seinen kleinen Jungen von fern erblickte, hatte er sich schnell umgedreht, aber die Sehnsucht, die grenzenlose Sehnsucht war nach dieser Begegnung nur noch heftiger geworden. Wie anders wäre es gekommen, wenn der reiche Fabrikherr ihm einen kleinen Teil seines Reichtums abgegeben hätte.

Nun mit einem Mal hatte der verzweifelte Mann einen greifbaren Gegenstand für seinen Haß. — Herr Wahrholm und sein Paul — die waren schuld an seinem Unglück und er wollte es ihnen eintränken.

Die Thränen versiegten, Köhler ballte die Fäuste und streckte sie drohend von sich.

„Wartet nur, Ihr Hunde, Euer Tag kommt noch.“

Eine harte Hand schlug ihn auf die Schulter: „Na, Köhler, was machst Du denn da für Komödie?“

Der Angeredete fuhr herum, sein früherer Arbeitskamerad Braun stand vor ihm und ließ seine Blicke prüfend an ihm niedergleiten.

„Na, justement wie 'n Prinz siehst Du nich aus, Köhler.“

Der Mann errötete und antwortete stockend: „Es geht mir schlecht — Arbeit hab' ich nich — und von zu Haus bin ich auch fort.“

„Ich weiß, ich weiß,“ bestätigte der andere. „Du privatisierst,“ und er lachte unbändig über seinen eigenen Witz. „Na, willst mit mir mitkommen und was essen? Du scheinst mir so eingeschnurrt um den Leib rum.“

Köhler ärgerte sich eigentlich über die gönnerhafte Art seines Kameraden, aber die Aussicht auf etwas Eßbares war doch zu verlockend. Er hatte seit drei Tagen nichts Warmes genossen. So erklärte er sich denn zum Mitgehen bereit und folgte

dem Genossen in eine Arbeiterkneipe. Seine Todesgedanken waren verflogen wie seine weiche Stimmung.

Braun ließ zwei Portionen eines einfachen Gerichts kommen und sah mit bedauernder Verwunderung, wie heißhungrig Köhler die seinige hinunterschlang. Ein großes Stück Brot spülte er zum Schlusse mit einigen Schnäpsen hinunter, Braun hatte eine Flasche davon auf den Tisch stellen lassen.

„So, nu bin ich wieder 'n Mensch," meinte er, sich behaglich zurücklehnend, „ich dank' Dir, Braun, nun erzähl' mir aber was von Euch."

„Da wär' viel zu erzählen, aber leider nichts Gut's. Wegen der Zollgeschichte hat unser bisheriger Herr jetzt weniger ins Ausland zu verkaufen, und damit ihm doch man ja kein Schaden geschieht, schränkt er wieder, wie vor zwei Jahren, den Betrieb ein und entläßt ein Viertel der Arbeiter. Die können nu sehn, wie sie fertig werden. Ich bin auch entlassen, aber ich hab' gleich Arbeit in einem Speicher am Hafen bekommen."

„Dir schad't es nichts, Du bist ledig und kannst im Notfall wo anders hingehn," meinte Köhler, „aber die armen Familienväter."

„Familienväter hatte er keine entlassen, bloß ledige Leute und thut sich nu recht was drauf zu

gut. So 'n Lump, so 'n geiziger. Als wenn solche große Fabrik nich auch in schlechten Zeiten ihre Arbeiter ernähren muß. Dann laß er doch mal eine Zeitlang auf neuen Verdienst verzichten und vom alten Fett leben. Aber prost Mahlzeit, das ging ihm ja an sein eigenes liebes Leben, da wird er sich schön hüten."

„I ja, wenn einer so gewöhnt is, alles bloß von Silber zu haben und einen schönen Teppich unter den Füßen und alle Tage Braten, dann denkt er, das muß für ihn so sein. Das elende Pack, was wir sind, das kann ja hungern." Und Köhler spie verächtlich auf die Diele.

„Nu will er ja wohl eine schöne Reise machen," fuhr Braun fort. „Wenn das Frühjahr bei uns noch lang' nich anfängt, dann will er mit seiner Frau nach Italien fahren, dahin, wo sein Paul gewesen is. Der hat ihm so viel davon erzählt, daß er sich die Geschichte nun auch mal ansehn will. Einige sagen wohl, es is nich wahr, aber warum soll er nich."

Köhler war aufgesprungen und starrte den Sprecher mit leichenblassem Gesicht an. „Nach Italien? — Dahin will er reisen, wo meine Mariechen gesund geworden wär', wenn er mir das Geld ge-

geben hätt'? Dahin will er nur zum Vergnügen reisen? Nu hat er das Geld? — Aber wie ich ihn auf Knieen gebeten hab', meiner Mariechen das Leben zu retten, da hatt' er es nich?"

Der Mann ballte die Fäuste und schritt, unartikulierte Laute murmelnd, im Zimmer hin und her, so daß die kleine Zahl Anwesender sich erstaunt nach ihm umsah. Endlich warf er sich wieder in seinen Stuhl und preßte die Fäuste in die Augenhöhlen, während seine Brust krampfhaft arbeitete. Braun betrachtete ihn prüfend von der Seite. Die Sache ging ja prächtig, vielleicht fand sich in diesem verlumpten, verkommenen Menschen das Werkzeug der Rache, das er und einige Kameraden suchten.

„Na, Deine Mariechen hat Italien nich mehr nötig, die wird nu ganz wo anders hinreisen."

„Was meinst Du?" fuhr Köhler auf.

„Sie liegt nu schon wieder über drei Wochen fest und dieses Mal wird es Ernst. Sie is am Sterben. Deine Frau hat es mir heut' gesagt. — Sie verlangt auch alle Tage nach Dir, aber die Minna will nich, daß sie Dich so — so — na, Du weißt schon. Aber Kerl, nu hab' Dich doch nich so, trink lieber eins auf den Schreck, sterben müssen wir alle."

Er versuchte den Verzweifelten, der laut aufstöhnend mit dem Kopf auf den Tisch gesunken war, in die Höhe zu ziehen und füllte ihm aus der vor ihm stehenden Flasche das große Schnapsglas. Endlich glückte die Bemühung, Köhler richtete sich auf, griff nach dem Glase und leerte es auf einen Zug. Ein zweites folgte — ein drittes — nun mußte er genug haben — Braun schob die Flasche zurück.

„Armer Kerl, ja, Du hast die meiste Ursach', dem noblen Fabrikherrn gram zu sein," sprach er bedauernd, „eigentlich is er allein an Deinem Unglück schuld."

„Wenn ich ihn erwürgen, wenn ich ihn mit meinen Füßen zertreten könnte," schäumte der plötzlich Betrunkene mit heiserer Stimme.

„Den Wunsch kann Dir keiner verdenken," meinte Braun, „aber laß es doch lieber bleiben — Du hast ja auch nich die Kurasch' dazu."

Köhler fuhr auf ihn los. „Was sagst Du, ich keine Kurasch'?"

„Na, sei man nich gleich so schlimm, ich mein' man so," begütigte er. „Eigentlich geschäh' den reichen Kerls recht, wenn ihnen mal einer zeigte, was passiert, wenn sie nich aufhören, unseren Schweiß zu verprassen, aber — ich will Dir nich zuraten."

Er nahm das große, blanke Brotmesser vom Tisch und befühlte die scharfgeschliffene Schneide. Dann legte er es wieder hin.

Köhler war den Bewegungen des Genossen mit glühenden Augen gefolgt. — Wenn er das Messer dem Verhaßten in die Brust bohren könnte, wenn dieser noch früher sterben müßte als sein Mariechen — das wäre was! Er versank in brütendes Sinnen.

Braun beobachtete ihn und las ihm die Gedanken vom Gesicht. „Ich muß nu gehn," sprach er endlich aufstehend, „freilich nich in Gesellschaft, wie der reiche Herr Wahrholm, aber ich will noch zum Schmieder nach einem Buch."

„In Gesellschaft geht er?" murmelte Köhler immer noch sichtbar nachgrübelnd.

„Ja, zum Professor Niederstetter, da soll Geburtstag sein. Die andern hat der Kutscher schon früher hingefahren, der Herr will aber bis halb acht im Comptoir bleiben und dann zu Fuß gehen. Die Johanne, was meine Braut is, hat es mir erzählt."

Köhler schwieg und starrte immer das Messer an.

„Na denn atje, alter Freund," sprach Braun, ihm auf die Schulter schlagend. Er steckte den Rest des Schnapses zu sich, Köhler durfte jetzt nicht mehr

trinken, ging zur Zahlstelle, um seine Rechnung zu begleichen und verließ das Lokal.

Der Zurückbleibende starrte noch eine kleine Weile auf den Fußboden, dann auf die Uhr an der Wand. Es war halb acht, gerade die richtige Zeit. — Er blickte scheu zu den Männern am anderen Tisch hinüber — sie spielten Karten und achteten nicht auf ihn. Er ergriff schnell das Brotmesser und ließ es in die Tasche gleiten. Niemand hatte es bemerkt. Er taumelte zur Thür und verschwand in der schlecht beleuchteten Straße.

* * *

Herr Wahrholm räumte die Bücher zusammen und schloß sein Schreibpult. Dann machte er Toilette, um den Seinigen nachzugehen. Der fast halbstündige Spaziergang war ihm gerade recht, er hatte den ganzen Tag am Schreibtisch gesessen. Die letzte Arbeit war ein Brief an einen alten Freund in Berlin gewesen, der ihn hatte überreden wollen, mit ihm gleichzeitig eine Reise nach Oberitalien zu machen. Man hatte die Angelegenheit im Familienkreise mehrfach besprochen und durch das Stubenmädchen Johanna, die Braut Brauns, war etwas davon in die Arbeiterkreise gedrungen. Herr Wahrholm hatte

nach reiflicher Überlegung aber dem alten Freund heute einen Absagebrief geschrieben.

„Die Zeit, in der man hundert Arbeiter entlassen muß, ist für Vergnügungsreisen schlecht geeignet," schrieb er, „warten wir auf bessere Tage."

Damit war die schwebende Angelegenheit erledigt.

In heiterer Stimmung schritt Herr Wahrholm durch die Stadt und näherte sich der Wohnung des Professor Niederstetter. Sie lag in einer stillen, vornehmen Straße, die zum sogenannten Geheimratsviertel gehörte. Kurz vor dem Hause gabelte sich der Fahrweg und man hatte hier Gartenanlagen in Gestalt eines spitzen Winkels angelegt, die der öffentlichen Benutzung anheimgegeben waren und die Straße anmutig belebten. Jetzt im Januar freilich war das Gebüsch kahl und der kleine Platz leicht zu übersehen.

Es war ein verhältnismäßig milder Abend und dem rüstig Vorwärtsschreitenden wurde der Pelz so warm, daß er ihn öffnete. Als er sich dem kleinen Gartenfleck näherte, trat eine hohe, schlotterige Gestalt hinter einem Gebüsch hervor und faßte ihn scharf ins Auge, um dann mit beschleunigten Schritten auf ihn zuzueilen. Herr Wahrholm bemerkte noch, daß der Mann schwankte wie betrunken. Er trat zur

Seite, um keine unliebsame Begegnung zu haben, aber der Mensch, in dem er den von ihm entlassenen Arbeiter Köhler erkannte, vertrat ihm den Weg.

„Also jetzt hast Du Geld, um nach Italien zu reisen, Du Hund — aber Du wirst nicht hinkommen.“

Wie ein Tiger stürzte sich der Mann auf sein Opfer, so daß es hintenüber schlug, und stieß ihm mit voller Wucht sein Messer in die Brust. Dann riß er dieses heraus und rannte in langen Sätzen davon.

So plötzlich war der Überfall gekommen, daß Wahrholm nur einen einzigen Schrei ausstoßen konnte, bevor ihm aus Schrecken und Schmerz die Sinne vergingen. In der um diese Abendstunde fast menschenleeren Straße wurde dieser nur von einer Person vernommen, die dem Überfallenen schon seit geraumer Zeit gefolgt war und sich im entscheidenden Moment hinter das Eisengitter eines Vorgärtchens gedrückt hatte. Jetzt trat der Arbeiter Braun hervor und beugte sich über den scheinbar Sterbenden.

„Gute Gelegenheit muß genützt werden,“ murmelte er, während er mit flinken Händen sich Uhr und Portemonnaie aneignete. „Vor zwanzig Minuten bin ich mit dem Buch vom Schmieder weg-

gegangen, da soll mal einer auf mich raten.“ Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Mehrere Minuten vergingen und schon begannen Bewegungen des daliegenden Körpers das wiederkehrende Bewußtsein zu verkünden, als endlich zwei Studenten des Weges kamen und mit Entsetzen den Blutenden entdeckten. Schnell entschlossen hoben sie den stöhnenden Mann auf und trugen ihn nach einer unfern gelegenen Privatklinik, wo sie hoffen durften, sofort ärztliche Hilfe zu erhalten.

Der Verletzte kam bereits während des Transports zur Besinnung, konnte seinen Namen nennen und Anweisung zur Benachrichtigung der Seinen treffen. Auch nannte er Namen und Wohnort des Thäters, dessen vagabundierendes Leben ihm fremd war.

Die Wunde erwies sich bei genauer Untersuchung als nicht so gefährlich, wie es nach der starken Blutung der Fall zu sein schien. Trotz der gewaltigen Wucht, mit der der Stoß geführt war, hatte das zwar scharfe, aber nicht sehr spitze Messer an der seidenen Krawatte und dem steifen Vorhemde einen zu großen Widerstand gefunden, um tödlich wirken zu können. Immerhin war aber die Lunge etwas verletzt und der starke Blutverlust hatte den Verwundeten sehr erschöpft, so war Schonung dringend geboten.

Der Schrecken im Hause Niederstetter spottete jeder Beschreibung, als einer der hilfreichen Studenten die Nachricht vom Überfall des Fabrikbesitzers brachte, und die Gattin des Verwundeten siedelte sofort in die Klinik über, um ihm nahe zu sein. Paul mußte allein in die elterliche Wohnung zurückkehren, den Vater zu vertreten.

Der zweite der freundlichen Helfer war sofort nach Ablieferung des Kranken zur Polizei geeilt, um die Verhaftung des Verbrechers zu veranlassen. Die geöffneten Kleider des Verletzten und das Fehlen von Portemonnaie und Uhr deuteten auf Raub.

XI.

Minna Köhler saß am Bette ihres kranken Kindes. Mariechen lag ganz still, man hätte sie mit ihrer gelbweißen Haut und den tief eingesunkenen Augen schon für eine Leiche halten können, wenn diese Augen nicht in fast unheimlichem Glanze geleuchtet hätten und der Atem nicht mit rasselndem Geräusch gegangen wäre.

Minna wußte, daß die nächsten Tage das Ende bringen mußten und wich nicht vom Bett, wenn es nicht die dringendste Notwendigkeit erforderte. Mußte sie aber fortgehen, so vertrat Alma, die sich in dieser schweren Zeit als hilfreicher Engel bewährte, ihre Stelle. Die beiden so verschiedenen Frauen unterstützten sich gegenseitig.

Der Abend war fast bis zur neunten Stunde vorgerückt, der kleine Karl schickte sich an, sein Lager aufzusuchen, und Minna hatte eben die Lampe für die Nachtwache frisch gefüllt, als auf der Treppe ein flüchtiger Schritt klang.

Mariechen, die sich lange nicht gerührt hatte, machte eine plötzliche Bewegung und versuchte sich aufzurichten. „Der Vater,“ flüsterten ihre bläulichen Lippen.

Um Minnas Mund zuckte es schmerzlich, immer dieselbe Hoffnung, die doch unerfüllt bleiben mußte. Aber im nächsten Augenblick fiel ihr das Strickzeug aus den Händen und sie selbst entsetzt an die Stuhllehne zurück. Die Thür wurde hastig aufgerissen und im Rahmen stand Köhler — aber wie sah er aus. —

Zerlumpt und barhaupt, abgezehrt und verkommen. Doch das war nicht das Schlimmste. Das Haar hing ihm lang in ein wild verzerrtes Gesicht, in dem die Augen wie im Wahnsinn glühten. Er stand einen Augenblick, als wage er die Stube nicht zu betreten, dann stürzte er vorwärts, brach vor dem Bett in die Knie und wühlte den Kopf neben der Brust des kranken Kindes in die Bettdecke. So blieb er lange liegen, während Mariechen ihre Arme um das geliebte Vaterhaupt legte und ihre Augen einen fast überirdischen Ausdruck annahmen.

Endlich richtete der Mann den Oberkörper in die Höhe und blickte wie geistesabwesend umher.

„Um Gottes willen, Gottlieb, Du bist ja ganz

voll Blut, was ist Dir geschehen?" rief Minna entsetzt, weil sie an eine Verwundung ihres Mannes glaubte.

Köhler rieb sich mit der Hand die Stirn, als suche er seine Gedanken zu sammeln, und blickte dann prüfend auf seine besudelten Hände. Er hatte das blutige Messer mechanisch zwischen ihnen abgewischt, der aufspringende Blutstrahl ihm auch Brust und Gesicht bespritzt.

„Blut, Blut," murmelte er, „es wird noch viel fließen, wenn sie es so weitertreiben. Jetzt hat erst einer seinen Lohn. — Du mußt nu sterben, mein' Tochter, aber er ist auch gestorben, weil er Dich nich hat gesund werden lassen."

Er murmelte noch etwas Unverständliches und focht mit den Händen in der Luft herum, dann senkte er den Kopf wieder in das Kissen, auf dem seines sterbenden Kindes Haupt ruhte, und blieb unbeweglich liegen, lange, lange Zeit. Es war, als sei er eingeschlafen.

Minna blickte ratlos und verzweifelt umher. War ihr Mann wahnsinnig, oder war er nur betrunken? Er hauchte einen penetranten Fuselgeruch aus. Oder hatte er etwas Böses begangen? Wer war gestorben? Augenscheinlich hatte es irgendwo eine arge Rauferei gegeben.

Endlich, als wohl eine reichliche Viertelstunde vergangen war, winkte sie dem Kleinen, der immer noch bekleidet auf ihrem Bett saß, und hieß ihn zu Schmieders hinaufgehen, um den Mann, wenn er daheim sei, herunterzurufen.

Der Bescheid lautete aber wenig befriedigend. Schmieder war nicht zu Hause, er ging jetzt, seitdem Alma so viel elend war, oft aus. Diese erwartete ihn aber jeden Augenblick und versprach, ihn sofort hinunterzusenden.

Wieder verging eine kurze Zeit, ohne daß Köhler sich gerührt hätte, in Mariechens Zügen aber zeigte sich eine Veränderung. Nun ihr heißer Wunsch erfüllt war, nun des Vaters Haupt neben dem ihrigen lag, ließ die Spannung nach, die sie bisher aufrecht erhalten hatte. Der unnatürliche Glanz der Augen erlosch und die Lider sanken darüber. Das Näschen wurde spitz und bläuliche Schatten begannen sich darum auszubreiten.

Minna, die schon so viele ihrer Kinder hatte sterben sehen, erkannte, daß die Hand des Todes leise über das stille Gesicht strich. O, wenn er die kleine Dulderin jetzt hinwegnähme, ehe das Schreckliche, dessen Nähe sie fühlte, ohne sagen zu können, woher sie es erwartete, einträte. —

Wieder polterte es auf der Treppe, dieses Mal wie von mehreren Füßen. Köhler fuhr in die Höhe und in demselben Augenblick wurde die Thür aufgerissen, zwei Polizisten standen auf der Schwelle. „Im Namen des Königs! — Arbeiter Köhler, Sie sind verhaftet.“

Minna stieß einen gellenden Schrei aus, der das halb entschlummerte Kind wieder aufrüttelte.

Köhler taumelte vom Boden auf. „Kommt Ihr mich schon holen — Ihr Schufte? Könnt Ihr mir nich Zeit lassen, bis meine Mariechen gestorben is? Es dauert nich mehr lang! — Aufs Schafott komm' ich noch zeitig genug.“

Minna erstarrte das Blut in den Adern, sie konnte keinen Laut mehr hervorbringen. Mit brechenden Knieen schleppte sie sich zu dem nächsten der Eingetretenen und faßte seinen Arm, während ihr Mund sich wiederholt öffnete, ohne einen Laut hervorzubringen. Aber der Mann verstand sie doch.

„Er hat den Herrn Wahrholm gestochen und beraubt,“ berichtete er.

„Ja, ich hab' ihn totgestochen, den Hund,“ schrie Köhler. „Es fällt mir gar nich ein, das abzuleugnen.“

Der Beamte zog ein Paar Handschellen hervor

und näherte sich dem Arbeiter, als ein gurgelnder Laut diesen umschauen machte.

Mariechen, die sich seit Tagen nicht mehr allein aufgerichtet hatte, saß im Bette und starrte mit weit aufgerissenen Augen und entsetzt vorgestreckten Händen auf den Vater. Nochmals wiederholte sich der Laut, der wohl einen Schrei bedeuten sollte, dann fiel der Körper rückwärts in die Kissen.

Mit einer Kraft, die niemand dem abgezehrten Manne zugetraut hätte, stieß Köhler die ihn fassenden Hände der Beamten zurück und riß das unheilvolle Messer aus der Tasche. „Wer mich jetzt anrührt, ist des Todes,“ schrie er, es über dem Kopf schwingend, dann ließ er die Hand sinken und setzte sich auf den Rand des Bettes.

Die Schutzleute begriffen die Situation, zogen sich gegen die Thür zurück und beratschlagten leise miteinander. In diesem Augenblick trat auch Schmieder ein. Der große, kräftige Mann war ein nicht zu verachtender Zuwachs ihrer Macht dem Verzweifelten gegenüber, sie unterrichteten ihn im Flüsterton von dem Vorgefallenen und verlangten im Notfalle seinen Beistand.

Mariechen atmete nur noch leise. Minna war neben dem Bett auf die Kniee gesunken, der Mann saß

auf dem Rande und starrte in die groß geöffneten Augen der Sterbenden. „Sieh mich nich so an, Mariechen — sieh mich nich so an — ich bin Dir ja so gut — mach' mir doch ein freundliches Gesicht," so jammerte der unglückliche Mann unaufhörlich.

Da war es, als ob die gespannten Züge sich glätteten. Hatte ihn das Mädchen noch verstanden, oder war es nur die Erschlaffung der Muskeln? Ein freundlicher Ausdruck breitete sich über das Gesicht und unter seiner liebkosenden Hand schlossen sich die blauen Augen für immer. Mariechen hatte ausgelitten.

Einige Minuten blieb alles still, die Majestät des Todes, der durch den Raum schritt, hielt jeden in ihrem Bann.

Endlich erhob sich Köhler — langsam und wie es schien völlig nüchtern richtete er sich zu seiner vollen Höhe auf und schleuderte das Messer in weitem Bogen durch das Zimmer, daß es vibrierend in der Diele stecken blieb. Dann wendete er sich an die Diener des Gesetzes. „Jetzt is es aus — nu könnt Ihr mich mitnehmen."

Der eine der Beamten zog wieder die Handschellen hervor, aber Köhler wies sie mit ruhiger Bewegung zurück.

„Is nich nötig, Herr Schutzmann, ich komm' schon von allein."

„Lassen Sie den Mann ungefesselt," vermittelte Schmieder, „ich will Sie begleiten, dann sind wir drei gegen einen." Man willfahrte ihm und schickte sich zum Gehen an.

„Atje, Minna," wendete sich der Arbeiter an seine Frau, indem er ihr die blutbefleckte Hand hinhielt, „nu siehst Du mich nich mehr im Leben, jetzt machen sie mich einen Kopf kürzer."

Minna schluchzte laut auf, aber sie wendete sich ab — sie konnte die Hand des Mörders nicht ergreifen.

Köhler sah sie schmerzlich an, wendete sich zu seinem kleinen Sohn, ergriff dessen Kopf und drückte einen Kuß auf das dichte, blonde Haar, dann schritt er der Thür zu, während der junge Schutzmann seinen Arm ergriff. Ruhig erstieg er die kurze Treppe, als er aber die Schwelle seines Hauses überschritt, brach er zusammen.

„Na, auf, auf," rüttelte ihn der Beamte in rauhem Ton.

Der Arbeiter erhob sich, doch seine Kraft war erschöpft.

„Gestatten Sie mir, meinem Genossen einen Wagen zu holen," mischte sich Schmieder hinein,

„was er auch gethan haben mag, er ist ein Mensch.“

Den Schutzleuten erschien eine Fahrt ebenfalls bequemer als der weite Weg zum Gefängnis. Sie setzten sich, den Delinquenten in die Mitte nehmend, auf der Thürschwelle nieder, bis Schmieder von der nahen Station einen Wagen beschafft hatte.

„Sie werden den anfänglichen Widerstand des Mannes gegen Sie nicht melden, Herr Schutzmann,“ sprach Schmieder bittend, als sie in den Wagen stiegen.

„Nein, Herr, gewiß nicht,“ antwortete der alte Mann ernst, „ich kann Verzweiflung von Renitenz unterscheiden.“

Köhler sprach kein Wort mehr, er hatte mit dem Leben abgeschlossen. Vor seinen Augen schwebte ein blankes Richtbeil, aber es erregte ihn nicht. Es war ja alles gleichgültig. —

Am nächsten Morgen wurde Köhler vernommen und bekannte sich ruhig, wie am Abend vorher, zu seiner That. Nur das Motiv dazu blieb rätselhaft, denn die Geschichte von seiner vergeblichen Bitte um viertausend Mark und seiner Wut über eine angeblich von Herrn Wahrholm projektierte Reise nach Italien klang doch zu ungereimt.

Eine Beraubung des Verwundeten leugnete er aber rund ab und wiederholte immer von neuem: „Ich bin ein ehrlicher Mann, Herr Richter, ich hab' den Herrn bloß totstechen wollen.“ Dabei blieb er.

Auch Braun, der unmittelbar vor der That mit ihm zusammen gesehen war, wurde vernommen. Es fanden sich unter den in der Kneipe anwesend gewesenen Personen zwei, die von Aufreizung sprachen, weil sie sich der Aufregung des vorher ganz schweigsamen Mannes entsannen, nachdem Braun eine Weile auf ihn eingeredet hatte. Braun aber setzte eine Unschuldsmiene auf und versicherte, Köhler von seinem Vorhaben abgeraten zu haben. Er berief sich sogar auf dessen Zeugnis, und Köhler bestätigte in seiner Wahrheitsliebe die Aussage. Er war nicht klug genug, um die Reden seines Genossen nach ihrer Meinung abzuschätzen, er hielt sich an die schlauen Worte: „Laß es lieber sein.“

Herr Wahrholm konnte noch nicht vernommen werden, doch machte die Nachricht, daß er lebe und binnen einigen Wochen geheilt sein werde, einen sehr tiefen Eindruck auf Köhler, nur blieb es zweifelhaft, ob ihm die Thatsache lieb oder leid sei. So mußte der Angeklagte denn nach mehreren Verhören wieder ins Gefängnis zurückgeführt werden, es war für den

Augenblick kein Licht in die dunkle Angelegenheit zu bringen.

* * *

Minna hatte ihr Töchterchen, zwei Tage nach dem Tode, eben in den Sarg gelegt, als der Bote einer Schlafstellenvermieterin ihr einen Pfandschein über einen Rock brachte, mit der Anfrage, ob sie ihn einlösen wolle. Da Köhler, der ihn an Zahlungsstatt gegeben hatte, nun im Gefängnis säße, wolle die Frau lieber ihr Geld, als den alten Rock, den sie erst verkaufen müßte.

Minna war selbst ohne Geld, sie wollte aber das Kleidungsstück nicht verloren gehen lassen und entlieh die kleine Summe von Alma. Ihr Mann sollte doch anständig vor Gericht erscheinen. Sie löste den Rock noch an demselben Tage ein und machte sich abends daran, ihn auszubessern, um ihn am nächsten Tage ins Gefängnis tragen zu können. Während sie ihn prüfend hin und her drehte, auch die Taschen umwendete, um sie auf ihre Haltbarkeit zu untersuchen, fiel ihr ein zusammengeballtes Papier in die Hände, das in einer Tasche steckte. Sie glättete es mechanisch, ohne etwas dabei zu denken,

aber ihre Augen wurden größer und größer, je länger sie darauf hinstarrte.

Was sie da in der Hand hielt, war ein angefangener Brief ihres Mannes an sie. Er war in ungeschickter Handschrift und sehr fragwürdiger Orthographie abgefaßt, aber das störte sie nicht, sie wußte ja, daß Köhler, auf dem Lande aufgewachsen, nur eine sehr mangelhafte Schulbildung erhalten und seit Jahren nicht mehr geschrieben hatte.

Der Brief lautete:

Einsiges Libstes Minachen

Ich size hier in grosen Jammer und Noht weil mein herz sich so Bangt nach Dir und die Kinder denn ich bin wol serr ein schlechter Kerl und ich kann nich lasen von den brantweihn aber wen Du mir von Dir stosen tuhest den mus ich Zugrunde gehen den ich denke blos an Dir und den Kardel und die Marichen Besonders wo mir das Herz wehtuth zu Zerbrechen. Erbarme Dich iber mir mein einsiges Minachen das ich wider — —

Hier brach das Schreiben ab, aber aus Minnas Augen, die seit der furchtbaren Abendstunde, da man ihren Mann als Mörder ins Gefängnis führte, trocken geblieben waren wie verdorrte Quellen, brachen die Thränen stromweise hervor. Sie trat zu dem schlichten

Sarge, der im Hintergrunde des Zimmers auf zwei Stühlen stand, und legte ihr Gesicht neben das ihres toten Kindes auf das harte Kissen, wie es vorgestern ihr unglücklicher Mann gethan hatte.

Nun konnte sie weinen, lange, lange. — Dann faltete sie die Hände und bat Gott, er möge ihr Kraft geben, den Verlorenen auf den rechten Weg zurückzuführen. Wenn er noch so fühlen konnte, wenn er noch so an ihr und den Kindern hing, war er noch zu retten.

Am Sarge ihres Kindes fand sie die tief verschüttete Liebe zu ihrem Gatten wieder.

Durch Frau Professor Niederstetter, die sie gestern schon besucht und auch den Sarg bezahlt hatte, wußte sie, daß Herr Wahrholm lebte, daß ihrem Manne also nur eine mehr oder weniger lange Zuchthausstrafe bevorstand, und gerade dieser Umstand erschien ihr günstig für ihn. Die schlechte Gesellschaft würde ihm nichts anhaben, er war von Charakter gut und ehrlich, das Trinken aber würde er sich abgewöhnen und dafür arbeiten lernen müssen. Sie aber wollte ihm oft schreiben und ihn trösten und ermutigen, bis sie ihn zurückerhielt. Sie hatte eine gute Volksschule besucht und wußte sich schriftlich durchaus verständlich auszudrücken.

Nach und nach versiegten ihre Thränen und machten einem himmlischen Gefühl der Erleichterung, aber gleichzeitig furchtbarer körperlicher Müdigkeit Platz. Sie warf sich halb angekleidet neben dem kleinen Karl auf ihr Bett und fiel sofort in tiefen, erquickenden Schlummer. Seit vielen Tagen zum ersten Mal nahte ihr so der holde Bruder des Todes; in demselben Zimmer rasteten die Brüder vereint und jeder von ihnen brachte eine Wohlthat.

Am nächsten Vormittag trug Minna den ausgebesserten Rock ins Gefängnis und bat den Untersuchungsrichter, den sie zufällig dort antraf, um eine Unterredung mit ihrem Manne. Sie wurde ihr nach einigem Zögern — natürlich nur in Gegenwart eines Beamten — gewährt. Gerichtsrat Burger ermahnte sie aber, ihren Mann in Bezug auf den Verbleib der Wertsachen zur Aufrichtigkeit anzuhalten.

„Genommen hat er sicherlich nichts, Herr Gerichtsrat, er ist ein ganz ehrlicher Mann," antwortete ihm die Frau im Tone vollster Überzeugung.

Also auch sie hielt den Mörder für ehrlich, ob er es wirklich sein sollte?

Es war ein thränenreiches und doch freudiges Wiedersehen zwischen dem Ehepaar. Köhler verging fast vor schmerzlichem Glück, daß seine Minna, die

ihm jüngst, als er fürs Leben Abschied nehmen wollte, ihre Hand verweigert hatte, jetzt zu ihm kam und ihre Arme genau so um seinen Hals legte, wie er es vor drei Tagen auf der Brücke geträumt hatte.

Nach der ersten Begrüßung freilich hielten sie sich scheu voneinander fern, die Gegenwart des Gefangenenwärters beengte sie, aber sie hatten sich doch innerlich gefunden. Minna sprach ihre große Freude darüber aus, daß Herr Wahrholm außer Lebensgefahr, ihr Gottlieb also, trotz seines schrecklichen Vorsatzes, nicht zum Mörder geworden war, und dieser stimmte ihr bei.

„Ja, es is gut so; wenn ich meine Straf' hinter mir hab', will ich zu ihm gehen und ihn um Vergebung bitten."

Dann sprachen sie vom Tode des Kindes.

„Wenn ich bloß ihre entsetzten Augen nich immer vor mir sehen müßt'," klagte der Mann. „Daß sie hat fortgehen müssen mit dem Grauen vor mir, das kann ich nich verwinden."

Minna tröstete ihn so gut sie konnte, sie meinte, das Kind habe sich nur vor dem Geschrei und den fremden Menschen erschreckt, aber nicht mehr verstanden, um was es sich handelte. Sie sagte damit mehr als sie selbst glaubte, aber sie hielt es für ihre

Pflicht, den ganz Gebrochenen aufzurichten, und es gelang ihr endlich durch den Hinweis auf das freundlich lächelnde Gesicht, mit dem die Kleine eingeschlummert sei. Sie gab ihm auch eine Strähne ihres blonden Haares und ermahnte ihn, dabei täglich zu denken, wie Mariechen sich freuen würde, wenn sie wüßte, daß er wieder ein ordentlicher Mensch werde. Er versprach alles unter Thränen.

Endlich mußten sie scheiden.

„Den Rock nimm nur wieder mit, Minna, ich hab' nu schon meine Livree,“ dabei wies er auf den sauberen Gefangenenanzug, den er statt seiner Lumpen trug, „die will ich nu behalten bis ich wieder ein andrer Mensch bin. Aber ich dank' Dir, daß Du dran gedacht hast.“

Sie reichten sich die Hände und schieden. — Beide in tiefster Bekümmernis, aber beide mit der Hoffnung auf bessere Zeiten im Herzen.

Am nächsten Morgen wurde Mariechen begraben. Der geliebte Vater konnte ihrem Sarge nicht folgen, aber er lag in seiner Zelle auf den Knieen und betete zum ersten Mal wieder zu dem Gott, den er so lange verleugnet hatte; es gab für ihn über dem jammervollen Leben wieder ein Etwas, zu dem er hoffnungsvoll aufblicken konnte.

XII.

Der Kandidat Schmidt war ein Brudersohn der Frau Professor; auf seinem väterlichen Gut hatte Mariechen Köhler im vergangenen Sommer eine so schöne Zeit verlebt. Aber als zweiter und begabtester der beiden Söhne hatte er die Anwartschaft auf dieses dem älteren überlassen und sich dem Studium gewidmet. Bei der frommen Richtung, die durch die Mutter, eine Pfarrertochter, in die Familie eingeführt war, kam für ihn kein anderes als das theologische in Frage. Von Kindheit auf war ihm der Glaube ein geheiligtes Etwas, an dem zu deuteln Sünde sei. Glaube und Wissenschaft erschienen ihm als unabhängig voneinander, und wenn er auch nicht mehr an die sechs Schöpfungstage glaubte und die Erde nicht für den Angelpunkt des Weltalls hielt, so stand er doch in Bezug auf das christliche Dogma auf durchaus biblischem Boden.

Da er sich mit den Naturwissenschaften nie über das im Gymnasium gebotene Maß hinaus befaßt

hatte, waren sie ihm ein ziemlich fremdes Feld, und während seiner theologischen Studienjahre hatte er es instinktmäßig vermieden, Schriftsteller zu studieren, die sich das christliche Dogma in feindlicher Absicht zum Thema gewählt hatten. Ohne daß er es sich klar machte, scheute er davor zurück, seinen Glauben, sein höchstes und heiligstes Gut, kritisch zerlegen und beleuchten zu lassen. Es ging ihm damit in erhöhtem Maße, wie es poetischen Naturen ergeht, wenn man ihre Lieblingsgestalten aus Geschichte und Poesie kritisch zerfasern will. Sie mögen nichts davon wissen.

Egon hätte nie zugegeben, auch vor sich selbst nicht, daß eine Zerstörung seines Heiligsten möglich sei, und doch hatte er als Student kein verpöntes Buch lesen mögen. Fest davon überzeugt, daß der rechte christliche Glaube ein Fels im Meer sei, hatte er es vorgezogen, ihn in klarer Flut sich spiegeln zu lassen, als seine ohnehin nicht angezweifelte Festigkeit im Wellensturz zu erproben. Egon war durch und durch ein strenggläubiger Christ, aber er war kein Fanatiker und die liebeswarme Atmosphäre seines Vaterhauses und der darin herrschende Geist echt christlicher Duldsamkeit hatten ihn vor Engherzigkeit bewahrt.

Mit dieser fast naiven Gläubigkeit im Herzen war er vor etwas mehr als Jahresfrist von einer anderen Universität an seinen jetzigen Wohnort übergesiedelt, um noch das Kolleg eines berühmten Kirchenlichtes zu besuchen und sein letztes Examen zu bestehen. Im Hause seiner Tante aber und in deren Umgangskreis wehte eine herbe, kritische Luft und der Fels seines Glaubens wurde von manchem Sturm umbraust.

Die Religionsstunden, welche er in Gegenwart der Frau Professor seiner geliebten Hilde erteilte, waren für ihn gleichzeitig eine Quelle von Glück und Leid. Seinem gegebenen Versprechen treu, machte er nie den Versuch, das Mädchen außer der festgesetzten Zeit zu sprechen und ging auf der Straße mit höflichem Gruß vorüber. So freute er sich denn die halbe Woche auf das gestattete Stündchen, um jedesmal tief enttäuscht von der Unterrichtsstunde heimzukehren. Seine Schülerin machte keine Fortschritte in der Erkenntnis.

Wenn er aus tiefster Überzeugung ihr einen Lehrsatz vorgetragen und sie durch seine Glaubensinnigkeit zu überzeugen gemeint hatte, machte sie ihm einen Einwand, der ihn im Augenblick verblüffte. Mit dem ganzen Rüstzeug der modernen Forschung

auf religiösem Gebiet ging sie ihm zu Leibe, er mußte, wenn er ihr antworten sollte, selbst lesen und studieren, was sie vor ihm gelesen und studiert hatte, und sein gesunder Menschenverstand mußte zugeben, daß das beglaubigte geschichtliche Zeugnis den Angaben der Evangelisten oft widersprach.

Mit dem Ausspruch: „Der Christ soll glauben, was Gott ihm in der Bibel offenbart hat, und nicht grübeln," durfte er ihr aber gar nicht kommen. Sie behauptete geradezu, das christliche Dogma sei keine Offenbarung und von Jesus auch gar nicht als eine solche aufgestellt, sondern von seinen Nachfolgern, die ihn nur halb verstanden hätten, nach und nach zusammengestellt worden. Sie könne auch an eine Erlösung durch den Glauben nicht glauben. Dabei blieb sie, und mit wahrer Verzweiflung wurde Egon inne, daß seine glänzende Rednergabe nichts fruchtete.

„Ich möchte mich ja so gern überzeugen lassen," rief Hilde eines Tages weinend, „aber die Gründe, die Sie mir anführen, überzeugen mich eben nicht und ich bin zu ehrlich, um Sie und mich selbst zu betrügen!" Sie fiel der Frau Professor schluchzend um den Hals und verließ dann schnell das Zimmer.

Es entstand eine drückende Pause. — Egon, blaß wie eine Leiche, schritt rastlos im Zimmer hin

und her, und Frau Niederstetter schwieg, sie wußte keinen Rat. Nach langer Pause begann sie endlich:

„Kannst Du Hilde nicht entgegenkommen, Egon? Muß die Taufe und das feierliche Glaubensbekenntnis denn sein? Kann nicht jeder von Euch seinem Gott dienen auf seine Art?“

„Nein, Tante, so kann es nicht sein!“ rief Egon, „wenn ich mein Priesteramt nicht aufgeben will. Wie soll ich den Glauben predigen, wie den Unglauben bekämpfen, wenn mein eigenes Weib im feindlichen Lager steht? Es geht nicht, Hilde muß den christlichen Glauben bekennen oder —“

„Oder?“ fragte Frau Niederstetter langsam, indem sie den Neffen traurig ansah. Aber Egon antwortete nicht, er schlug plötzlich, laut aufstöhnend die Hände vor das Gesicht und stürzte aus dem Zimmer. Einen Augenblick später klappte die Korridorthür — er war gegangen.

Hilde hatte eine schlaflose Nacht. — Am nächsten Tage erhielt Egon einen Brief von ihr. Mit zitternden Fingern öffnete er ihn und thränenden Auges legte er ihn aus der Hand. Hilde gab ihm sein Wort zurück.

Sie schrieb nach einer kurzen Einleitung:

„Glauben Sie nicht, daß ich Sie weniger

liebe, Egon, nein, o nein, jede Faser meines Herzens gehört Ihnen, aber gerade darum will ich kein Stein auf Ihrem Lebenswege sein. Lügen kann ich nicht, das wissen Sie, ich kann also auch die Taufe nicht empfangen und kann nicht mit Ihnen zum Abendmahl gehen, denn ich sehe in dieser feierlichen Handlung nur ein Symbol, nur eine Gedächtnisfeier für den idealsten Menschen, der gelebt hat. In diesem Sinne könnte ich es mit Andacht genießen, aber nicht als den wahren Leib und das Blut Jesu Christi, das für uns vergossen wurde zur Vergebung der Sünden.

Ich bildete mir ein, in den letzten Monaten eine gute Christin geworden zu sein, mehr im Sinn Jesu, als wie Ihre Kirche es lehrt, aber ich muß mich mit Trauer überzeugen, daß Ihr Buchstabenglauben verlangt, wo ich mich an den Sinn halte, wie er für unsere Zeit paßt.

Ich habe die feste Überzeugung, daß Jesus, könnte er zur Erde zurückkehren, sich entsetzen würde über das, was man aus seiner reinen Lehre gemacht hat und der erste wäre, der Wandel schaffte.

Mit dieser Gesinnung kann ich nicht Predigerfrau werden, das sehen Sie wohl ein.

So trenne ich mich denn mit blutendem Herzen von Ihnen, Egon, aber ich danke Ihnen aus tiefster Seele für das, was Sie mir gaben — für die Religion. — Ist sie auch anders als sie Ihnen richtig erscheint, mir haben Sie damit eine neue lebendige Welt erschaffen. Die materialistische Weltanschauung meines Vaters wäre mir im Unglück nie ein Trost gewesen, das fühle ich deutlich, nun zum ersten Mal ein herbes Leid an mich herantritt.

Leben Sie wohl, Egon, und der Gott, zu dem Sie mich beten gelehrt haben, nehme Sie für Ihr ferneres Leben in seinen besonderen Schutz.

Hildegard."

Lange hielt Egon den Brief in der Hand und starrte ihn an wie etwas Fremdes, Entsetzliches, und doch überraschte ihn der Inhalt nicht. Hilde hatte klar vor ihn hingestellt, was bisher nur wie ein scheues Nachtgespenst durch seine Gedanken gehuscht war — die Notwendigkeit ihrer Trennung.

Von dem Sieg seiner gerechten Sache überzeugt, hatte er leichten Herzens das Hindernis zwischen ihnen hinwegzuräumen übernommen. — War seine Sache nicht so gerecht wie sie ihm erschien? Hilde hatte nicht aus Leichtsinn oder Trotz gehandelt,

das wußte er nur zu gut. Sie zerstörte ja mit fester Hand ihr eigenes Glück mit dem seinigen zusammen, weil sie ehrlich war und nicht heucheln konnte.

Der Abend sank herab und immer noch saß Egon auf derselben Stelle. Die graue Dämmerung um ihn her erschien ihm plötzlich wie ein Bild seines künftigen Lebens. — Da übermannte ihn der Jammer, er stürzte zur Thür, um sie zu verschließen, und warf sich, laut aufweinend, vor dem Sofa seines bescheidenen Stübchens auf die Kniee nieder.

* * *

Der Frühling war ins Land gekommen, hatte der Erde ein neues Festkleid angezogen und manche Wunde, die der rauhe Winter geschlagen, liebevoll geheilt. Aber die tiefen Herzenswunden der zwei Menschen, die sich einander nur genähert hatten, um den Abgrund zu sehen, der zwischen ihnen lag, konnte nicht Frühlingssonne noch Vogelsang heilen.

Still und bleich ging Hilde ihren Weg. Sie pflegte in liebevollster Weise ihren alten Vater und lauschte ihm die Wünsche ab, sie las ihm vor und besorgte gewandt das Hauswesen, aber ihre sonnige

Heiterkeit war dahin. Es lag über ihrem lieblichen Gesicht wie ein Hauch von Schwermut und ihre schönen, sonst so strahlenden Augen blickten oft so weltvergessen, als sähen sie in weite, weite, unerreichbare Fernen.

Zunächst war Professor Steiner über die Lösung des Verlöbnisses sehr erfreut gewesen, denn er nahm an, seine Tochter würde das kleine Herzeleid in wenigen Wochen überwunden haben. Als aber nach zwei Monaten ihr Gesicht statt heiterer nur immer blässer und durchgeistigter wurde, da ward er inne, daß die Sache doch ernster sei als er gemeint, und das tieffste Mitleid mit seinem Kinde trat an Stelle der Befriedigung. Er wollte Hilde auf Reisen schicken, ja, er wollte selbst mit ihr an einen anderen Ort ziehen, wenn es ihr lieb sei. Aber Hilde lehnte dieses Opfer entschieden ab und bat ihn auch, von einer zeitweiligen Entfernung abzusehen, sie käme in den altgewohnten Verhältnissen am besten mit sich selbst ins reine.

Egon hatte sie nicht mehr gesprochen. Er hatte auf ihren herzlichen Brief ebenso herzlich geantwortet, aber sich gegen ihre Entscheidung nicht gesträubt. Er sah ein, wie recht sie hatte. Nun wichen sie sich aus und hatten es auch fertig gebracht, sich nicht zufällig

bei Niederstetters zu treffen, aber in Gedanken waren sie beisammen. Immer — immer —

Prediger Boretius war aus dem Süden gekräftigt heimgekehrt und hatte sein Amt noch für einige Zeit wieder übernommen. Egon konnte sich also ganz der Vorbereitung für sein letztes Examen widmen, welches er denn auch glänzend absolvierte. Er hätte nun, bis es eine Anstellung oder neue Vertretung für ihn gab, zu seinen Eltern gehen können, aber es waren der Fäden viele, die ihn in der Stadt festhielten. Er hatte zu Ostern die Wohnung gewechselt und an den Fenstern seiner jetzigen ging Hilde fast täglich ahnungslos vorüber. So sah er das Mädchen, an dem sein Herz hing, wenigstens aus der Ferne. Er gestand es sich selbst kaum ein, aber es war immer noch ein Schimmer jener Hoffnung in seinem Herzen, die den Ertrinkenden nach einem Strohhalm greifen macht.

Er verwendete nun seine ganz freie Zeit zum Studium, aber er studierte anders als bisher. Er las, prüfte und studierte alle Schriften, die sich gegen das orthodoxe christliche Bekenntnis richteten und verglich sie mit den Quellen, aus denen sie schöpften. Er wollte ihren Verfassern jeden Trugschluß, jeden Irrtum nachweisen, sie mit ihren eigenen Waffen schlagen und das von ihnen angegriffene Dogma glänzend rechtfertigen.

Vielleicht würde er dann als Schriftsteller Hilde gegenüber mehr Glück haben. Er mußte sich selbst zugestehen, daß er nicht genügend vorbereitet gewesen war. Er hatte sie eine offenbarte Religion lehren wollen, die gläubig hingenommen werden mußte, und sie hatte wissenschaftliche Bestätigung verlangt. Sie hatte das geheiligte mystische Etwas, das er ihr bot, mit der hell strahlenden Fackel moderner Wissenschaft beleuchten wollen. Nun wohl, mochte sie, er zweifelte nicht daran, daß es ihm gelingen würde, auch zu beweisen, wo er bisher nur geglaubt hatte. Woche um Woche saß er über den Büchern und hatte keine Augen für den Mai und seine Herrlichkeit, er arbeitete ja für das Teuerste, was er besaß, seine Liebe und seinen Glauben.

Aber wehe ihm — sein frommer Kinderglaube, den er während seines jahrelangen Studiums festgehalten hatte, weil er instinktiv alles vermied, was ihn erschüttern konnte, trat jetzt, da er mit den scharfen Waffen der Logik für ihn kämpfen wollte, immer weiter, immer schemenhafter zurück. Mit perlender Stirn sprang er oft von seinem Schreibtisch auf und streckte unwillkürlich die Arme aus, als wolle er etwas Geliebtes fassen, das ihm in nebelhafter Ferne entschwand.

Es war eine schwere, schwere Zeit, die Egon durchlebte und sie reifte ihn innerlich um ein Jahrzehnt, aber sie streifte erbarmungslos die Blüten von seiner Seele. Wenn er nicht Herr werden konnte über die widersprechenden Stimmen in seinem Innern, so schob er die Bücher zusammen und ging zum Siechenhause. Er wußte, daß ihm dort ein Herz freudig entgegenschlug.

Die alte Frau Liedke war jetzt ganz bettlägerig, weil sie kein Glied mehr bewegen konnte und das Augenlicht bis auf einen Schimmer verloren hatte. Aber ihr Geist war immer noch frisch und ihr Gehör fein. In der Erwartung ihrer Auflösung, die ihr Erlösung bringen sollte und deren Herannahen sie fühlte, war eine fast erhabene Freudigkeit über sie gekommen. Sie sollte ja bald zu Gott und zu ihren Lieben gehen.

An einem klaren Spätnachmittag, zu Anfang des Juni, trat Egon nach achttägiger Pause in das kleine Zimmer, das sie mit einer anderen Bresthaften teilte. Er fand sie allein, denn die Miteinwohnerin war in den Garten gegangen.

Schon im Eintreten rief ihm Frau Liedke einen Gruß entgegen, sie hatte seinen Schritt erkannt.

Er trat an das saubere Bett und strich liebkosend über die welken Hände auf der Bettdecke, er

konnte ihr nicht mehr die Hand drücken, ohne ihr wehe zu thun. „Nun, wie geht es, Frau Liedke?“ fragte er freundlich und setzte sich neben das Bett.

„Gut, gut,“ war die freudige Antwort, „mein Herrgott nimmt mich jetzt bald zu sich und alle Qual hat ein Ende.“

Egon sah an ihrem veränderten Gesicht, daß sie die Wahrheit sprach. Sie hatte wohl nur noch Tage, vielleicht Stunden zu leben, aber er bemühte sich nicht, ihr die Wahrheit zu bemänteln, sie war ja beglückend für die arme Dulderin. Er sprach einige freundliche Worte und fragte, was er ihr vorlesen solle.

„Heute nichts, lieber Herr Kandidat, ich möchte mit Ihnen sprechen. — Haben Sie Alma in letzter Zeit einmal gesehen?“

„Nur flüchtig auf der Treppe, als ich Frau Köhler besuchte,“ war die Antwort, „ihr — — ich meine Schmieder, hat erfahren, daß ich sie vor einigen Wochen besuchen wollte — es geschah auf Ihren Wunsch, Frau Liedke“ — schaltete er ein, „und hat sich meine Anwesenheit in seiner Wohnung verbeten. ‚Er habe seine Frau zu freier, naturgemäßer Anschauung herangebildet und wolle sie durch keinen Pfaffen wieder verdummen lassen.‘ Das sind nach Frau Köhlers Versicherung seine eigenen Worte. Sie begreifen, daß ich mich da nicht aufdrängen mag.“

Frau Liedke seufzte tief. „Das arme Kind — für den Augenblick ist ihr dann freilich nicht zu helfen. Aber — es kommt eine Zeit, da sie einsam und verlassen sein wird — ich weiß es bestimmt, Herr Kandidat. Was so ohne richtiges Fundament auf den Sand gebaut ist, so gewissermaßen als Jahrmarktsbude zum augenblicklichen Vergnügen, das bricht früher oder später zusammen und auch meiner Enkelin eingebildetes Glück wird zusammenstürzen. Wollen Sie mir dann versprechen, ihr beizustehen, Herr Kandidat?"

„Wenn ich es kann, von Herzen gern, Frau Liedke, selbst wenn mich meine spätere Anstellung aus der Stadt führen sollte, will ich Ihre Enkelin im Auge behalten." Und Egon legte beteuernd seine Rechte auf die verknöcherten Hände der Kranken. „Aber wollen Sie die junge Frau nicht noch sehen? Ich weiß, wie liebevoll Sie ihr alles Leid, das sie Ihnen zufügte, vergeben haben."

„Ich möchte es wohl," antwortete die Sterbende sinnend, während ein warmer Strahl über ihr blasses Gesicht glitt, „aber die Aufregung könnte ihr in dieser kritischen Zeit schaden. — Nein, nein," fuhr sie nach einer Pause fort, „wir wollen auf das Wiedersehen droben warten, aber bringen Sie ihr meinen Segen — meinen wärmsten Segen. — Sie

war mir immer eine gute Tochter, Gott wird ihr ihren Fehltritt nicht anrechnen — sie war ja nur eine Verführte —"

Die Frau schwieg erschöpft und schloß die blinden Augen. Egon erhob sich leise, da regte sich etwas neben der Thür, Frau Professor Niederstetter war eingetreten. Sie begrüßte Egon und beugte sich über die Kranke, die bei dem geringen Geräusch die Augen wieder geöffnet hatte, obgleich sie nichts sah.

„Wer ist da?" fragte sie kaum vernehmlich.

„Ihre alte Freundin," antwortete die Dame und strich über die welke Wange der Sterbenden. „Ich habe Ihr Vermächtnis an meinen Neffen gehört. Seien Sie überzeugt, daß auch ich Alma nie verlassen werde. Ich habe sie zur Zeit aus meinem Hause verbannt, weil ich kein Ärgernis vor der Welt geben will und sie mich auch nicht gebraucht. Der Unglücklichen wird mein Haus stets offen stehen und ich werde ihr mit Rat und That zur Seite bleiben."

Ein seliges Lächeln huschte über die Züge der alten Frau. „Dank, Dank," hauchte sie, „jetzt kann ich ruhig sterben."

Frau Niederstetter entkorkte ein mitgebrachtes Fläschchen, das Ungarwein enthielt, goß davon in ein besonders konstruiertes Trinkglas und führte es an die Lippen der Kranken, die den Inhalt mit sicht-

lichem Behagen genoß. Dann zog sie den Arm hinter dem stützenden Kopfkissen hervor und blickte teilnehmend in das stille Gesicht.

„Nun aber schlafen, liebe Frau, Sie haben sich aufgeregt und angestrengt.“

„Ja, schlafen — schlafen —“ flüsterten die bleichen Lippen.

Die Besucher verließen das kleine Zimmer. Von der Thür aus blickten sie noch einmal auf die blinde Frau zurück, sie wußten, daß ihre Augen sie nicht mehr sehen würden.

Egon begleitete die Tante nach ihrer Wohnung, aber sie schwiegen beide.

„Kommst Du nicht mit hinauf?“ fragte die Dame freundlich, als Egon sich an der Thür verabschieden wollte; „Du warst so lange nicht bei uns.“

„Nein, Tante, ich kann nicht — verzeih mir.“

Mitleidig blickte die alte Dame in das blasse Gesicht des Neffen, schwere Seelenkämpfe hatten ihre Spuren darin zurückgelassen. „Armer Junge,“ sprach sie.

„Ja, Tante, arm, bettelarm und Du weißt nicht einmal wie sehr,“ brach es aus seiner tiefsten Seele. Er küßte die Hand der alten Dame und stürzte die

Straße hinunter, während Frau Niederstetter ihm tief bekümmert nachblickte.

* * *

In ihrer Wohnung angekommen, fand Frau Niederstetter ihren Gatten bereits auf dem freundlichen Balkon ihrer harrend, damit beschäftigt, einige junge Ranken wilden Weines am Geländer zu befestigen. Er küßte sie, wie immer, herzlich auf die Wange und fragte, wo sie gewesen sei.

Sie erzählte von der alten Liedke, die wohl in den ganz nächsten Tagen einschlafen würde, und kam in der Ideenverbindung auch auf Alma.

„Ich glaube auch,“ meinte der Professor, „daß die Herrlichkeit dort keine Dauer haben wird, aber ich suche den Grund nicht in der fehlenden gesetzlichen Form ihrer Ehe, sondern im Charakter des Mannes.“

„Natürlich,“ stimmte die Frau lebhaft bei, „das eine schließt das andere nicht aus. Im Grunde ist der Charakter der Menschen stets die Hauptsache. Aber wie viele ganz tadellose giebt es denn? ‚Wir sind allzumal Sünder‘ steht in der Bibel und sie hat hierin, wie in vielen anderen Dingen, recht. Wenn alle Menschen ehrlich, aufrichtig und zuverlässig wären,

so brauchten wir auch keine gerichtlichen Verträge und Abmachungen, und doch — wie würde es in der Welt aussehen, wenn wir diese aufheben wollten."

„Du hast ja recht," antwortete der Professor, indem er die letzte Ranke befestigte und sich zu seiner Gattin in das lauschige Eckchen setzte, wo ein grünes Laubgitter sie den Blicken der Nachbarn entzog. „Aber hältst Du eine solche gewaltsam zusammengehaltene Ehe für ein Glück? Bei einem gerichtlichen Vertrage handelt es sich doch meist um äußerliche Dinge."

„Ein Glück — nein, aber in den meisten Fällen für kein direktes Unglück. Die Gewohnheit hilft und die äußeren Verhältnisse können wenigstens einigermaßen befriedigende sein, wenn beide Teile mit gutem Willen das Ihrige thun. Die Frau hat ihre gesicherte Lebensstellung, der Mann eine geordnete Häuslichkeit und die Kinder ein Elternhaus. Das sind Dinge, für die man schon viel in den Kauf nehmen kann. Überhaupt die Kinder — ‚ein Riß zwischen Eheleuten geht immer mitten durch das Herz der Kinder', sagt Friedrich Spielhagen und er hat recht. In all den schönen Predigten über freie Liebe und so weiter wird viel zu wenig an die Kinder und ihre Herzensbedürfnisse gedacht."

Der Professor blickte eine Weile sinnend vor sich

hin. „Ich habe mir im ganzen über diese Dinge, die mir sehr fern liegen, wenig den Kopf zerbrochen," sagte er dann, „daß im modernen Eheleben aber vieles faul ist, sieht jeder, der nicht ganz hinter seinem eigenen Zaun verschwindet."

„Ja," rief die Frau, „faul, es ist vieles faul in unserer modernen Gesellschaft, aber es wird nicht besser werden, solange man sich gegen die eigentlichen Ursachen des Leidens blind stellt. Unsere Gesellschaft ist wie ein schöner Garten, in dem die besten Bäume krank sind. Aber anstatt die immer noch lebenskräftigen auf vernünftigem Wege auszuheilen, kommen nun die einen und wollen die Schäden verdecken, indem sie die kahlen Äste mit künstlichen Blättern umkleiden und Rinde über das faule Holz nageln. Und die anderen, unsere Radikalen, rufen nach Axt und Säge, um alles dem Erdboden gleich zu machen. Beides aber ist falsch. Unter der künstlichen Verdeckung wuchert der Krebsschaden immer weiter, und wollte man einfach alles abhauen — nun, da hätte man statt des Gartens eine Steppe, in der die Menschen von der Sonne versengt würden, ehe eine neue Kultur ihnen notdürftigen Schatten gäbe."

Der Professor hatte aufmerksam zugehört, während seine Finger mit dem Garnknäuel seiner strickenden Gattin spielten. Nun warf er dasselbe in den Becher

zurück und fragte nachdenklich: „Und hältst Du den Krebsschaden der modernen Ehe für heilbar?“

„Gewiß,“ rief die Frau lebhaft, „aber ich weiß nicht, ob unser Geschlecht schon reif dazu ist, denn nur wenige sehen die wahren Ursachen ein. Sieh Dir einmal eine recht glückliche, bis an ihr Ende glücklich bleibende Ehe an — es sind stets moralische, sittlich hochstehende Menschen, die sie führen. Wie sieht es aber mit der Sittlichkeit in unserer Gesellschaft von hoch bis niedrig aus? Wie der größere Teil unserer männlichen Jugend lebt, darf ich Dir wohl nicht auseinandersetzen, je höher hinauf auf der gesellschaftlichen Stufenleiter, je tiefer hinein in die Goldregion, desto schlimmer.

„Eine Ehe wird mehr aus äußeren Ursachen geschlossen und von Achtung vor ihrer Heiligkeit findet sich keine Spur. Der Mann hat nach wie vor seine Liebschaften, scheut sich vielleicht nicht einmal vor seinen erwachsenen Söhnen, die sich ein Beispiel an ihm nehmen, und die Frau verkümmert neben ihm oder entschädigt sich auf andere Art, vielleicht durch hohles Gesellschaftsleben, wenn sie sich nicht auch einen ‚Hausfreund‘ hält. Der Luxus steigt rapide auf allen Gebieten, das natürliche Einkommen reicht nirgend mehr zur Gründung eines eigenen Herdes hin, die ‚Zulage‘ ist unerläßlich. Also die

Folge? Tüchtige, ehrenhafte Männer heiraten ohne Neigung seichte, oberflächliche, vielleicht liederliche Frauen, wenn sie nur Geld haben, und junge unschuldige Mädchen werfen sich ganz verlebten Roués in die Arme, um eine glänzende Stellung in der Welt zu haben. Nachher giebt es unglückliche, oder wenigstens gleichgültige Ehen und häufig kranke Nachkommenschaft."

„Du zeichnest schwarz, Anna, es sieht zum Glück nicht überall so aus," warf der Professor ein.

„Nein, nicht überall," bestätigte die Frau, „darum halte ich eine Besserung für möglich. Schafft uns moralische Männer, die vor Sittenlosigkeit und Ehebruch zurückschrecken wie vor entehrendem Diebstahl, schafft uns anspruchlose Frauen, die häusliches Glück höher stellen als einen hohen Titel, und die Zahl der glücklichen Ehen wird sich heben. Und wenn Ihr dann noch die Ehescheidung erleichtert, statt sie zu erschweren, damit den Unglücklichen, die sich in der Wahl ihrer Lebensgefährten täuschten, eine Besserung ermöglicht wird — traurig bleibt ihr Los ohnehin — so habt Ihr den Weg eingeschlagen, der nach und nach zum Heil führt. Die freie Liebe, gesetzlich eingeführt, macht dagegen die ganze Welt zu einem großen Freudenhause."

„Ich glaube, Du verlangst zu viel, Anna,"

wendete der Professor ein, „Du kannst einen jungen Mann und ein Mädchen nicht in eine Reihe stellen.“

„Das thue ich auch nicht,“ eiferte die Frau, „wenn junges heißes Blut einmal über die Schnur schlägt, bin ich die letzte, es zu verdammen, ich ziehe nur gegen die gewohnheitsmäßige Unsittlichkeit zu Felde, die den Grund zu unsagbarem Elend nach allen Richtungen hin legt.“

„Ich muß Dir im großen und ganzen recht geben,“ pflichtete der Professor bei, „doch würdest Du immer Ausnahmen zugeben müssen. Auch das allervortrefflichste Moralgesetz bedingt immer einen gewissen Zwang, und es wird stets Naturen geben, die sich dagegen auflehnen.“

„Gewiß, Friedrich, es giebt und hat stets Menschen gegeben, die zu groß waren für die engen Gesetze der Durchschnittswelt. Sie zerbrachen sie und man vergab es ihnen und wird es ihnen, um ihrer Größe willen, ferner vergeben. Und es giebt und hat Menschen gegeben, die diese Gesetze absichtlich durchbrachen, damit man sie für groß halten sollte. Für diese wird man nur ein Wort des verächtlichen Mitleids haben. Aber Gesetze aufheben oder ausnahmsweise ihre Übertretung entschuldigen, ist doch zweierlei.“

Frau Niederstetter hatte das Strickzeug aus der Hand gelegt und strich sich nun über das erhitzte

Gesicht. Ihr Gatte betrachtete sie liebevoll von der Seite, dann stand er auf und schloß sie in die Arme.

„Wie heiß Du Dich wieder geredet hast, Du liebe Weltverbesserin.“

Die alte Dame richtete sich auf, schlang ihre Hände zärtlich um das kahl gewordene Haupt ihres Mannes, so zärtlich wie sie sie einst um das braune Gelock des Bräutigams geschlungen hatte, und sah ihm innig in das faltige Gesicht.

„Wenn man so glücklich ist wie ich, mein Friedrich, nun schon volle fünfunddreißig Jahre, dann wünscht man noch recht vielen ein solches Glück und grämt sich, daß sie es sich selbst zerstören.“

Der Professor setzte sich wieder und zog die Gattin auf sein Knie. „Wir hätten keine Trauung gebraucht, Ännchen,“ scherzte er, „unsere Ehe hätte auch so gehalten.“

„Ja, sie hätte gehalten, mein Friedrich, uns aber war es auch von Anfang an heiliger Ernst mit unserer Liebe und Ehe. Ich denke mir, wer so gar arg gegen den Zwang eifert, will sich nur ein Hinterthürchen zum Entwischen offen lassen, weil er sich selbst nicht traut.“

Der Professor antwortete nicht, er streichelte und küßte das liebe alte Gesicht der Gattin, als wären

die fünfunddreißig Jahre ein Traum gewesen und er hielte die jugendliche Braut in den Armen. Sie waren beide zusammen alt geworden, aber ihre Herzen waren jung geblieben.

Im Zimmer knarrte eine Thür. „Großmama, Großpapa,“ rief eine frische Kinderstimme, „wo seid Ihr?“ —

Und das alte Liebespaar sprang in die Höhe, als sei es auf einem Unrecht ertappt.

XIII.

Zwei alte, lebensmüde Augen hatten sich geschlossen — Frau Liedke war schlafen gegangen, aber zwei junge hatten sich dafür aufgethan und blickten aus dem Gesichtchen ihrer Urenkelin. Alma hatte ein Töchterchen.

Der Todesengel war hart an ihrem Lager vorübergegangen, aber er war doch gegangen, ohne sie mitzunehmen, und nun saß sie lächelnden Angesichts in der Sofaecke neben Schmieder und hielt ihr Kindchen im Arm. Es war eine böse, böse Zeit gewesen, die nun hinter ihr lag. Scenen wie die am zweiten Weihnachtsfeiertage hatten sich, wenn auch nicht ganz so schlimm, noch öfter wiederholt. Therese, die blonde Coupletsängerin, hatte sich ganz an ihr Haus attachiert, seitdem sie, aus Furcht vor Hans, ihr freundlich begegnet war. Alma aber war vor Eifersucht fast vergangen.

Ihr Gesundheitszustand hatte sich seit dem Januar zwar sehr gebessert, ihre äußere Erscheinung sich aber

von Woche zu Woche verschlechtert und sie hatte es nicht über sich gewinnen können, so unter Menschen zu gehen. Mit fast krankhafter Scheu verkroch sie sich in ihrer dunklen, unfreundlichen Wohnung und brachte Schmieder damit in Zorn. Er sah die Beweggründe, die sie trieben, sich vor den Augen ihrer Mitmenschen zu verstecken, nicht ein und wollte ihre Gesellschaft nicht missen, wenn er Sonntags oder nach Feierabend ausging.

Zuweilen setzte er sein Stück durch und sie begleitete ihn, um sich in die dunkelste, schlechteste Ecke des Saales oder Gartens zu setzen und durch eine unnahbare Miene jede Annäherung seiner Genossen abzuwehren. Noch öfter aber ging Schmieder allein aus, nachdem es eine heftige Scene zwischen ihnen gegeben hatte, suchte sich dann andere Frauen auf, und Alma, der solche Vorkommnisse stets zugetragen wurden, verzehrte sich vor Eifersucht. Sie machte ihm keine Vorwürfe mehr, aber sie sprach oft in elegischen Tönen von der Zeit, da eine andere, Hübschere und Gesündere an ihrer Stelle sein würde und machte ihn damit geradezu rasend.

Als aber ihre schwere Stunde kam, als er sie leiden und tagelang zwischen Leben und Tod schweben sah, war alle Unbill vergessen. Er rührte sich nicht von ihrem Schmerzenslager, küßte ihre Hände und

bat sie himmelhoch, ihn nicht zu verlassen, als ob sie Herrin über Leben und Tod sei.

Und wirklich schien das Bewußtsein seiner unverminderten Liebe ihre Lebenskraft anzufrischen. Die Gefahr ging vorüber, aber ein langes Siechtum folgte und seine Geduld wurde wieder auf die Probe gestellt. Ein paar Wochen hielt er aus, als aber vier seit der Geburt der Kleinen vergangen waren, Alma immer noch vor Schwäche den größten Teil des Tages auf dem Sofa lag und ihre Wirtschaft in Unordnung und Staub verkam, wurde es ihm unbehaglich in seinem Hause und er suchte das Weite. Alma legte ihm nichts in den Weg, sie quälte ihn auch nicht mit Eifersucht, hatte er ihr doch in ihrer schweren Krankheit seine Liebe bewiesen, aber sie härmte und grämte sich heimlich über ihre Schwäche und schadete sich dadurch. Statt nach dem Wochenbett blühender und jugendlicher zu erscheinen, wie es bei gesunden Frauen der Fall ist, blieb sie hager und bleich und sah trotz ihrer Jugend verblüht aus.

Nun war die kleine Hanna schon zwei Monate alt, die Augustsonne schien über leere Stoppelfelder und die Großstadt begann sich wieder mit den Glücklichen zu füllen, denen ihre Verhältnisse eine ausgiebige Sommerfrische gestattet hatten. Schmieders gehörten

natürlich nicht zu diesen Bevorzugten, aber die Zeit hatte auch hier günstig gewirkt, Alma war genesen und ihre Wohnung zeigte wieder die gewohnte Ordnung und Behaglichkeit; sie selbst fand wenigstens ab und zu etwas von der Heiterkeit wieder, die in der ersten Zeit ihrer Verbindung Schmieder entzückt hatte. Sie war in ihrem Gemüt ruhiger geworden, ihr Hans liebte, wie es schien, die kleine Hanna, das war ein Band mehr zwischen ihnen.

So saßen sie eines Sonntags beim Nachmittagskaffee und Schmieder suchte sie zu einem Spaziergange zu überreden. Sie wäre jetzt gern mit ihm gegangen, aber sie konnte sich so schwer entschließen, das Kind allein in der Wohnung zu lassen, und den Kinderwagen hinter sich herzuziehen, wollte ihr Hans nicht gestatten. Er that sich gelegentlich etwas darauf zu gut, ein Arbeiter zu sein, liebte es aber, herrenmäßig aufzutreten.

Während sie noch miteinander debattierten und der Ton auf beiden Seiten schon gereizt zu werden begann, klopfte es und Frau Köhler trat ein. Alma begrüßte die einfache Frau herzlich, sie war ihr stets ein hilfreicher Engel gewesen und hatte auch während ihrer langen Krankheit das Hauswesen wenigstens etwas in Ordnung gehalten, soweit es ihre stark besetzte Zeit gestattete. Man sah es der Frau schon

am Gesicht an, daß etwas Außerordentliches sie beschäftigte und es bedurfte kaum einer Frage Schmieders, um ihr das Herz auf die Zunge zu bringen.

„Sie haben sie gefunden, sie haben die gestohlenen Sachen gefunden," rief sie.

„Welche gestohlenen Sachen?" fragten Hans und Alma wie aus einem Munde.

„Uhr und Portemonnaie vom Herrn Wahrholm," rief die Frau, „nun wissen die Herren, daß mein Mann ehrlich ist, ich hab' nie daran gezweifelt."

„Wo sind die Sachen gefunden?" fragte der Mann.

„Vor der Stadt, ganz auf der andern Seite wo wir wohnen," rief Minna. „Der Dieb hat das Geld aus dem Portemonnaie genommen, es sind gegen hundert Mark drin gewesen, hat die doppelten goldenen Deckel von der Uhr abgebrochen und das leere Portemonnaie und das Uhrwerk in eine Zeitung gewickelt und in einen Haufen mit Bauschutt gesteckt. Da ist es gestern beim Abfahren des Schuttes gefunden und im Portemonnaie hat noch eine Visitenkarte gesteckt und die Zeitung ist von dem Tage gewesen, wo mein Mann den Herrn gestochen hat. Der Herr hat sie in der Tasche gehabt und sich was rot angestrichen zum Vorlesen."

„Welches Glück," rief Alma, „daß die Wahrheit

noch vor Thoresschluß zu Tage kommt, das Schwurgericht tritt ja in einigen Wochen zusammen und noch einmal wäre die Sache kaum vertagt."

„Nein, sie wäre jetzt zum Spruch gekommen und Köhler wegen versuchten Raubmordes angeklagt worden, der Herr Untersuchungsrichter hat es mir gesagt. Er ließ mich heute früh rufen, um mich noch einiges zu fragen. Köhler ist gleich nach seiner That zu uns gelaufen, das stand ja fest, er kam schon vor neun Uhr. Wäre er erst an der Abladestelle gewesen, so hätte er eine Stunde mehr gebraucht. Ach, Alma, ich kann ja dem lieben Gott nicht genug danken, daß er die Wahrheit an den Tag gebracht hat. Mein Mann hat ja schlecht, sehr schlecht gehandelt, aber wenigstens nicht gemein. Wenn er nun aus dem Zuchthause wiederkommt, brauch' ich mich doch nicht so für ihn zu schämen, als wenn die Leute dächten, daß er geraubt und gestohlen hätt' — nun hat er doch wieder seinen ehrlichen Namen."

„Und hat man keine Ahnung, wer der Ruchlose war, der einen scheinbar Sterbenden berauben konnte, statt Hilfe herbeizurufen?" fragte Schmieder.

„Keine Ahnung hat man," sagte die Frau, „aber das ist mir auch ganz egal, der liebe Gott wird ihn schon finden und strafen."

Schmieder lächelte spöttisch, und Alma nötigte die Nachbarin, eine Tasse Kaffee zu trinken.

Nach und nach kam die Rede in ein ruhigeres Fahrwasser und Klein-Hanna mußte den Gesprächstoff hergeben. Frau Köhler hielt ihr die Finger in lebhafter Bewegung vor das Gesicht und schüttelte den Kopf, als die Kleine es gar nicht zu bemerken schien.

„Nicht wahr,“ nahm Schmieder das Wort, „Sie wundern sich auch, daß die Kleine noch nichts wahrnimmt. Mein kleiner Paul wurde nur sechs Wochen alt, aber er war entschieden weiter.“

„Du möchtest wohl, die Kleine solle sich allein aufrichten und ‚Papa‘ sagen,“ scherzte Alma, aber der Scherz kam nicht recht von Herzen, eigentlich ärgerte sie sich, daß man ihr süßes Kindchen nicht außergewöhnlich vorgeschritten fand.“

„Das Kleinchen wird doch nicht blind sein?“ meinte Frau Köhler besorgt.

„Nein,“ antwortete Schmieder, „blind ist Hannchen glücklicherweise nicht, als ihr neulich ein greller Lichtstrahl plötzlich ins Auge fiel, zuckten die Lider, aber sie ist merkwürdig teilnahmlos.“

„Das Kind ist außerordentlich ruhig,“ entschied Alma, „und das ist ein Glück für mich, da ich keine Bedienung halten kann.“

„Nun, so mach' Dir seine Ruhe wenigstens zu

nutze und entschließe Dich zu einem Spaziergange, die Kleine liegt ja stundenlang ohne sich zu rühren," bat Schmieder.

Alma zögerte noch, aber Frau Köhler schaffte Rat. „Geben Sie mir das Kindchen mit hinunter, ich gehe heute nicht mehr aus, da kann es ruhig auf meinem Bett liegen und ich sitze mit der Handarbeit daneben."

Das war ein annehmbarer Vorschlag. Alma suchte schnell alles Erforderliche für die Pflege des Würmchens zusammen, und Frau Köhler verließ mit ihrer leichten Bürde die Wohnung.

In der ihrigen angekommen, blickte sie lange und traurig in die starren, ausdruckslosen Augen der Kleinen und fuhr prüfend mit der Hand über den ungewöhnlich großen Kopf. „Armer Wurm," sprach sie dann betrübt vor sich hin, „Du wärst auch besser nicht zur Welt gekommen. Ich fürchte, Deine Eltern werden wenig Freude an Dir erleben."

Sie bettete das Kind warm und weich und setzte sich mit dem Strickzeug an das Fenster, um bald in tiefe Gedanken zu versinken.

* *
*

Alma räumte das Kaffeegerät zusammen und machte sich zum Ausgehen fertig. Sie suchte einen recht eleganten Hut hervor, den Schmieder ihr im

vorigen Sommer gleich nach ihrer Vereinigung geschenkt und der sie damals ganz außerordentlich gut gekleidet hatte. Sie nahm auch dasselbe anschließende Jäckchen zur Hand, aber jetzt, nun sie das bekannte Bild wieder aus dem Spiegel ansah, wurde ihr recht klar, welche Veränderung dieses eine Jahr in ihrem Äußeren hervorgebracht hatte und ihre gute Laune war fort. Statt des sanften Ovals zeigte ihr Gesicht langgezogene Linien und das zarte Rot der Wangen war verblichen. Die Veränderung war nach der schweren Krankheit ganz natürlich und bei ihrer Jugend hätten wenige Wochen der Pflege und Gemütsruhe hingereicht, alles Verlorene wieder einzubringen. Zudem war sie nicht einmal unkleidsam, das Gesicht sah reifer und durchgeistigter aus. Aber Alma sah nur die Veränderung und dachte nichts anderes als: Wie lange wird es noch dauern, bis ich ganz häßlich bin und Hans mich verläßt. Und mit diesem Gedanken kam wieder die alte wahnsinnige Angst über sie und sie zitterte innerlich, während sie äußerlich den Mund zu einem Lächeln zwang.

Die Thürglocke wurde gezogen und Hans, der bereits fertig war, öffnete. Therese stand im Thürrahmen und blickte lächelnd um sich. Sie war immer noch am Ort, niemand wußte weshalb, denn ihr

Engagement an der Specialitätenbühne hatte bereits vor drei Monaten sein Ende erreicht.

„Ich will mich ausruhen und meine Ersparnisse verzehren," äußerte sie auf Befragen, es war aber sonderbar, daß sie zu diesem Zweck den Sommer in der heißen Großstadt blieb.

„Sie bleibt um meines Hans willen, sie legt es darauf an, meine Nachfolgerin zu werden," sagte sich Alma heimlich und brennende Eifersucht stieg wie ein Feuer in ihr auf, das alle besseren Regungen verzehrte.

„Nun, das nenne ich eine Überraschung," rief Hans freudig, indem er der Eintretenden die Hände schüttelte. „Seien Sie herzlich willkommen."

Auch Alma trat hinzu und reichte dem Gast die Finger, aber die Begrüßungsworte blieben ihr in der Kehle stecken.

„Ich komme nicht, um hier zu bleiben," begann Therese, „das Wetter ist herrlich, nicht zu heiß, nicht zu kalt, da wäre ein Besuch des Gartenkonzerts auf Steffenshöhe anzuraten."

„Famos," rief Schmieder, „meine Frau war in diesem Sommer noch in keinem Gartenkonzert, wir kommen mit."

Auf Almas Herz senkte sich eine schwere Last. Sie hatte gehofft, mit Hans einen schönen Spaziergang, vielleicht mit einer kleinen Rast in einem Bier-

garten machen zu dürfen und frühzeitig wieder heim zu sein. Nun würde sie bis elf Uhr auf Steffenshöhe sitzen und zusehen müssen, wie Hans Theresen die Cour schnitt. Sie legte es jedesmal darauf an und er that ihr den Gefallen. „Nur zum Scherz,“ pflegte er zu sagen, aber wie leicht konnte aus dem Scherz Ernst werden.

Dazu ihre äußere Erscheinung. Almas Garderobe war gut und geschmackvoll gewählt, sie hatte als Schneiderin Erfahrung darin, aber die Kleider waren ausnahmslos vom vorigen Jahr. Therese dagegen strahlte auch heute wieder in hochmoderner Toilette, die in geradezu studierter Weise ihrer Eigenart angepaßt war. Sie sah blendend aus und ein gewisser Stich ins Raffiniert-Pikante, der nach Halbwelt schmeckte, war für Schmieder, als Gegensatz zu seiner bürgerlich ehrbaren „Frau“ nur ein Reiz mehr.

Im Garten von Steffenshöhe waren bei ihrer Ankunft die besten Plätze bereits besetzt und Alma steuerte in einem Gefühl der Erleichterung dem abgelegeneren Gartenteil zu, aber Therese rief entschieden: „Nein, im Winkel sitze ich nicht,“ beauftragte einen Kellner, recht im Mittelpunkt des Gartens einen Extratisch für sie zu stellen und unterstützte den Wunsch mit einem heimlichen Trinkgeld.

Da saßen sie nun, recht wie auf dem Präsen-

tierteller, und es dauerte nicht lange, so fanden sich auch ein paar junge Lebemänner dazu, die den Stern der Specialitätenbühne erkannt hatten.

Schmieder mit seinem Anstand, seiner gebildeten Sprache und guten Kleidung behauptete sich vollkommen in dem Kreise, der hinter dem vorgestellten „Herrn Schmieder" wohl alles andere eher als einen Arbeiter vermutete. Alma suchte ihre Befangenheit zu bemeistern, um nicht nachträglich von Hans wegen albernen Benehmens ausgescholten zu werden, sie bemühte sich, an der Unterhaltung teilzunehmen, obwohl der leichtfertige Ton derselben sie abstieß.

Der exponierte Platz freilich war ihr gräßlich, aber die Dunkelheit begann sich einzustellen und die bunten Glasglocken der Lampen verhießen eine minder blendende Beleuchtung, als sie Frau Sonne ihnen bisher hatte angedeihen lassen.

Da trat wieder ein Herr zu ihrem Tisch und bat um die Erlaubnis, sich einen Stuhl dazusetzen zu dürfen. Der Zufall führte ihn neben Alma, die mit Entsetzen den Sohn einer wohlhabenden Familie erkannte, bei der sie früher gearbeitet hatte. Eine Weile hatte er nur Augen für Therese; dann aber wendete er sich an Alma, die er sofort erkannte. Sie hatte in dem schlicht bürgerlichen Haushalt seiner Eltern oft im Familienzimmer gearbeitet, und der

junge Mann, dem das hübsche Mädchen gefiel, wiederholt den vergeblichen Versuch gemacht, sie nach Hause zu geleiten, oder in ein Restaurant zu führen.

„Ah — Fräulein Liedke — sieht man Sie auch einmal?“ begrüßte er sie. „Das ist ja charmant — sind diesen Winter nirgend zu sehen gewesen, mein schönes Fräulein — habe immer vergeblich darauf gehofft.“

Alma erglühte bis unter die Haarwurzeln und preßte die Lippen zusammen, es lag bei aller Galanterie eine gewisse Nichtachtung in seinem Tone. Schmieder glaubte ihr zu Hilfe kommen zu müssen. „Meine Frau,“ sagte er an ihrer Stelle mit Betonung, „ist lange Zeit krank gewesen, jetzt aber zu meiner Freude wieder ganz wohlauf.“

„Ah“ — machte der andere — „die Herrschaften sind verheiratet — bitte um Entschuldigung, ‚gnädige Frau‘,“ und dabei verzog er das Gesicht so spöttisch, legte auf die Worte ‚gnädige Frau‘ eine so besondere Betonung, daß Alma sie als Beleidigung empfand. Er war augenscheinlich in die Verhältnisse vollkommen eingeweiht.

Auch Schmieder fühlte den Hohn heraus und sein Gesicht rötete sich vor Zorn. Aber er mußte schweigen. Die Worte enthielten keine Beleidigung und den Ton durfte er nicht kritisieren, er hatte ihn ja herausgefordert. Auch ignorierte ihn der junge

Mann — ein Gerichtsreferendar Langenbach — als ob er Luft sei.

Langenbach wünschte augenscheinlich von Therese ganz besonders beachtet zu werden und in seinem Zorn beschloß Schmieder, den ziemlich unansehnlichen Mann bei ihr aus dem Sattel zu heben. Er rückte plötzlich noch näher an sie heran und begann, unbekümmert um die übrigen, ihr wie toll den Hof zu machen. Therese aber, die einen bestimmten Zweck verfolgte, ging mit Wonne darauf ein.

Den übrigen Anbetern wurde die Sache bald langweilig, sie entfernten sich einer nach dem andern und nur der junge Referendar blieb übrig. Um sich an Schmieder zu rächen und Theresen seine Nichtachtung zu beweisen, begann er jetzt Alma in zudringlicher Weise auszuzeichnen.

Eine Weile that sie spröde und suchte ihn zurückzuscheuchen, als ihr Hans es aber immer toller trieb und Therese schließlich fast im Arm hielt, packte sie der Zorn und sie ging auf die Courmacherei des jungen Mannes ein. Sie lachte laut zu seinen nicht immer sehr zarten Scherzen und steigerte sich selbst in eine Lebhaftigkeit hinein, die ihr sonst völlig fremd war. Schmieder durchschaute ihre Absicht, ihn eifersüchtig zu machen, und amüsierte sich darüber. Ja, sie freute ihn sogar, denn er lernte seine kleine, zu-

rückhaltende Frau von einer neuen Seite kennen. Von Eifersucht war bei ihm keine Rede, er kannte ja seine unumschränkte Macht über ihr Herz.

Der Garten war fast leer geworden, und man mußte an den Heimweg denken. Therese hing sich, ohne nach Almas Rechten zu fragen, an Schmieders Arm — da nahm Alma im Trotz den höflich gebotenen des Referendars und die zwei Paare machten sich, in ziemlichem Abstand von einander, auf den Weg.

„Wissen Sie, Hans," begann Therese — sie erlaubte es sich häufig, ihn beim Vornamen zu nennen — „wissen Sie, daß Sie alle diese vornehmen Herren ausstechen?"

„Und bin doch nur ein Arbeiter und der hochwohlgeborene Herr da hinter uns sieht mich über die Achsel an."

„Ja, warum steifen Sie sich denn darauf, durchaus gewöhnlicher Arbeiter zu sein? Das verlangt doch Ihre Socialdemokratie nicht. Als Techniker sind Sie auch ‚Arbeiter' wie jeder, der seinen festen Beruf hat. Wenn ich, halb in Tricot, auf der Bühne singe und tanze, so arbeite ich auch."

„Gewiß," pflichtete der Mann bei, „aber zum Techniker fehlt mir das letzte Examen. Ich hielt das trockene Studium nicht aus und lief ein halbes Jahr vor dem Examen davon. Es kam mir vor, als solle

ich an dem Zopf, der unserm ganzen Schul- und Studentenwesen noch anbaumelt, aufgehängt werden."

„Und ließen Ihre Zukunft im Stich, Sie leichtsinniger Mensch Sie."

„Ach was Zukunft — ich habe es stets mit der Gegenwart gehalten."

„Ich auch, aber das hindert doch nicht, nebenbei auch an die Zukunft zu denken, die später Gegenwart wird. Ich will Ihnen was sagen, Hans, geben Sie zum Herbst Ihre Stelle auf, kommen Sie nach Dresden und studieren Sie fertig, was Sie vor Jahren begonnen haben, Sie werden das Vergessene wieder einbringen."

„Sie gehen von hier nach Dresden?" fragte Hans interessiert.

„Zunächst nicht, aber ich hoffe im Frühjahr im ‚Viktoriasalon' anzukommen. Mein Ehrgeiz strebt aus diesen kleinen Tingeltangeln hinaus. Ich möchte auch Ihnen Ehrgeiz einflößen. Sie stehen hier auf einem Platz, für den Sie zu schade sind."

„Und Alma? Und die Mittel, um einen Aufenthalt von mindestens eineinhalb Jahren zu bestreiten?"

„Alma ist eine geschickte Schneiderin, sie findet Arbeit, sobald sie sie haben will, wenn nicht hier, so an einem andern Ort. Und die Kosten für Ihren Aufenthalt während des Studiums? — Nun, Sie

haben doch Vermögen geerbt, wenn es auch nur klein ist, und einige Hundert Thaler will ich Ihnen gern leihen, Sie wissen, ich denke an die Zukunft und lege bei. Ich bin sonst in Geldsachen sehr engherzig, aber für Sie —" und dabei sah sie ihm zärtlich in die Augen.

Schmieder beugte sich nieder und küßte den runden, rosigen Unterarm, von dem sie den langen Handschuh abgestreift hatte. „Alma würde es nicht zugeben, sie würde denken, ich käme nicht wieder," sagte er zögernd.

„Ja, wenn Sie so unter dem Pantoffel stehen? — Alma müßte sich doch freuen, als Maschinentechniker steht Ihnen die ganze Welt offen."

„Sie haben recht, aber — nun, ich will es mir überlegen."

Das andere Paar hatte sich zunächst mit weniger ernsten Dingen befaßt. Der Referendar fuhr fort, Alma von der Verehrung vorzuschwärmen, die er schon für sie empfunden hätte, als sie noch in das Haus seiner Eltern kam. Er fragte, wann er sie besuchen dürfe.

„Ich weiß nicht, ob ich Sie dazu auffordern darf, Herr Langenbach, mein — mein Mann — ist ein einfacher Arbeiter und hat keinen Verkehr mit vornehmen Herren."

„Nun, ich habe auch nicht die Absicht, Herrn Schmieder zu besuchen, sondern Sie, mein schönes Kind. Lassen wir die Komödie, nun wir unter uns sind, beiseite. Ihr ‚Mann‘ — wie Sie zu sagen belieben — vernachlässigt Sie, und Ihre schönen Augen sprechen von Thränen. Nein, leugnen Sie nicht, ich sehe es deutlich, und ich sah auch, welche Qual dieser heutige Abend für Sie war. Wollen Sie mir, Ihrem alten Freunde und Verehrer, nicht gestatten, Sie zu trösten? Sie sind gewiß viel allein.“

„Ich bin viel allein,“ gab Alma zu, „aber nur, weil Schmieder den größten Teil des Tages in der Fabrik sein muß. Ich habe keine Ursache, mich über ihn zu beklagen und liebe ihn von ganzem Herzen, würde auch niemals ohne sein Wissen Herrenbesuche empfangen.“

Dabei zog sie ihren Arm aus dem seinigen und trat einen Schritt von ihm fort.

„Ich wollte Sie nicht kränken, Alma,“ rief Langenbach, der einsah, daß er zu schnell vorgegangen war. „Sie müssen aber doch zugeben, daß sein Benehmen gegen die blonde Therese in Ihrer Gegenwart tadelnswert war.“

„Therese ist eine gute Freundin von uns beiden,“ log Alma, „gerade meine Gegenwart bewies wohl

am besten die Harmlosigkeit der Sache. Übrigens geht sie zum ersten Oktober aus der Stadt fort."

Alma spielte die Ruhige und Sichere aus Stolz; in ihrem Herzen sah es dafür desto schrecklicher aus. Fremde Menschen sahen schon ihr Elend, und ihre Stellung zu Hans bot ihr nicht einmal Schutz gegen schamlose Anträge. Sie galt für vogelfrei und jeder durfte Jagd auf sie machen. Machte nicht auch Therese Jagd auf Hans? — Waren das die Zustände, die dieser als die allein richtigen und sittlichen in der ganzen Welt eingeführt zu sehen wünschte? — Ihr schauderte.

Der Referendar sah ein, daß zur Zeit ebensowenig zu machen sei wie vor einem Jahr und lenkte ein. „Ich hoffe, Sie nehmen meine Worte nicht anders auf, als sie gemeint sind," sprach er nachdrücklich, indem er ihren widerstrebenden Arm unter den seinen zog. „Ich sprach als Freund, auf den Sie unter allen Umständen zählen dürfen."

Er lenkte das Gespräch, an dem sich Alma wenig beteiligte, auf gleichgültige Dinge und man kam auch bald vor Thereses Wohnung an, wo er sich ebenfalls empfahl. Ein weiterer Spaziergang zu dreien hätte keinen Reiz für ihn gehabt.

Das Schmiedersche Paar setzte also seinen Weg

allein fort. Alma schwieg hartnäckig, und Hans versuchte es, sie mit ihrem neuen Verehrer zu necken, hatte aber wenig Glück. So schwieg auch er und das junge Paar kam verstimmt in seiner Wohnung an.

Frau Köhler schlief schon, als Alma um Mitternacht klopfte. Sie hatte das anvertraute Kindchen aber treu behütet.

Hans Schmieder schlief nach kurzer Zeit den Schlaf der Gerechten, er hatte sich vorzüglich amüsiert. Alma lag noch lange wach an seiner Seite und malte sich in selbstquälerischen Gedanken die Zeit aus, wenn er sie verlassen haben würde.

XIV.

Der Herbst war gekommen, oder wenigstens der früchtereifende Vorbote desselben, in den Gärten sammelte man seinen Segen und brachte ihn zusammen mit den letzten Blumen des Sommers zu Markt. So auf der Scheide der Jahreszeiten ist die Natur am vielseitigsten. Der Sommer spendet noch, der Herbst schon. Noch erntet der Landmann und schon lockt die leere Stoppel zu den Freuden der Jagd. Noch brennt die Sonne und schon mahnt die herbklare Luft an künftigen Frost.

So dachte auch der einsame Spaziergänger, der durch die Alleen des Stadtparkes schritt, als das fallende Sommerlaub vor seinen Füßen tanzte und ihn trotz dessen die bunte Pracht der Astern und Herbstlevkojen von den Rabatten der Rasenplätze grüßte. Mit Behagen sog Egon die frische kühle Luft ein und doch wollte die Wehmut, die sein Herz erfüllte, nicht weichen.

Es war heute der achtzehnte Sonntag nach Trinitatis — es jährte sich der Tag, an dem seine

Liebe den ersten festen Faden von seinem begeisterten Herzen zu Hilde hinübergesponnen hatte. Vor einem Jahr stand er auf der Kanzel, fest davon überzeugt, die Geliebte durch die Macht seiner Rede zum Christentum, wie er es verstand, hinüberziehen zu können, und heute wußte er, daß seine Zuversicht ihn betrogen hatte. Und sein eigener Kinderglaube? — Wo war er hingekommen? —

Erst leise und schüchtern, dann immer deutlicher hatte der Zweifel an sein Herz gepocht, und wie sich dieses auch wehrte und sein teuerstes Gut, den Glauben, verteidigte, der Verstand, dieser alte Widersacher des Herzens, hatte schließlich die fest verschlossene Thür geöffnet. Und nun machte sich der Zweifel in der eingenommenen Festung breit und nahm schrittweise Besitz von allem, was darin war.

Egon hatte einen Teil des Hochsommers auf seinem väterlichen Gut zugebracht und sich dann wieder um eine provisorische Stellung in der Universitätsstadt beworben. Sie war ihm geworden, er war bei der geistlichen Behörde gut angeschrieben und man hatte ihn als Hilfsarbeiter einem altersschwachen Superintendenten zugeteilt. Vielleicht wäre für sein Gemüt ein anderer Ort besser gewesen, aber er wollte studieren, studieren — —

Am heutigen Sonntage war er frei. Der alte

Herr predigte, und er hatte, statt ihm zuzuhören, es vorgezogen, seinen eigenen Gedanken auf einem einsamen Spaziergange Audienz zu geben.

Eine Frau mit einem Knaben kam ihm entgegen, in der er Frau Köhler erkannte. Sie grüßte ihn und erklärte auf Befragen, daß sie eine freie Vormittagsstunde benutzen wolle, um mit ihrem Karl die Gräber ihrer Kinder zu besuchen, am Nachmittage habe sie versprochen, das Schmiedersche Kindchen zu warten, damit die Frau ausgehen könne. Egon schloß sich ihr an und fragte nach ihrem Ergehen.

„O, Herr Kandidat, es geht mir ja so gut wie es mir gehen kann. Mein Karl ist gesund und munter und mein Mann, der vorige Woche abgeurteilt ist, hat so gelinde Strafe bekommen, wie es das Gesetz zuläßt. Drei und ein halbes Jahr Zuchthaus. Ich hab' ihn auch noch mit dem Karl besuchen dürfen und er hat mir versprochen, ein anderer Mensch zu werden."

Während Frau Köhler, an den Gräbern ihrer Kinder angekommen, sich daran zu schaffen machte und Karl fortsprang, um die mitgebrachte Gießkanne zu füllen, fragte Egon nach Alma und ob sie noch immer glücklich sei.

„Nun, so recht glücklich ist sie wohl nie gewesen," lautete die Antwort, „und wie kann sie auch. Sie

liebt ja den Mann, daß sie ihm die Hände unterlegen möchte, da ist ihr der Gedanke natürlich fürchterlich, daß er in jedem Augenblick wieder von ihr fort kann, und in ihrer Angst quält sie ihn mit Eifersucht. Er giebt ihr auch Ursach' genug, wenn ich auch glaube, daß es bis jetzt nicht schlimm gemeint ist."

„Aber wie thöricht von Alma, unter solchen Verhältnissen ihren Geliebten zu plagen," meinte Egon, „treu ist er ja seiner ersten Frau auch nicht gewesen, ihn hat das Band der rechtmäßigen Ehe ebensowenig gehalten."

„Das ist ja wahr," sprach Frau Köhler, „aber wenn einer schon so ist und es ihm dann noch so bequem gemacht wird — —"

„Glauben Sie denn, daß er es jemals mit Alma ernst gemeint hat?"

„Ganz ernst," versicherte Frau Köhler. „Das meinen sie wohl alle, die die ‚freie Liebe', wie sie es nennen, einführen möchten, aber wenn es ihnen nachher über wird, dann sind sie eben ‚frei' und gehen ihrer Wege, denken auch, das ist das Richtige, weil die Liebe doch nu mal vergangen ist. Schmieder fängt auch schon an wackelig zu werden, wenn er auch vorläufig selbst noch nicht daran glaubt."

„Wie?" rief Egon.

„Ja, da ist die Person, die ‚blonde Therese',

wie sie sie nennen, die kommt immer gelaufen und redet ihm zu fortzugehen und zu studieren, damit er was Besseres werden kann, na, und ist er erst fort, dann adieu Partie.“

„Aber sollte ihn nicht das Kindchen an der Mutter festhalten?“

„Ach du lieber Gott, das Kindchen, das wird ihn erst recht vertreiben. So wie ich mich auf Kinder versteh’, hat es einen Wasserkopf und wird blödsinnig bleiben. Ich hab’ den Eltern nichts gesagt, aber der Vater fängt schon an zu merken. Es ist jetzt ein Vierteljahr alt und liegt da wie ein Klotz.“

„O mein Gott, die arme Frau,“ rief Egon mitleidig, „da müßte doch schon das Erbarmen den Menschen festhalten.“

„Ja, das sollte es wohl, aber Schmieder kann, wie viele Männer, keinen Kranken um sich leiden. Wie hat er sich gehabt, als Alma am Sterben war, gleich als wollt’ er sich mit ihr in die Erd’ legen. Aber als die Gefahr vorüber war und sie dann sechs Wochen auf dem Sofa lag, oder elend herumschlich und keinen lauten Ton hören konnte, da hielt er es nicht aus. Da nahm er die Thür in die Hand und kam halbe Tage lang nicht ins Haus. Soll er das Unglückswürmchen immer um sich sehen und dann noch Almas Jammergesicht dazu, dann ist es

aus. Er wird sich selbst vorreden, daß er nur für einige Zeit fortgeht, um sich zu verbessern, aber nach und nach wird er sich sagen, daß er das Wiederkommen ja nicht nötig hat, und dann wird er sich wieder selbst vorreden, daß es unsittlich ist, eine Ehe weiter zu führen, der das innere Band fehlt — ich denke, so sagte er neulich — und dann ist es aus zwischen ihnen. So wird es kommen," schloß die Frau prophetisch.

„Arme Alma," sprach Egon traurig, „wenn Sie meinen, daß ich ihr einmal beistehen kann, so lassen Sie mich es wissen."

„Recht gern," versprach die Frau, „aber sie ist so ganz in die Lehre Schmieders übergegangen, daß es keinen Gott und kein ewiges Leben giebt — ich glaube nicht, daß sie von Ihnen etwas wissen will."

Frau Köhler nahm ihren Knaben an die Hand und verließ den Friedhof.

Egon trat noch an den Grabhügel der Frau Professor Steiner, neben dem ihm die seligsten Minuten seines Lebens verflossen waren, und folgte ihr dann langsam und in tiefen Gedanken. — —

*   *
*

Am Nachmittage saß Egon mit seinem alten Herrn und dessen fast tauber Frau zusammen am

Kaffeetisch. Er schätzte die beiden alten Leute hoch und durfte nach ihrem Benehmen auch voraussetzen, daß sie ihm herzlich gewogen seien. So wurden auch intimere Verhältnisse im Gespräch berührt, an dem sich die alte Dame aber nicht zu beteiligen pflegte.

„Wenn ich nun zu Neujahr mein Amt niederlege, lieber junger Freund, werden Sie doch eine Stelle annehmen?“ begann der alte Herr, seine geleerte Tasse zurückschiebend. „Ich denke, es kann Ihnen nicht fehlen. Bei Ihrem ausgesprochenen Rednertalent werden Sie Ihre Mitbewerber leicht aus dem Felde schlagen. Warum eigentlich haben Sie so lange gezögert? Es waren doch schon zwei gute Landpfarren frei und in der Altstadt-Gemeinde, wo Sie im vorigen Jahr den Prediger Voretius vertraten, hat man eigentlich jetzt, als der alte Herr abging, auf Ihre Bewerbung gerechnet.“

Egon schwieg und hohe Röte flammte plötzlich über seine Stirn. Da war ja, was er so lange gefürchtet hatte, eine Frage nach seinen Lebensplänen, und er lag mit sich selbst im Kampf und wußte den Ausgang nicht. Er sprang vom Stuhl auf und ging durch das kleine Zimmer, während ihm die Augen des Ehepaares erstaunt folgten.

„Was haben Sie, Herr Kandidat, drückt Sie

etwas und darf ich es wissen? Sie dürfen meiner Diskretion sicher sein."

Egon trat wieder an den Tisch und ergriff die Hand des alten Herrn. „Ich möchte eine Frage an Sie richten, Herr Superintendent, gestatten Sie mir ein Gespräch unter vier Augen."

Der alte Herr erhob sich und schritt in sein Studierzimmer hinüber, dort begann Egon, als sie Platz genommen hatten:

„Halten Sie es für möglich, daß ein Mensch Geistlicher werden und von der Kanzel das Evangelium predigen darf, der in seinem Herzen ein Abtrünniger ist, der die Offenbarungen der Bibel anzweifelt?"

„Also so steht es mit Ihnen, lieber junger Freund," sprach der Geistliche nach einigem Zögern, „Sie haben Gewissensskrupel — die haben vor Ihnen schon viele gehabt und werden noch viele haben, aber beten Sie fleißig zu Gott um ein demütiges, einfältiges Herz und Sie werden überwinden, was Sie ängstigt."

„Nein, ich überwinde es nicht," klagte Egon verzweifelt, „mir geht es wie dem Kinde, das einmal, durch die Thürspalte guckend, die Mutter den Weihnachtsbaum schmücken sah, es kann nicht mehr an das Christkind glauben, wie gern es auch möchte."

„Nun, so lassen Sie wenigstens andern den Glauben daran," sprach der alte Geistliche gleichmütig.

Egon sah ihn entsetzt an. „Ich kann doch nicht lehren, was ich selbst nicht glaube,“ rief er mit blassen Lippen.

„Und warum denn nicht? Nehmen Sie an, die andern seien Kinder und für die Wahrheit noch nicht reif. — Wer weiß denn überhaupt, was Wahrheit ist? Jeder Diener der Kirche hat die Pflicht, zu ihr zu stehen mit Leib und Seele, denn wir haben nicht nur eine Religion, wir haben vor allen Dingen eine Kirche, deren Ansehen aufrecht erhalten werden muß.“

Der alte Herr schlug ein Bein über das andere und die Flügel seines langen Hausrockes über den Knieen zusammen, als ob ihn fröre, dann fuhr er fort:

„Das Gebäude der Kirche ist im Laufe vieler Jahrhunderte von berufenen Händen aufgebaut, ausgebaut und renoviert worden, heute aber kommt jeder und will daran flicken oder gar rütteln. Das dürfen wir nicht zulassen. Wie ein Mann müssen wir fest auf dem Dogma stehen und jeden Sturm abwehren, denn jedes Gebäude kann durch den Ansturm vieler erschüttert werden.“

„Wenn das Gebäude aber alt und morsch ist, Herr Superintendent?“ rief Egon.

„So muß man es um so fester stützen. Läßt man erst zu, daß nur ein Stein gerührt wird, so fallen andere von selbst nach.“

„Herr Superintendent," rief Egon, „Sie geben durch Ihren Vergleich zu, daß auch Sie unsere christliche Kirche für ein Werk von Menschenhand halten. Was der ewige Gott aus lebendigem Fels baut, das hat Bestand für die Ewigkeit, das braucht man nicht zu stützen."

„Doch, mein junger Freund," sprach der alte Geistliche, „auch der härteste Granit wird vom Wasser zernagt, vom Gletscher zerrieben. An dem Felsen unserer Kirche nagt das Wasser der Skeptik, reibt das Eis des Unglaubens und der Gleichgültigkeit. Die Wolkengebilde aber, aus denen sich diese zersetzenden Elemente niederschlagen, sind die Wissenschaft und die sogenannte Volksaufklärung. Darum haben wir Männer der Kirche die Aufgabe, die tausend Rinnsale, in denen das Wasser sich sammelt, vom Fuß unserer ehrwürdigen Kirche abzulenken, damit der Fels, wie Sie sagen, oder das Gebäude, wie ich sagte, nicht untergraben werden."

Egon preßte die Hände gegen die Stirn und brütete vor sich hin. „Und wenn, was wir stützen sollen, uns nicht mehr ehrwürdig erscheint?" fragte er leise.

„Das darf nicht sein, mein junger Freund, das dürfen wir uns selbst nicht eingestehen," eiferte der alte Herr. „Die Institution der Kirche i s t ehrwürdig, selbst wenn wir ihren Lehren nicht in allen

Punkten unbedingt zustimmen können. Die Kirche soll das Gewissen, die geistliche Zuflucht der sündigen Menschheit sein, sie kann diese Mission nicht erfüllen, wenn sie an Macht einbüßt, muß aber unfehlbar davon einbüßen, sobald wir zugeben, daß unser Dogma Irrtümer enthält. Es wird heutzutage zu viel studiert und gegrübelt, sehr zum Schaden unserer Sache, denn wie sollen wir Macht behalten über die Gewissen anderer, wenn wir uns mit unserem eigenen nicht abfinden können. Mächtig aber muß die Kirche sein — mächtig."

„Sie sprechen von der Kirche, Herr Superintendent, und ich von der Religion, von dem teuren Glaubensschatz, der das Glück meiner schwärmerischen Jugend ausmachte und nun an der Sonne der Erkenntnis zu verdorren droht. Ich schätze die Kirche hoch, als das kostbare Gefäß, welches unsere Religion bewahrt, wir Diener derselben sollen aber den erquickenden Trank rein und lauter an die durstigen Seelen ausschenken, die danach verlangen. Können wir ihnen, wie ein betrüglicher Wirt, anpreisen, was uns selbst schal erscheint?"

„Ja, wir dürfen es und wir sollen es. Weisere und Bessere wie wir haben unser Dogma festgestellt und uns kommt es nicht zu, daran zu mäkeln. Gehorsam fordert nicht die katholische Kirche allein

von ihren Dienern, auch wir haben uns zum Heile des Ganzen zu fügen. Wir lehren, was unsere Kirche verlangt, und weichen nicht, wie auch die Neuzeit uns bedrängen mag. Einigkeit macht stark. Solange das Schiff der Kirche über die Wellen der Zeit streicht, hat es alle Schwankungen mitgemacht, ist bald auf die höchste Spitze der Woge erhoben, bald tief hinabgeschleudert worden, als solle es im Abgrunde versinken. Immer aber hat es sich siegreich wieder erhoben, denn es trug die Religion, die das Menschengeschlecht auf die Dauer ebensowenig entbehren kann wie die Luft zum Atmen.

„Materialistische Strömungen, wie die jetzigen, die alles leugneten, was sich nicht sinnlich wahrnehmen ließ, hat es zu allen Zeiten gegeben. Schon die alten Inder vor Buddha hatten philosophische Schulen, die den krassesten Materialismus lehrten. Ihre Anschauung gipfelte in dem Lehrsatz: ‚Die Seele gehört der Materie an, sie ist aus den vier Elementen gebildet und wird von den Eltern erzeugt, bei der Auflösung des Körpers geht sie zu Grunde.‘ Diese Anschauungen haben in Zeiten moralischen Niederganges immer die Oberhand gewonnen und sich mit ihrem Gefolge von roher Genußsucht und Sinnenlust breit gemacht. Aber der Selbsterhaltungstrieb der Menschheit, die an

konsequent durchgeführtem Materialismus zu Grunde gehen müßte, hat sich immer wieder der Religion zugewendet, ja, sogar mit immer größerer Inbrunst, je breiteren Boden der Unglauben gewonnen hatte. — Darum müssen wir feststehen, auch unsere Zeit kommt wieder."

„Ich muß Ihnen in der Hauptsache vollständig recht geben, Herr Superintendent," antwortete Egon sinnend, „nur mit Ihrer Anschauung, daß wir festhalten müssen, was uns einmal als Glaubenssatz vorgeschrieben ist, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Mein Gewissen sträubt sich dagegen. Auch glaube ich, daß unserem Wort die Kraft zu überzeugen mangelt, wenn wir selbst nicht überzeugt sind."

„Das glauben Sie doch ja nicht, mein lieber Freund. Es ist nur erforderlich, daß wir uns von der Notwendigkeit überzeugen, eine in sich geschlossene Kirchengemeinschaft festzuhalten, die mächtig genug ist, allen Stürmen zu trotzen. Wollen wir überhaupt modeln, so modelt der eine hier und der andere da und wir haben statt einer gewaltigen Kirche nur eine Anzahl kleiner, schwacher Sekten, die sich untereinander befehden. Darum müssen wir lehren, was das Dogma fordert und es uns nach außen nicht merken lassen, wenn uns ein Lehrsatz

nicht stimmt. Machen auch Sie das zu Ihrer Richtschnur, mein junger Freund."

Der alte Herr erhob sich, Egon wußte, daß er um diese Zeit mit seiner tauben Frau spazieren zu gehen pflegte, er empfahl sich daher und ging in sein Zimmer hinauf. Aber die Last auf seinem Herzen war nicht leichter geworden.

„Macht, Macht," murmelte er, „eine mächtige, herrschende Kirche, deren Diener selbst nicht glauben, was sie lehren. — O Traum meiner Jugend, wo bist Du hingekommen?" —

* * *

Vier Wochen später saß Frau Professor Niederstetter an ihrem Nähtisch über der Arbeit. Da klopfte es an die Thür und auf ihr energisches „Herein" trat Egon ins Zimmer.

„Endlich kommst Du einmal, lieber Junge," sprach sie aufstehend und ihm herzlich die Hand schüttelnd, „wie lange ist es her, daß Du uns nicht besuchtest." Sie blickte dabei prüfend in sein Gesicht und erkannte mit Befriedigung, daß es einen ruhigen, fast heiteren Ausdruck trug.

„Ich komme mit einer Bitte, liebe Tante," sprach Egon, sich neben die alte Dame setzend, „ich

will Dich um Deine Fürsprache bei meinen Eltern ersuchen, die mit einem Entschluß, der nach langem Ringen bei mir zur Reife gekommen ist, nicht einverstanden sein werden. Ich kann nicht Geistlicher werden und will meinen Vater um die Mittel zu weiterem Studium bitten."

Sprachlos vor Überraschung ließ Frau Niederstetter die fleißigen Hände in den Schoß sinken. „Egon, Du —? Du willst einen Beruf aufgeben, der seit der Kindheit Dein Ideal war?"

„Manches Ideal verblaßt, wenn man ihm nahe ins Gesicht sieht," antwortete der junge Mann.

Die Tante blickte ihn lange prüfend an. „Egon, Du thust es um Hildes willen — sieh Dich vor, daß Du später nicht mit Deinem Gewissen in Konflikt kommst."

„Nein, Tante, um keiner irdischen Liebe willen, sondern aus eigenem innerem Drang. Glaube mir, ich habe unter der Trennung von meiner ersten Liebe schwer, sehr schwer gelitten, aber ich hätte sie meinem Glauben zum Opfer gebracht. Mein Glaube selbst hat sich gewandelt und die Zeitverhältnisse gestatten mir nicht, ihn als Prediger so zu bekennen. Lügen aber kann ich nicht.

„Sieh," fuhr er fort, als die Tante schweigend

verharrte, „ich bin aufgewachsen im strengen Kirchenglauben, man hat mich gelehrt, unser Dogma als heilige Offenbarung hinzunehmen, an der jeder Zweifel sündlich sei, und mein Studium hat daran nichts geändert. Du hast mich vor langer Zeit aufgefordert, eine Brücke zu bauen zwischen Religion und Wissenschaft und ich habe es damals aus innerster Überzeugung abgelehnt. Heute sehe ich ein' daß wir der Wissenschaft Konzessionen machen müssen — daß sie berechtigt ist, gegen viele unserer Kirchenlehren zu Felde zu ziehen und daß wir das Gebäude unserer Kirche nicht stützen müssen — wie vor einigen Wochen ein alter Geistlicher mir sagte, sondern daß wir es neu ausbauen sollten, bis es keiner Stütze mehr bedarf. Ich habe mich auch zu meinem tiefsten Schmerz überzeugen müssen, daß ein Teil unserer Geistlichen nicht mehr glaubt, was er lehrt und das hat mir den einst so hoch gehaltenen Beruf verleidet."

„Und was willst Du nun thun, mein alter Junge?" fragte Frau Niederstetter.

„Ich will einstweilen die Nebenfächer meines bisherigen Studiums, alte Sprachen und Geschichte, weiter ausbilden, bis ich sie als Philologe verwerten kann. Vielleicht wende ich mich dann später der Philosophie zu, um darin als Universitätslehrer zu

wirken und Bausteine zu der Brücke zusammenzutragen, die vom Sichtbaren zum Unsichtbaren hinüberführt. Ich glaube an Gott und an Christus und will diesen Glauben bekennen bis an mein Lebensende, aber ich will Dir folgen und versuchen, ihn den Anforderungen unserer aufgeklärten Zeit anzupassen. Hilf mir, liebe Tante, den Meinigen gegenüber, ich fürchte, sie verstehen mich nicht."

Frau Niederstetter erhob sich und schloß den Neffen in die Arme. „Ich will Dir helfen, soweit meine Kraft irgend reicht, Egon, habe Geduld und sei standhaft, Du wirst mit Ehren aus dem Kampfe hervorgehen."

Der junge Mann küßte zärtlich die Hand der Frau, die er wie seine zweite Mutter verehrte, und ging dann, von ihr geleitet, in das Zimmer des Onkels hinüber, um auch diesem seine veränderten Lebenspläne mitzuteilen.

XV.

Kalter Novemberregen schlug klatschend an die Fenster der Schmiederschen Wohnung und wehrte dem spärlichen Tageslicht den Eintritt. Trübe und trostlos sah es in der Natur, trübe und trostlos im Innern des Hauses aus.

Alma saß vor dem altmodischen Nähtisch am Fenster, hatte den Kopf darauf gelegt und weinte herzbrechend. Schmieder ging verdrießlich im Zimmer auf und ab, schaute auch gelegentlich zum Fenster hinaus; wenn es nicht so gar arg geregnet hätte, wäre er gern ausgegangen, um Almas Weinen nicht hören zu müssen. Plötzlich sprang sie auf, warf sich in ihrer exaltierten Weise zu seinen Füßen nieder und umklammerte seine Kniee mit ihren Armen.

„Geh nicht von mir, verlaß mich nicht,“ schrie sie, „ich sterbe, wenn Du mir untreu wirst.“

Halb gerührt, halb geärgert, beugte der Mann sich nieder, hob die Weinende auf und zog sie an sein Herz.

„Wenn Du doch nur vernünftig sein wolltest,“ sprach er, indem er sie auf die Stirne küßte, „wenn

ich gehe, so geschieht es doch nur zu unserem Besten. Du mußt doch zugeben, daß es Thorheit von mir ist, mein nicht geringes Wissen so in mir brachliegen zu lassen, während ein verhältnismäßig kurzes, regelmäßiges Studium mir die Anwartschaft auf eine bessere und freiere Stellung giebt. Eine Verbesserung meiner Lebenslage käme doch Dir ebensogut zu statten wie mir."

„Aber Du kommst nicht wieder, wenn Du fortgehst, das weiß ich," schluchzte Alma.

„Wenn Du mir unser gemeinsames Haus zur Hölle machst, so muß ich wohl mit der Zeit auf den Gedanken einer Trennung verfallen. — Vergiß dann nicht, daß Du der schuldige Teil bist."

Er langte ein Buch vom Bücherbrett und zog sich damit ins Schlafzimmer zurück, während Alma sich wieder auf ihren alten Platz setzte und trübe in den Regen hinausstarrte. Sie dachte nach. —

Ja, sie machte ihm mit ihren ewigen Thränen und Vorwürfen das Leben zur Hölle, aber konnte sie denn lachen und scherzen, wo ihr vor Angst das Herz brach? Sie sah ja, daß seine Leidenschaft für sie immer mehr verrauchte. Hatte sie das wirklich selbst verschuldet? Sie konnte ihm nicht ganz unrecht geben, aber das unklare, unsichere Verhältnis nahm ihr die innere Ruhe und Besonnenheit.

Schmieder versuchte es, ganz in seinem Buche aufzugehen, um den vorangegangenen Vorgang, der freilich nur einer aus einer langen Reihe ähnlicher war, zu vergessen, und es gelang seiner elastischen Natur.

Eine halbe Stunde verging in völliger Ruhe. Da ließen sich plötzlich aus der Zimmerecke, wo die Wiege stand, quäkende, unartikulierte Töne hören, und der lesende Mann fuhr herum. Da war wieder die Wirklichkeit, die zu vergessen er sich mühte. Mit einem tiefen Seufzer stand er auf und trat zu seinem unglücklichen Kinde.

Er, der Mann, wußte, daß in dem kranken Gehirn der Kleinen da vor ihm kein Geistesfunke zu finden war, die Mutter hoffte immer noch, es könnte ihrer grenzenlosen Liebe und Hingebung gelingen, ihn zu entzünden. Auch jetzt stand sie im Augenblick neben der Wiege, sorgte für die körperlichen Bedürfnisse der Kleinen und suchte dabei durch zärtliches Kosen ihre Aufmerksamkeit zu erregen, aber die großen, starren Augen des Kindes blickten ins Leere und ihre Bemühungen waren umsonst.

Schmieder hatte schweigend dabei gestanden, nun wendete er sich seufzend ab. Er konnte es nicht über das Herz bringen, der armen Mutter seine feste Überzeugung mitzuteilen und — er scheute auch die erneute Aufregung. Mochte sie nach und nach —

wenn er fort war — dahinterkommen. „Ich mache es ihr so leichter," sprach er zu sich selbst und bemühte sich, an seine Worte zu glauben.

Einstweilen nahm er Hut und Paletot und verabschiedete sich von Alma: „Der Regen hat nachgelassen, Schatz, ich gehe noch ein Weilchen irgendwohin. Man kann doch nicht den ganzen Sonntag zu Hause sitzen." Er küßte sie und verließ die Wohnung.

Schon nach den ersten hundert Schritten in der frischen Luft fiel die Verstimmung von ihm ab und fast unbewußt begann er leise einen bekannten Tanz zu pfeifen. Er machte zunächst einen kleinen Spaziergang durch den nahen Stadtpark und betrat dann, als Dunkelheit und Regen gleichzeitig einfielen, ein nahe gelegenes Restaurant, das er zu dieser Tageszeit leer zu finden hoffte. Sein Entschluß, fortzugehen, hatte sich nach der heutigen Scene befestigt — er ertrug dieses Leben nicht — vielleicht würde es besser gehen, wenn er nach längerer Abwesenheit wiederkäme. Zunächst wollte er in Ruhe alles überlegen und das konnte er zu Hause nicht. Er setzte sich in eine Ecke des leeren Zimmers und zog sein Notizbuch heraus.

Aus dem Nachlaß der Mutter hatte er vor etwa zwei Jahren sechstausend Mark geerbt, die in

der heimatlichen Kleinstadt auf einem Grundstück eingetragen waren.

Er wollte die Hälfte davon zum nächsten April kündigen und sich auf das gute Dokument hin die Summe von einer Bank leihen. Damit wollte er zunächst nach Dresden, um sich privatim vorzubilden und später in eine Fachschule einzutreten. Er hatte eine solche früher besucht, aber vor dem Examen verlassen, als ihn etwas anderes reizte. Warum er gerade Dresden wählte? Nun, es war doch eine sehr schöne Stadt, und später kam ja Therese dorthin — warum sollte er den angenehmen Umgang aufgeben.

Die Zinsen der anderen Hälfte seines Vermögens sollte Alma behalten, was fehlte, mochte sie dann selbst verdienen. Sie konnte ja das Kind für den Tag in Kost geben und in einem Kleidergeschäft arbeiten. Eine so geschickte Arbeiterin fand ihr Brot. Auch konnte sie ja die Wohnung mit einer anderen weiblichen Person teilen. So überlegte der Mann.

Er, der gegen persönliches Eigentum stritt, der das Erbrecht verdammte, empfand doch den Besitz in diesem Augenblick als etwas sehr Angenehmes und er hatte nichts dagegen, der Erbe der Spargroschen seiner Eltern zu sein, sie machten ihn frei.

Als er mit seinen Zukunftsplänen im reinen war, klappte er sein Buch zu, trank noch mit Be-

hagen ein zweites Glas Grog und trat den Heimweg in gehobener Stimmung an. Das Leben lag wieder schön und abwechselungsreich vor ihm und an den Abschied dachte er nicht, er konnte ja wiederkommen, sobald er wollte, Alma wurde ihm nicht untreu.

Zunächst schwieg er aber über seine Pläne, der „Sturm im Wasserglase", wie er häusliche Scenen nannte, kam immer noch früh genug.

Er fand Alma beruhigt und freundlich, sie hatte sich wieder einmal — wie schon so oft — vorgenommen, jetzt ganz vernünftig zu sein und ihrem Manne das Haus unentbehrlich zu machen. Sie hatte ihm zum Abendessen einen kleinen Leckerbissen besorgt, ein Kleid angelegt, welches er liebte und empfing ihn bei seiner Heimkehr mit lächelndem Gesicht und zärtlicher Umarmung.

Schmieder lobte sie, schäkerte mit ihr wie in der Brautzeit, und niemand hätte dem jungen, hübschen Paar die vorhergegangene Verstimmung angesehen. Schmieder war wirklich vergnügt, und Alma that als ob sie es sei. Nach Tisch saßen sie auf dem Sofa beisammen und Schmieder las ein Kapitel aus Nordaus „Konventionelle Lügen" vor. Das war sein Lieblingsbuch.

* * *

Zu Neujahr hatte Schmieder seine Stellung bei Wahrholm gekündigt, nun stand man dicht vor dem Weihnachtsfest und er mußte Alma benachrichtigen, daß er in den ersten Januartagen abzureisen gedächte. Seine Wäsche und Garderobe mußte doch pünktlich in stand gesetzt werden.

Es gab eine furchtbare Scene, die damit endigte, daß Alma in Krämpfe fiel und ein Arzt geholt werden mußte. Sie lag einen Tag zu Bett, von Hans freundlich gepflegt, und erholte sich dann ziemlich schnell, doch lag eine eigentümliche Starrheit über ihr, die sie auch nicht mehr verließ. Es war, als sei etwas in ihr gesprungen.

Sie schmückte, wie im vorigen Jahr, am Weihnachtsabend ein Bäumchen, bemühte sich vergeblich, ihr jetzt halbjähriges Kindchen auf die Lichtchen aufmerksam zu machen und starrte dann selbst wie ein Steinbild ins Leere.

Wie im Traum, aber sehr ordentlich und umsichtig, traf sie alle Vorbereitungen zu Schmieders Abreise und machte ihm auch keine Scene, als er am zweiten Januar abfuhr. Seinem Wunsch gemäß begleitete sie ihn nicht zum Bahnhof, sie hätte es auch kaum können, denn ihre Glieder waren wie mit Blei gefüllt.

Er überschüttete sie beim Abschiede mit Zärtlich-

keit und konnte sich an Liebesworten nicht genug thun. Sie aber lag schweigend an seiner Brust. — Als er ihr Haupt endlich sanft aufrichtete, fiel es matt zurück und ihr Körper sank zusammen. Sie war ohnmächtig. Vorsichtig trug er sie zum Sofa, drückte noch einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirn und verließ das Zimmer.

Als Alma erwachte, war sie allein.

* * *

Ein paar Wochen vergingen in dumpfer Gleichgültigkeit für die arme Verlassene. Sie dachte über ihre Zukunft nach und sah die Notwendigkeit ein, einen Erwerb zu ergreifen. Aber sie war so müde, so energielos — sie begriff sich selbst nicht. Sie beschickte das Nötigste in ihrer kleinen Wirtschaft, sie mußte doch leben und das Kindchen mußte versorgt werden. Dann aber lag sie teilnahmlos auf dem Sofa in einem Zustande, der nicht Schlaf, nicht Wachen war. Dabei schwanden ihre Kräfte immer mehr, bis sie sich eines Tages nicht vom Bette erheben konnte.

Frau Köhler, die sie fiebernd fand, rief Frau Professor Niederstetter und diese den Arzt herbei. Alma hatte ein nervöses Fieber und war mehrere Wochen schwer krank, dann erholte sie sich wieder, die Jugend siegte, aber die Rosen auf ihren Wangen waren jetzt

gänzlich verblüht, sie glich einer wandelnden Leiche. Einige mitleidige Damen aus ihrem früheren Kundenkreise hatten bisher für ihre Pflege gesorgt und die Kosten bestritten, das mußte nun aufhören.

Als Alma etwa eine Woche nach ihrer Erkrankung wieder bei klarer Besinnung war, hatte sie Frau Köhler gebeten, Schmieder, der jede Woche einen sehr vergnügten Brief schrieb, von ihrer Krankheit zu benachrichtigen. Die Antwort war ein herzlicher Brief an Alma mit dem Wunsch baldiger Genesung und der Anweisung, auf das in ihren Händen verbliebene Dokument Geld zu leihen, damit es ihr an nichts fehle. Kein Wort von Rückkehr oder sonstigen Hinweis auf die Zukunft.

Alma widersetzte sich dem Ansinnen, Geld auf Schmieders Hypothek aufzunehmen, auf das entschiedenste, sie schien sich gar nicht darum zu kümmern, wo die Mittel zu ihrer Pflege herkämen. Als sie etwa vier Wochen später wieder ungehindert ausgehen durfte, verkaufte sie ein Stück ihres persönlichen Besitzes nach dem andern und verharrte in ihrem thatlosen Hindämmern.

So war der März herangekommen und ein vorzeitiges Frühjahr goß seinen Sonnenschein über die Erde, da klopfte es eines Tages an ihrer Thür und Frau Niederstetter trat ein. Alma fuhr vom

Sofa in die Höhe und strich das verwirrte Haar aus der Stirn, sie hatte sich heute noch nicht frisiert.

Frau Niederstetter setzte sich neben sie und nahm die hagere kalte Hand des jungen Geschöpfs in ihre volle, lebenswarme. „Ich bin heute zu Ihnen gekommen, Alma, um einmal über Ihre Zukunft mit Ihnen zu sprechen, so geht es nicht weiter, Sie gehen zu Grunde."

„Was liegt daran, Frau Professor," war die müde Antwort, „mir wäre in der Erde am wohlsten."

„Nein, so dürfen Sie nicht sprechen, Alma, das ist Sünde. Jeder Mensch hat im Leben einen Platz auszufüllen und darf nicht vorzeitig vom Posten laufen. — Sagen Sie mir, hat Schmieder Sie endgültig aufgegeben?"

„Er schreibt mir freundlich und ich glaube er denkt vorläufig noch an Wiederkommen, aber er hat ein empfängliches Herz — wenn er sich wieder verliebt, was nicht ausbleiben wird, dann — dann macht er einen Strich durch die Vergangenheit."

„Wenn Sie davon überzeugt sind, Alma, so dürfen Sie diesen Zeitpunkt nicht abwarten. Eine verlassene Frau, die dem Gatten nachweint, wirkt mitleiderregend, eine verlassene Geliebte, die sich in ihr Schicksal nicht finden kann, verächtlich. Sie gelten in Ihrem früheren Bekanntenkreise für das

überredete Opfer eines Irrwahns und man hat Ihnen Interesse bewahrt. Erhalten Sie sich dieses und es kann noch alles gut werden.

„Raffen Sie sich auf, Kind,“ fuhr die Dame fort, als Alma schwieg, „dieses müde Sichgehenlassen muß aufhören. Ich will Ihnen helfen mit Rat und That.“

„Lassen Sie mich sterben, Frau Professor,“ sprach Alma tonlos, „ich kann nicht leben.“

Das Herz der alten Dame schwoll vor Erbarmen und sie legte den Arm um die gebrochene Gestalt. „Und Ihr Kindchen, Alma?“

„Mein Kind ist blödsinnig!“ schrie die Mutter auf, „jetzt weiß ich es und er hat es schon lange gewußt.“

„Dann gerade haben Sie eine doppelte Pflicht dem armen Würmchen gegenüber, denken Sie, welches Schicksal es hätte ohne das liebende Mutterherz.“

Alma schwieg wieder.

„Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, liebes Kind,“ sprach die Professorin nach einigen Augenblicken, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt. „Kommen Sie für eine Zeitlang zu mir. Mein Fremdenstübchen steht leer, da erholen Sie sich und kommen nach und nach zu sich selbst. Ich will sehen, Ihnen inzwischen einen selbständigen Wirkungskreis zu verschaffen. Hier müssen Sie heraus, Sie dürfen nicht zu Grunde gehen. Hält Schmieder an Ihnen

fest, so können Sie später immer noch thun, was Sie wollen."

Alma beugte sich nieder und küßte die Hände der gütigen Frau. „Wenn ich noch an einen Gott glaubte, würde ich sagen: Gott segne Sie und vergelte Ihnen tausendfach, was Sie an mir und meiner verstorbenen Großmutter gethan haben. Jetzt sehe ich ein, wie sehr recht sie hatte, mich zu warnen. Ich bereue tief den Kummer, den ich ihr machte."

„Ihre Großmutter ist mit einem Segenswunsch für Sie gestorben," tröstete Frau Niederstetter, „aber nun sagen Sie, daß Sie kommen und ein neues Leben beginnen wollen."

„Ich will es mir überlegen," flüsterte die Unglückliche.

Frau Niederstetter erhob sich. „Ja, überlegen Sie, aber mit rechtem Ernst und gutem Willen."

Sie trat noch zur Wiege des Kindes, das körperlich gedieh, das heißt, wuchs und stärker wurde, aber sich nicht aufrecht halten konnte und in geistiger Beziehung einem Neugeborenen glich. Mit tiefem Seufzer wendete sie sich ab und verließ unter freundlichem Gruß das Zimmer.

Als die warmherzige Frau sich ihrem Hause näherte, fiel ihr doch die Eigenmächtigkeit, mit der

sie Alma ein Asyl in ihrem Hause geboten hatte, schwer aufs Herz. Wie, wenn ihr Gatte nicht einverstanden wäre? Bei dem innigen Einvernehmen, das zwischen ihnen herrschte, war es sonst nicht üblich, daß ein oder der andere Teil so tiefeinschneidende Entschlüsse faßte, ohne die Meinung des andern zu hören. Sie begab sich also sofort in sein Zimmer und fragte beinahe schüchtern, ob er Zeit für sie hätte.

Der Professor murmelte noch ein paar Worte, während er sie flüchtig mit Bleistift auf ein Papierblatt warf, er wollte den Faden seiner geistreichen Abhandlung nicht verlieren, dann schob er das Papier zurück und wendete sich freundlich um. Für die Gattin hatte er immer Zeit.

„Ich habe heute Furcht vor Dir,“ begann diese, „ich habe etwas ohne Dein Wissen gethan, was auch auf Dich zurückwirkt.“

Er führte die Frau zum Sofa und nahm neben ihr Platz. „Dann ist gewiß das gute Herz mit meiner Anna durchgegangen,“ scherzte der Mann.

Frau Anna lachte und berichtete eingehend den Hergang.

„Ich glaube, es handelt sich um ein Menschenleben, Friedrich,“ schloß die Dame, „da konnte ich nicht anders.“

Der Professor strich liebevoll über den grauen Scheitel seiner Gattin. „Nun, wenn Du nicht anders konntest, so war es ja selbstverständlich, übrigens habe ich auch gar nichts dagegen. Du hast Dich ja nur für kurze Zeit gebunden und vielleicht glückt es Dir, das Mädchen für immer zu einem hilfreichen Geist für Dich heranzuziehen. Du hast eine Hilfe nötig, mein liebes Herz, vergiß nicht, daß Du eine alte Frau bist, wenn auch Dein Herz jung blieb."

Er schaute besorgt in das Gesicht der Frau, das jetzt, nun die Spannung wich, deutliche Spuren der Erschöpfung zeigte. Er trat an ein Wandschränkchen, holte Flasche und Glas heraus und nötigte die Lebensgefährtin, ein Glas Wein zu trinken.

„Du bist zu gut, Friedrich," wehrte sie ab, als sie die Stärkung aus seiner Hand nahm, „und zu besorgt um mich, ich habe ja unsere Klara und Hilde."

„Eine Tochter, die Mann und Kinder hat, zählt nur halb, und Hilde wird uns auch nicht mehr lange gehören, Egon hat den Doktor gemacht und kommt zurück."

Mit einem Ruf freudigen Erstaunens sprang Frau Niederstetter auf. „Egon ist Doktor der Philosophie?"

„Nun, das Vergnügen hätte er schon früher haben können," war die Antwort, „die Sache hat keinen weiteren Zweck, als ihm einen Titel zu geben,

aber sie ist die Vorstufe zum Privatdocenten, auf den er später losgehen will."

„Ich glaube, es war sehr klug von Egon, nach dem schweren Konflikt mit seinen Eltern, für ein Semester ganz fortzugehen," meinte Frau Niederstetter. „Ich hoffe, wenn er jetzt heimkehrt, findet er glatte Bahn. Mein Bruder ist schon gewonnen und bei meiner Schwägerin hat die Sehnsucht nach dem Sohn auch gute Früchte getragen."

„Ob Hilde noch auf ihn hofft?" fragte der Professor, „es ist jetzt gerade ein Jahr seit ihrer Trennung vergangen."

„Die Hoffnung konnte wohl erst mit der Aufgabe von Egons theologischem Beruf wiederkommen, aber giebt es denn überhaupt ein Liebe, die nicht hofft? Ich glaube nur, sie gesteht es sich selbst nicht ein. Wann kommt Egon?"

„Ich denke in einigen Tagen schon, nach der Promotion hält ihn dort nichts mehr."

Das Ehepaar besprach noch Näheres über die Unterbringung der jungen Frau und ihres unglücklichen Kindes, dem der Hausarzt, der es gesehen hatte, nur eine kurze Lebensdauer prophezeite; dann verließ Frau Anna das Studierzimmer des Gatten, um ihren häuslichen Pflichten nachzugehen.

* * *

Alma war nach Frau Niederstetters Fortgang wieder auf das Sofa zurückgesunken und starrte nun vor sich hin. — Sollte sie den liebevollen Vorschlag der Dame annehmen? Mußte sie es um ihres Kindes willen? Sie wollte so gern sterben, sie fühlte, nun die Pflege der fremden Damen aufhörte, wie sie wieder täglich schwächer wurde, denn sie lebte nur von dünnem Kaffee und Brot. Wenn das noch eine Weile so fortging, starb sie gewiß. — Aber ihr Kind? — Sie hatte es sich noch nie klar gemacht, was dessen Schicksal sein würde. Ob man es ins Waisenhaus brachte? Ob man Schmieder zwang, sich seiner anzunehmen? Sie wußte es nicht, weil die gesetzlichen Bestimmungen ihr fremd waren. Jedenfalls stieß es sich, wenn es am Leben blieb, unter fremden Menschen herum, die kein Herz dafür hatten.

Ihre Phantasie führte ihr widerliche Scenen vor. Sie sah die kleine Idiotin geschlagen werden, hungern und frieren, weil die Habsucht der Pflegeeltern sich an ihrem Kostgelde bereichern wollte. — Sie sah sie krank, verschmachten — nein, das durfte nicht sein, sie mußte leben für ihr unglückliches Kind.

Die kleine Hanna begann zu weinen und dieser Ton gab den letzten Anstoß. Sie erhob sich energisch vom Sofa, versorgte das Kind und begann sich an-

zukleiden. Dazwischen überschüttete sie ihren kleinen Abgott mit Liebkosungen.

Während sie ihr Haar ordnete, kamen auch wieder andere hoffnungsvollere Gedanken. Sie hatte ja keinen Beweis, daß Hans sie verlassen wollte. Nur daß er auf ihre flehentliche Bitte, sie mitzunehmen, stets mit „nein“ geantwortet hatte. „Er könne dann nicht studieren.“ Daß er aber weiterkommen, seine geistigen Fähigkeiten ausnützen wollte, war ja nur zu billigen.

Auch jetzt schrieb er stets herzlich — vielleicht hatte sie zu schwarz gesehen. —

Sie beschloß, an Hans freundlich zu schreiben, ihm ihre zeitweilige Übersiedelung in das Niederstettersche Haus — nur bis zu ihrer völligen Genesung — mitzuteilen und anzufragen, wo seine Hauseinrichtung inzwischen bleiben solle. Die Wohnungsmiete war nur bis zum ersten April bezahlt und sie ganz ohne Mittel. Dann mußte er ja etwas über seine Zukunftspläne äußern.

Eben hatte sie ihren Anzug vollendet und auf dem Herde Feuer entzündet, um sich eine Suppe zu kochen, als es wieder klopfte und eine Dame eintrat.

Es war Emma Hinz, eine der „vorurteilslosen“ Frauen, die Schmieder ins Haus gebracht hatte. In einem Putzgeschäft bedienstet, war sie eine fleißige

und geschickte Arbeiterin, doch ließ ihr Lebenswandel mancherlei zu wünschen übrig. Sie verstand es aber, diesen Umstand, wo es ihr vorteilhaft schien, zu verbergen und galt für sehr solide.

„Warum den Philistern vor den Kopf stoßen," sagte sie, „das wäre wenig klug." Übrigens war sie eine Busenfreundin der „blonden Therese" geworden und korrespondierte noch mit ihr.

„Nun, guten Tag, meine liebe Alma," begann sie lebhaft, „ich hörte von Ihrer schweren Krankheit erst jetzt auf weitem Umwege und setze meine freie Mittagsstunde daran, mich nach Ihnen umzuschauen. Wie geht es denn jetzt?"

Alma berichtete mit gleichgültiger Miene, das Mädchen war ihr sehr unsympathisch, bemühte sich auch, die Unterhaltung bald auf ein anderes Gebiet zu führen, sie wollte nicht nach ihren Zukunftsplänen gefragt sein. Aber der Gast schien es gerade darauf abgesehen zu haben.

„Werden Sie noch von Herrn Schmieder unterhalten, oder wollen sie sich wieder auf eigene Füße stellen?" fragte Emma ganz dreist.

Alma stieg die Röte ins Gesicht und sie wußte nicht, was sie sagen sollte. „Hans hat mich noch nicht Mangel leiden lassen," stotterte sie endlich, „aber ich weiß nicht, ob ich seine Unterstützung annehmen soll,

solange er abwesend ist, er braucht sein Geld jetzt selbst."

„Also Sie rechnen bestimmt auf seine Rückkehr?" fragte Emma lauernd.

„Gewiß," log Alma, „er schreibt ja immer, daß er in einem Jahr fertig zu sein hofft, dann nimmt er eine Stelle an, wo er sie findet, und wir vereinigen uns wieder."

Die Ärmste sprach mit einer Zuversicht, als gäbe es keinen Zweifel für sie. Das neugierige Mädchen sollte ihr nicht ins Herz sehen.

„So —?" sprach Emma gedehnt, „das klingt freilich anders als Therese mir schrieb."

„Wer schrieb?" fragte Alma, während ihr Herzschlag zu stocken schien.

„Meine Freundin Therese Bloch, die hier die ‚blonde Therese' genannt wurde. Sie ist seit dem ersten Februar im Viktoriasalon in Dresden engagiert und spricht Herrn Schmieder fast täglich. Durch sie erfuhr ich auch von Ihrer Krankheit."

Vor Almas Augen wurde es Nacht und jetzt erst wurde es ihr klar, daß die Hoffnung bisher noch nie ganz in ihr erloschen gewesen war. Trotz Verzweiflung und Todessehnsucht hatte immer noch ein Fünkchen davon in ihrem Herzen gelebt. Jetzt erst war es ganz aus damit.

„Das ist nicht möglich, das kann nicht sein," keuchte sie, erhob sich und wollte — ja, was wollte sie? — Es kam nicht zur Ausführung, ohnmächtig sank sie zu Emmas Füßen nieder.

Das Mädchen, auf einen Sturm gefaßt, erschrak doch — das kam unerwartet. Mit geschickten Händen hob Emma die Ohnmächtige auf, löste ihr die Kleider und holte Wasser herbei. Aber Alma lohnte ihr schlecht. Sobald sie wieder bei Besinnung war, stieß sie die helfenden Hände zurück und rief unaufhörlich: „Fort, fort, ich will allein sein."

Da begnügte sie sich, ein in der Nähe befindliches Tuch über die Liegende zu breiten und verließ eilig das Zimmer.

Während sie flüchtigen Fußes die Treppe hinabhuschte, flüsterte sie vor sich hin: „Du kannst zufrieden sein, Therese, ich habe Dir hier vorgearbeitet. Den nächsten Brief Almas wird Schmieder sich nicht an den Spiegel stecken."

Alma lag unbeweglich — das Feuer auf dem Herde erlosch, das Kindchen begann zu schreien und schlief endlich vor Erschöpfung wieder ein.

Schon sank die Sonne und immer noch lag Alma ohne sich zu regen. Nur einmal war sie heftig aufgesprungen und hatte den Riegel vor die Eingangsthür gestoßen, weil sie Schritte zu hören ge-

meint hatte und keinen Menschen sehen wollte. Dann hatte sie sich wieder in ihrer Ecke zusammengekauert und vor sich hingestarrt.

Es waren schauderhafte Bilder, die durch ihr Hirn zogen. Sie sah ihren Hans von Theresens Arm umschlungen, sie hörte ihn alle die Worte der Leidenschaft in das Ohr der Blonden flüstern, die einst ihre Seligkeit gewesen waren. Jede unvergeßliche Stunde ihres Zusammenlebens mit Hans tauchte wieder aus dem Nebel der Vergangenheit auf, aber greifbar deutlich sah sie Therese an ihrer Stelle. Ihr galten seine Küsse, seine Liebesworte — — Mit einem Schrei fuhr sie endlich in die Höhe und starrte um sich.

Es war im Zimmer ganz dunkel geworden, nur von draußen leuchtete der mondhelle Frühlingshimmel hinein.

„Sterben, sterben,“ flüsterte sie wie im Traum, „wenn auch der Tod die Vernichtung ist — — lieber das Nichts als diese Qual.“

Sie ordnete ihre Kleider nach dem Gefühl, hüllte sich in das große Tuch, mit dem Emma sie zugedeckt hatte, nahm ihr leise wimmerndes Kindchen in den Arm und schritt der Thür zu. Noch einmal horchte sie, ehe sie auf die Treppe hinaustrat, ob kein

Mensch in der Nähe sei, dann floh sie hinab und wendete sich fast laufend dem Stadtpark zu.

Starr und winterlich standen in dieser frühen Jahreszeit die Bäume, aber von den Wiesen duftete es nach frischem Erdreich und das sonst so träge Bächlein plätscherte in ungewohnter Wasserfülle dem erlenumstandenen Weiher zu. Auch dieser hatte seine Fläche weit ausgedehnt und eine zierliche Brücke, die sonst an seinem Ausfluß in weitem Bogen über sumpfiges Moorland führte, lag jetzt fast auf der spiegelnden Fläche. — Vor der sanften Anhöhe daneben stand die Bank, auf der Alma so oft mit Hans gesessen hatte. Sie setzte sich auch jetzt darauf nieder und starrte auf das Abbild des Mondes im Wasser.

„Du winkst mir, alter Freund,“ sprach sie das Bild an. „Ich komme, ich komme — ich gehe ins Nichts — das weiß ich — Hans hat mich ja gelehrt, daß ‚Gott‘ und ‚Ewigkeit‘ nur menschliche Begriffe sind. — Wenn ich Deinen Glauben hätte, Großmutter, den schönen Irrtum, der Dich das Leben ertragen ließ — ja, dann ertrüge auch ich es vielleicht, aber so — leben, um zu arbeiten — ohne Freude, ohne Hoffnung, mit dem Bewußtsein, daß ich mein Teil am irdischen Glück genossen habe und nun abgefunden bin — daß, was ich einst liebte, nun einer

anderen gehört — nein — lieber vergehen in ewiger Nacht. — Ich komme, Mond — ich komme schon —"

Sie drückte ihr immer noch wimmerndes Kind fest an die Brust und schritt auf die Brücke zu, an der ein Stück Geländer fehlte, man besserte gerade aus, was der Winter beschädigt hatte.

Das Mondbild im Wasser schien zurückzufliehen, als sie sich näherte. Dunkel lag es unter ihr, als sie an die Bresche trat. Sie erhob den Blick zu dem Gestirn, dem sich gerade eine große, schwarze Wolke näherte, um darüber hinzuziehen.

„Du willst mir nicht leuchten, Mond? Mein Weg soll dunkel sein?" flüsterte die Unglückliche, „dunkel — ganz dunkel — wie die ewige Nacht. — Hans — o mein geliebter Hans — — —"

Die schwarze Wolke zog über den Mond — — als sein Silberlicht sich wieder frei über den weiten, stillen Park ergoß, war die Brücke leer.

XVI.

Das Ehepaar Niederstetter saß am nächsten Vormittag beim Frühstück, als Frau Köhler hereinstürzte und, ganz gegen ihre sonstige höfliche Gewohnheit, auf den nächsten Stuhl sank.

„Ach Gott, Frau Professor, unsere Alma ist tot.“

Mit einem Schreckensschrei fuhr die Dame von ihrem Stuhl in die Höhe. „Sie hat sich das Leben genommen!“

„Ja, heute früh haben sie die Arbeiter, die im Stadtpark das Brückengeländer ausbessern, im Wasser gefunden. Ihr Kind hat sie im Arm gehabt.“

„Und hat sie ganz unbemerkt das Haus verlassen?“

„Ja, es hat sie keiner mehr gesehen. Ich war so gegen vier Uhr an ihrer Thür, fand sie aber verschlossen und es rührte sich innen nichts. Da dachte ich, sie sei bei dem schönen Wetter mit dem Kinde ausgegangen.“

Frau Niederstetter hatte tief erschüttert die Hand über die Augen gedrückt. Sie hatte es so gut mit der Unglücklichen gemeint, sie hatte schon im Geist

sie unter ihrer Führung sich zu einem neuen Menschen entwickeln sehen. Nun war alles umsonst gewesen, ein blühendes Leben hatte sich selbst vernichtet.

„Ob man wohl Schmieder sofort benachrichtigen soll — er hat doch bisher seine Verbindung mit Alma nicht gelöst?“ fragte sie ihren Gatten.

„Ohne Zweifel, er muß doch auch Anweisung in betreff seines Hab und Guts geben. Doch ich mag nichts mit ihm zu thun haben, vielleicht schreibt ihm Frau Köhler, aber heute noch.“

Man besprach noch allerlei Geschäftliches, das unglückliche Mädchen mußte doch beerdigt werden, dann ging Frau Köhler, und das Ehepaar blieb tief erschüttert zurück.

Vier Tage später wurde Alma mit ihrem Kinde auf dem Friedhof neben dem Stadtpark zur Ruhe gebettet. Ihr Schicksal hatte in ihrem früheren Kreise viel Teilnahme erregt und so fand sich ein bescheidener Trauerkreis um das offene Grab versammelt. Von der Begleitung eines Geistlichen hatte man mit Rücksicht auf Almas Anschauung Abstand genommen. So wurde denn der einfache Sarg schweigend in die Gruft gesenkt und nur einige Hände voll Erde deuteten symbolisch darauf hin, daß teilnehmende Herzen die Bestattung vollzogen.

Aber nicht diese kleine Zahl ihrer alten Freunde

allein hatte sich zu Almas Begräbnis in aller Sonntagsfrühe versammelt. In weitem Bogen standen Scharen von Arbeitern mit ihren Angehörigen um den intimeren Kreis und es war nicht nur Wohlwollen, was aus den Gesichtern sprach. Schaulust, Neid und Klatschsucht hatten ein breites Kontingent gestellt und auch eine Schar mitleidloser Tugendpriesterinnen stand in der Nähe und gab ihrer inneren Befriedigung über den tragischen Ausgang dieses interessanten Romans im Flüsterton Ausdruck.

Egon Schmidt, der gestern heimgekehrte junge Doktor, stand neben seiner Tante und beobachtete schweigend den Ausdruck in den Gesichtern der Umstehenden, er sprach deutlich genug. Jetzt trat er als letzter an die offene Gruft und nahm eine Handvoll Erde auf, aber wie von einem plötzlichen Impuls erfaßt ließ er sie wieder sinken, richtete sich hoch auf und gab dem Totengräber einen Wink, sich zurückzuziehen. Dann erhob er die Stimme und sprach:

„Wenn ich in diesem feierlichen Augenblick das Wort ergreife, so geschieht es nicht als Diener der Kirche, sondern als Mensch, der seinem Mitmenschen ein letztes Lebewohl in die Gruft nachruft. Wie ich hoffe im Namen vieler. Wo immer zwei Augen für ewig sich schließen, da wird in den Reihen der Überlebenden das Urteil laut und zieht aus dem Leben

des Verblichenen die Summe. Gutes und Böses, Großes und Kleinstes wird in den Bereich der Schätzung gezogen und je nach dem Grade persönlicher Zu- oder Abneigung vermehrt und vermindert. Zur Ehre des Menschenherzens sei es aber gesagt, daß der Tod versöhnend wirkt und auch das herbste Urteil vor seinem ernsten Angesicht sich mildert.

„Die Frau, die wir hier bestatten, hat gefehlt gegen die herkömmliche Sitte, aber sie that es in dem Wahn, damit an ihrem Teil einer neuen, heilbringenden Idee zum Siege zu verhelfen. Wer aber aus Überzeugung den Mut zu solcher Aufgabe seines Selbst an eine Idee hat, den soll man achten, selbst wenn er irre geht. Wenn ein Volksstamm in Wüste und Einöde schmachtet, so dringen wohl die Kühnsten seiner Angehörigen vor in die umgebende Wildnis, einen Pfad zu suchen, der zu besseren Gefilden führt, und die ihnen zugethan sind, folgen vertrauensvoll ihrer Führung, um mit ihnen zu siegen oder unterzugehen. Wird ihr Suchen von Erfolg gekrönt, so preist man sie als Pfadfinder, gehen sie in die Irre, so ist Hohn, Schmach und Tod ihr Los.

„Schmach und Tod ist auch das Los dieses jungen, blühenden Wesens gewesen, das vertrauensvoll einem Vorangehenden folgte — in die Irre. — Denn in die Irre geht jeder, der den sicheren Boden des sittlichen

Gesetzes verläßt. Es ist nicht vom Menschenverstand willkürlich gebildet, es ist ein Naturgesetz wie jedes andere, und wo immer in Zeiten der Zügellosigkeit seine Grenzen sich verwischten, da war Unheil und Untergang die Folge. Die Verstorbene hat es übertreten aus zu großem Vertrauen, aus zu großer Liebe, darum fordere ich Achtung für sie und Mitleid mit ihrem tragischen Geschick. Wir sind nicht berufen, sie zu richten, wir haben auch uns das Wort des reinsten Menschen, der gelebt, — Jesus — ins Gedächtnis zu rufen: ‚Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie'."

Er streckte die Hand über die Gruft und schloß: „So schlafe denn sanft, Du Verführte, und nimm den Segen Deiner verewigten Großmutter, den ich Dir im Leben nicht mehr bringen durfte, mit ins Grab. Sei Dir die Erde leicht."

Er trat zurück und die Totengräber walteten ihres Amtes.

Während der Hügel sich mehr und mehr wölbte, zerstreuten sich die Zuschauer und nur Frau Niederstetter und Egon blieben noch in der Nähe, um ein paar Kränze auf das fertige Grab zu legen. Sie schritten in einer seitwärts gelegenen Allee auf und ab und vertieften sich so in ihr Gespräch, daß sie die Zeit

darüber vergaßen. Der Friedhof war ganz leer, als sie endlich zur Ausführung ihrer Absicht schritten.

Über den einsamen, dunklen Erdhügel hingeworfen lag eine große Männergestalt, die auch nicht aufschaute, als die Dame mit dem jungen Mann herantrat. Fragend blickte Frau Niederstetter den Neffen an, der ebenfalls schweigend die Achseln zuckte. Da hob der Mann sein bärtiges Haupt und zeigte schmerzzerrissene Züge. — Es war Schmieder.

Langsam erhob er sich vom Boden und blickte die in sprachloser Überraschung vor ihm Stehenden wie geistesabwesend an. „Das habe ich nicht gewollt — das nicht — ich habe es ehrlich gemeint —" stammelte er mehr als er sprach. „Ich wollte Alma nicht verlassen — ich konnte nur das elende Kind nicht ansehen — und sie weinte so viel —" Er starrte auf das Grab nieder.

„Es ist jetzt nicht an der Zeit, mit Ihnen zu rechten, Herr Schmieder," sprach Frau Niederstetter sanft, „Ihre Verbindung mit Alma ist an der inneren Unsicherheit zu Grunde gegangen, die erst ihr Glück und dann ihr Leben kostete. Nur sehr leichtsinnige Menschen können genießen, was ihnen in jedem Augenblick genommen werden kann. Alma aber war nicht leichtsinnig und hat Sie über alle Maßen geliebt."

Mit einem Wehelaut schlug der Mann die Hände

vor das Gesicht und sank wieder auf das Grab nieder.

Frau Niederstetter blickte zögernd auf die ungeordneten Kranzspenden, aber sie wollte den verzweifelten Mann nicht stören. — Leise verließ sie mit Egon den Friedhof.

Am Nachmittag meldete ihr Frau Köhler, die sie hinausgesendet hatte, daß Schmieder vor kurzem in seiner Wohnung gewesen sei und dort Papiere an sich genommen habe. Dann sei er fortgegangen, habe ihr wieder den Schlüssel gegeben und auf ihre Frage, was mit seinen Sachen werden solle, geantwortet: das sei ihm ganz gleichgültig.

* *
*

Am Abend des Tages trat Egon wieder bei seinen Verwandten ein und traf dort zufällig mit Professor Steiner zusammen. Egons Herz schlug hoch, als er so plötzlich dem Vater seiner immer noch Geliebten gegenüberstand. Der Professor aber blieb völlig gleichmütig und half ihm damit über das Peinliche des Wiedersehens hinweg. Eingehend erkundigte er sich nach Egons Lebensplänen und erklärte sich damit einverstanden, besonders, daß er sich zunächst als Philologe eine sichere Stellung zu erringen versuchen wollte.

„Mein letztes Ziel ist aber eine Professur," schloß Egon.

„Sie thun bei Ihrer rhetorischen Begabung auch gut, daran zu denken. Auf welches Specialfach gehen Sie aus?"

„Philosophie, Herr Professor, sie reizt mich am meisten, doch werde ich stets von realem Boden ausgehen und mich nie in spitzfindigen Spekulationen verlieren."

„Hm, hm," machte der alte Herr nachdenklich. „Nun, das hat noch Zeit, erst sorgen Sie, daß Sie zu Brot kommen."

Er wendete sich abschiednehmend zu seinen Freunden und dann mit den Worten an Egon: „Ich hoffe, Sie lassen sich bald sehen."

In Egon wallte es heiß auf, er ergriff die Hand des alten Mannes und blickte ihm fest ins Gesicht. „Darf ich denn kommen, Herr Professor?"

Auge traf auf Auge und der Angeredete wußte, daß es eine inhaltschwere Frage war, die der Junge an den Alten richtete. Fast gerührt hafteten seine Blicke auf dem jugendlichen, erregten Gesicht, dann sprach er in scherzendem Ton: „Muß ich alter Heide Ihnen die Bibel citieren? ‚Bittet, so wird Euch gegeben, klopfet an, so wird Euch aufgethan'."

Er drückte noch einmal kräftig die Hand des

jungen Mannes und war zur Thür hinaus, ehe dieser zu Wort kam.

Egon aber trat schnell in das kleine Nebenzimmer — der Professorin Allerheiligstes — und zog die Thür hinter sich zu. Nicht nur der Schmerz, auch das Glück will allein sein, wenn es das Menschenherz in seinen tiefsten Tiefen erschüttert.

Am nächsten Vormittage schritt Egon auf das Haus seiner Geliebten zu. Schon von fern erspähte er den blonden Kopf zwischen den Gardinen ihres Fensters, aber er verschwand bei seinem Näherkommen. Wie durch Zauber thaten sich die Thüren vor ihm auf, das „Anklopfen" blieb ihm erspart.

Und dann fand er das Mädchen auf der Schwelle des reizenden kleinen Boudoirs und es flog ihm lachend und weinend an die Brust.

„Die Schranke ist gefallen, Egon, jetzt darf ich Dir gehören."

Und „mein, mein," jubelte der Mann, während er die endlich Gewonnene fest an sein Herz schloß.

* * *

Vierzehn Tage später wollte das gastliche Haus Niederstetter seine Pforten öffnen, um im engsten Familien- und Freundeskreise das Brautpaar bei sich aufzunehmen. Es war bei solchen Anlässen Gepflogen-

heit, Frau Minna Köhler zur Stütze des Dienstpersonals zu engagieren, und Frau Niederstetter benutzte einen Geschäftsgang, um persönlich bei ihr vorzusprechen. Sie fand die Thür verschlossen, der Knabe war in der Schule und auch Minna ausgegangen, der Armenverein hatte sie gegen gutes Gehalt als Botenfrau engagiert.

Verdrießlich über das Hindernis stand die Dame vor der Hausthür und überlegte, an wen sie wohl ihre Botschaft ausrichten solle, da fuhr ein Handwagen, von zwei Männern geführt, vor die Thür, und zu gleicher Zeit kam eine Frau, die ihn erwartet zu haben schien, die Treppe herunter. Es war Frau Schmieder. Ihr blasses, dunkelumrahmtes Gesicht zeigte denselben ruhigen und festen Gesichtsausdruck wie damals, als Frau Niederstetter sie in ihrem Vaterhause aufgesucht hatte.

Die Frauen begrüßten sich und Frau Schmieder wendete sich erklärend an die alte Dame: „Ich sehe, Sie sind erstaunt über meine Anwesenheit, aber ich kann doch nicht das Hab und Gut meines Mannes preisgeben. Schmieder ist nicht aufzufinden und seine Wohnung muß übermorgen geräumt sein, da bin ich doch die Nächste dazu, um Rat zu schaffen. — Ich habe mich als legitime Frau ausgewiesen und die Erlaubnis erhalten, die Sachen an mich zu nehmen.

Eben bin ich dabei, ein Verzeichnis aufzunehmen. Wollen Sie sich nicht hinaufbemühen? Frau Köhler muß bald kommen, sie wollte mir helfen."

Sie ging der Dame voraus die Treppe hinauf und öffnete ihr oben die Thür. Es berührte Frau Niederstetter ganz eigen, in den Räumen, die Alma bewohnt hatte, eine Fremde, als die eigentlich Berechtigte, walten zu sehen.

Frau Schmieder hatte bereits allen persönlichen Besitz Almas, der sehr zusammengeschmolzen war, ausgesondert, er fiel an eine entfernte Verwandte. Jetzt gerade war sie dabei, das Silberzeug nebst anderen kleinen Luxusgegenständen aus dem Haushalt der Frau Rendant in eine feste Kiste zu verpacken.

„Diese Gegenstände werde ich, als nicht mir gehörig, nie gebrauchen," sagte sie, darauf deutend. „Die Möbel in derselben Weise ruhig stehen zu lassen, fehlt mir der Raum, sie müssen daher den Platz, den sie einnehmen, gewissermaßen verdienen. Ich habe eine Wohnung in der Wasserstraße gemietet, um einzelne Zimmer an Pensionäre zu vergeben, da hat jedes Räumchen seinen Wert. Aber ich werde sie halten wie meinen Augapfel. Wenn Schmieder später nichts anderes mehr hat — und bei seiner Ruhelosigkeit wird er nie auf den grünen Zweig kommen — so soll er wenigstens sein altes Nest finden. Ich

bin doch einmal seine Frau, wenn es auch für mich besser gewesen wäre, ich hätte ihn nie kennen gelernt, so will ich wenigstens meine Pflicht thun." Sie winkte den Arbeitern und gab ihnen Anweisungen.

Frau Niederstetter trat an die leere Wiege des Kindes und blickte schweigend darauf nieder. „Das Kartenhaus ist zusammengefallen, ohne eine Spur zu hinterlassen; arme Alma, deren junges Leben darum zerstört werden mußte."

Es duldete die Frau nicht länger in dem traurigen Raum, sie hinterließ eine Bestellung an Minna und sagte Frau Schmieder herzlich Lebewohl. Sie mußte die Frau bewundern, die so ruhig und wie selbstverständlich die Interessen ihres treulosen Mannes vertrat.

Frau Niederstetter war erst ein kleines Stück die Straße hinaufgegangen, als sie Frau Köhler traf. Sie richtete ihre Bestellung aus und fragte dann, schon im Begriff weiter zu schreiten: „Und wie geht es Deinem Mann? Bist Du wirklich dort gewesen?"

„Ja, Frau Professor, vorgestern hab' ich mich freigemacht und bin hinübergefahren. Es geht ihm gut, und er hat sich bei dem regelmäßigen Leben und guten Essen sehr erholt. Auch in seinem Gemüt ist er ein ganz anderer geworden. Er glaubt wieder an den lieben Gott, der ihn so gnädig davor bewahrt hat, ein Mörder zu werden, nun wird er

auch wieder ein ordentlicher Mensch. Der Aufseher lobt ihn sehr und der Pfarrer auch."

„Nun, das freut mich recht, Minna; was wird er aber unternehmen, wenn er zurückkommt? Ein Zuchthäusler findet schwer Arbeit."

„Der Herr Pfarrer dort nimmt sich der Leute, die sich gut halten, nachher an und besorgt ihnen Arbeit. Er hat schon so seine Kundschaft. Köhler, als verheirateter Mann, soll über drei Jahr in eine große Ziegelei kommen. Da wird er, wenn er sich gut führt, nach einem Jahr fest angestellt. Dann kommt er gar nicht mehr hierher und ich ziehe zu ihm. Wir wohnen auf dem Dorf, und ich werde für die Bauernfrauen schneidern und weben. Ich spare jetzt schon von meinem guten Verdienst soviel ich kann für die erste Zeit."

„Dann fängt also für Euch beide ein neues Leben an, Minna."

„Ja, gnädige Frau, und der liebe Gott mög' helfen, daß es ein besseres wird."

Die Dame blickte teilnehmend in das verblühte, vergrämte Gesicht, auf dem sich wieder ein Strahl froher Zuversicht hervorzuwagen begann, und sprach leise im Weiterschreiten, nachdem sie sich freundlich verabschiedet hatte:

„Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden." — —

Als es am nächsten Tage dunkelte und Frau Professor Niederstetter noch einmal durch ihr festlich geschmücktes Heim schritt, das, wie immer, schon eine Stunde vor der Zeit zum Empfang der Gäste bereit war, wurde die Glocke gezogen und das Dienstmädchen überbrachte ihr einen Brief. Erstaunt betrachtete sie das große Couvert mit dem fremdländischen Stempel, den sie als englischen erkannte. Southampton entzifferte sie endlich.

Sie ließ sich an ihrem Schreibtisch nieder und las beim Schein der Kerzen den Brief, der „Hans Schmieder" unterzeichnet war.

„Gnädige Frau! Ich habe den Staub des Landes, in dem meine Wiege stand und das die Idealisten ‚Heimat' nennen, von meinen Füßen geschüttelt und lege das Meer zwischen meine Vergangenheit und Zukunft. Der erwähnte Staub fing an mir zu Kopf zu steigen und vereint mit dem Dunst eines gewissen Wassers mein klares Gehirn zu umnebeln.

Da war es an der Zeit, einen Strich durch alle Sentimentalitäten zu machen und einen anderen Boden unter die Füße zu nehmen. Im Augenblick ist dieser Boden noch etwas schwankend, denn er besteht aus den Planken des guten Schiffes ‚Hoffnung', auf dem ich nach dem freien Amerika

hinüberdampfe, aber er wird sich festigen wie meine Zukunftspläne.

Mein Weg geht nach dem fernen Westen, vielleicht auch Süden des kolumbischen Erdteils, wo es noch Raum giebt für Manneskraft und Mannesmut, wo eine von keiner veralteten Überkultur entnervte Bevölkerung wohl mehr Verständnis für die Lehre von Freiheit und Gleichheit haben wird, als die unseres zopfigen, sentimentalen und in Vorurteilen erstarrten Deutschlands. Dort will ich sehen, den Samen zu streuen für eine neue Zeit. —

Warum ich Ihnen, gnädige Frau, die keine Sympathie für meine Bestrebungen hat, dieses schreibe? — Je nun, der Mensch ist ein Gesellschaftstier und kann der Mitteilung an andere nicht entraten, und zudem — Sie haben einem Wesen, das mir unendlich teuer war, Gutes gethan, — ich möchte Ihnen ein Zeichen geben, daß ich Ihrer in Dankbarkeit gedenke.

Sie werden vielleicht fragen, ob ich bereue, Alma an mein Herz genommen zu haben, und ich muß Ihnen, trotz allem, mit ‚nein‘ antworten. Einige Tage freilich habe ich bedenklich mit dem Revolver liebäugelt, aber die Vernunft hat endlich den Sieg davongetragen.

Nur eines bedauere ich tief, das Weib, das ich liebte, nicht vorweg in die reinere Luft der amerikanischen Wildnis entführt zu haben. Nicht ich bin ihr Mörder, die Vorurteile der anderen und ihre eigene Sentimentalität waren es. Warum nahm sie mich nicht wie ich bin, sie kannte doch meine Anschauungen; warum wollte sie mich zum schmachtenden Ritter umstempeln, für den keine andere Frau mehr existieren sollte.

‚Die Rosen brechen, solange sie blühen, den Wein trinken, wenn er im Glase perlt, und sich über Vergangenes nicht grämen, denn ewig ist nur der Wechsel.‘ Warum machte sie diese, meine Lebensweisheit nicht zu der ihrigen. Wir hätten Freunde bleiben können bis an unser Ende — warum konnte sie sich in diesen natürlichen Umschwung nicht hineinfinden.

Armes junges Weib, das nicht stark genug war für die Wahrheiten einer neuen Weltordnung. Möge Dein Staub in Frieden ruhen, die Erinnerung an Dich, wie an ein Holdes, Schönes, wird mich durch mein ganzes Leben begleiten!

Und nun — vogue la galère! — Die Reue ist nur für Schwächlinge.“ — —

Frau Niederstetter saß noch nachdenklich auf

ihrem Platz, als ihr Gatte zu ihr trat. Sie blickte zu ihm auf und reichte ihm wortlos den Brief.

Der Professor las das Schreiben aufmerksam durch und faltete es zusammen.

„Du siehst mich völlig sprachlos,“ begann Frau Niederstetter endlich. „Ich glaubte Schmieder von Reue verzehrt und statt derselben dieser frivole, phrasenreiche Brief.“

„Menschen seiner Art bereuen nicht und kehren auch von ihrem Wege nicht um,“ meinte der Professor, „da ihre Eitelkeit ihnen verbietet, den Grund irgend welchen Mißgeschicks oder Mißerfolgs im eigenen Innern zu suchen. So müssen denn Verhältnisse und Menschen herhalten.“

„Arme Alma,“ sprach Frau Niederstetter leise, „so nutzlos geopfert und nicht einmal gewürdigt zu werden.“

„Nicht nutzlos, Anna,“ sprach der Professor, „jede Opposition gegen das Herkömmliche schafft Nutzen, denn sie trägt zur Klärung bei und verhindert ein Erstarren und Stagnieren im Althergebrachten. Ohne Opposition kein Fortschritt. Die Hefe in richtiger Menge wirkt wohlthätig, nur ein Zuviel treibt die Masse zur Formlosigkeit auseinander. — Was ein Teil unserer Neuen fordert, gehört allerdings zu diesem Zuviel. Almas Schicksal zeigt die Kehrseite der Theorien, die die Apostel der freien

Liebe predigen. Alle Poeten und Schriftsteller schließen ihre Romane und Abhandlungen mit der leidenschaftlichen Hingabe des Weibes an den Mann, was später kommt, danach fragt niemand. Alma hat gezeigt wie es kommen kann, ihr Schicksal ist eine Übersetzung der Theorie in die Praxis. So kann es zur Klärung der Anschauungen beitragen und der Menschheit mehr nützen, als manches im Genuß verbrachte Dasein. Auch ich sage: ‚Friede ihrer Asche.‘“ —

Eine halbe Stunde später füllten sich die gastlichen Räume mit frohen Menschen.

Da erschien, im Kreise der Seinen, Herr Wahrholm, der in völliger Gesundheit heute zufällig den Jahrestag seiner Entlassung aus der Klinik feierte. Da war der Oberlehrer Baumgart, der Schwiegersohn der Gastgeber, mit seiner liebenswürdigen Gattin. Da war Professor Steiner, jetzt ausgesöhnt mit der Wahl seiner Tochter. Wäre ihm auch ein Mann seiner Denkart als Schwiegersohn lieber gewesen, so ging ihm das Glück seines einzigen Kindes doch über das eigene Wünschen. Und Hilde war glücklich.

Wer sie in ihrem weißen Kleide dastehen sah — die Hände um ein kleines Sträußchen roter Rosen geschlossen, die Egon ihr gebracht hatte, und die verklärten Augen über alles Gegenwärtige hinweg wie in eine himmlische Zukunft gerichtet — dem erschien

sie wie eine Personifikation des Glücks, jenes hohen, reinen Glückes, dem die Erde unter den Füßen zu verschwinden scheint, um himmlischen Wolkengebilden Platz zu machen.

Auch Egons Eltern waren gekommen, sich am Glück des Sohnes zu freuen. Es hatte harte Kämpfe zwischen ihnen gegeben, und namentlich die Mutter sich schwer von der Hoffnung, den Sohn auf der Kanzel zu sehen, die ihre Väter durch Generationen eingenommen hatten, getrennt.

Aber nun war das Schwere überwunden, nichts störte mehr die Harmonie der Familie, und Hilde hatte im Fluge das Herz der Schwiegereltern erworben. So verlief das Fest in ungetrübter Heiterkeit und bildete den fröhlichen Abschluß einer Epoche voller Seelenkämpfe, Angst und Thränen.

XVII.

Über dem Territorium Idaho im Westen der Vereinigten Staaten Nordamerikas neigte sich an einem klaren Septembertage die Sonne dem Horizont zu. Noch eine Stunde mochten ihre schrägen Strahlen die pittoreske Landschaft vergolden, ehe sie hinter den fernen Spitzen des Gebirges verschwanden. Aber gerade in dieser Beleuchtung machten die eigenartigen Felsformationen, aus herbstlich sich färbendem Walde hervorragend, den herrlichsten Eindruck. Der amerikanische Herbstwald giebt das denkbar farbenprächtigste Bild. Alle Tinten des Regenbogens schmelzen ineinander, vom leuchtenden Rot des wilden Weines, der an den Stämmen rankt, bis zum gelb- und orangefarbenen Laub von Esche, Ahorn und Ulme. Nur die Eiche bewahrt ihr Grün und tönt es mit sanfter Bronzefarbe. Jetzt freilich behielt dieses Grün noch die Oberhand, und die bunten Farben waren in den weiten grünen Mantel, der sich über Gebirgsabhänge und Thäler breitete, nur wie Borten und Muster hineingestickt. —

Auf dem primitiven Wege, der eigentlich nur ein Pfad mit hin und wieder sichtbaren Wagenspuren war, ritten zwei Männer. Der eine, hoch, blond, mit starkem Vollbart, trug augenscheinlich norddeutsches Gepräge, der andere, seiner Sprache nach ein Österreicher, war klein und beweglich, es lag aber in seiner Art etwas, das auf Energie und Ausdauer schließen ließ. Die Männer kamen aus einer, ein paar Tagereisen entfernten rapide aufwachsenden Stadt, wo sie sich in einem Boardinghouse zusammengefunden hatten, und waren auf dem Wege zu einer im Bau befindlichen Zweiglinie der großen Nordpacific-Eisenbahn, die neue Gebiete des noch weniger bevölkerten Westens aufschließen sollte.

Sie hätten auch einen anderen, bequemeren Weg längs der Bahn nehmen können, aber ihrem Geschmacke sagte eine Reise auf Rossesrücken durch teilweise noch jungfräuliches Land besser zu.

Der amerikanische Westen ist heute nicht mehr, was er noch vor zwanzig Jahren war, und Gebiete, die ein europäischer Fuß noch nicht betrat, kaum zu finden. Aber ganz sind die unendlichen Wälder, die sich einst westlich vom Felsengebirge dehnten, noch nicht verschwunden, wie sehr auch rücksichtsloser Erwerbssinn und sträfliche Gleichgültigkeit sie mit der Axt und dem schlimmeren Feuer verwüstet haben.

Auch unsere Reisenden hatten eben eine vom Feuer vernichtete Strecke passiert. Noch gewährte sie einen trostlosen Anblick, aber schon waren fleißige Hände bei der Arbeit, den fruchtbaren Boden zu Acker- und Weideland umzuschaffen und ein Stück des Vernichteten wieder anzuforsten, denn auch in Amerika beginnt man den Segen des Waldes zu erkennen, und die Regierung der Vereinigten Staaten hat eine Prämie auf die Erneuerung verwüsteter Strecken gesetzt. Die Mahnungen unseres Landsmannes Karl Schurz, dem man drüben den Spitznamen „der Forstmeister" angehängt hatte, sind nicht ganz fruchtlos geblieben.

Die Männer waren im Anblick der sinkenden Sonne eine Weile in scharfem Trabe geritten, denn das Ziel, die neue Ansiedelung Blackstone — bestimmt, Station der Zukunftsbahn zu werden — lag noch eine Anzahl englischer Meilen entfernt, jetzt aber lenkten sie wieder in schattigen Wald ein und der wurzeldurchzogene Pfad legte ihnen Vorsicht auf. So ritten sie im Schritt und nahmen das unterbrochene Gespräch wieder auf.

„Wie lange sind Sie eigentlich schon hier und was haben Sie bisher getrieben, Schmieder?" fragte der Österreicher.

„Es sind im Frühling zwei Jahre gewesen,"

antwortete der blonde Mann, „und was ich getrieben habe? Nun, was man eben in Amerika treibt, wenn das Geld alle wird. Ich war Straßenfeger, Kellner — später, als ich wieder einen anständigen Rock auf dem Leibe hatte, Reporter einer deutschen Zeitung in Chicago, dann Sprachlehrer an einem Mädchenpensionat in Mineapolis, wo gerade mein Vorgänger sich als Durchgänger erwiesen hatte. Aber die Lebensanschauungen, die ich den jungen Ladies beizubringen versuchte, sagten der ehrsamen Institutsvorsteherin nicht zu und sie setzte mich mit erschreckender Plötzlichkeit an die Luft."

Der andere lachte und sah seinen Begleiter von der Seite an. „Scheint mir auch, als wär' da der Bock zum Gärtner gesetzt," schmunzelte er.

„So bin ich denn nun auf dem Wege zur Wildnis, soweit dieselbe hier noch zu haben ist. Vielleicht findet sich bei der neuen Bahn eine Stelle als Techniker oder Ingenieur. Ich habe zwar keine Zeugnisse aufzuweisen, verstehe aber mehr von dem Rummel als mancher andere. Es soll mir auch nicht darauf ankommen, zunächst als gemeiner Arbeiter zu beginnen, Vorurteile kenne ich nicht. Da in dem Felleisen hinter mir steckt eine solide Arbeiterbluse, die den Rock des Gentleman wieder einmal ablösen kann. Hoffentlich nur für ein Weilchen."

Schmieders Begleiter sah bewundernd zu dem stattlichen Manne auf.

„Ihnen kann es nicht fehlen,“ meinte er, „aber auch ich hoffe dort auf bessere Zeiten, ich gedenke einen ‚saloon‘ aufzuthun, wenn möglich ein ‚opera-house‘. Man ist hier zu Lande halt noch nicht so anspruchsvoll. Eine große Bretterbude genügt, und die Sparpfennige, die ich als Steward auf einem Mississippi-Dampfer beilegte, werden zu ihrer Herstellung ausreichen.“

„Ich glaubte eigentlich, zu einer Oper gebrauchte man auch Sänger,“ lachte Schmieder, „wollen Sie alle Partien allein singen?“

„Gar nicht singen will ich, ich bin der Direktor und zugleich mein eigener Barkeeper. Meine Künstler warten schon,“ fügte der gemütliche Mann hinzu, „ein Stubenmädchen und ein Kellner aus Saint-Louis, die ganz hervorragendes Talent für humoristische Gesangsvorträge besitzen, wollen herüberkommen, sobald mein saloon‘ fertig ist. — Sehen's, das ist halt der Anfang, das übrige findet sich.“

Die Sonne sank immer tiefer und ihre rötlichen Strahlen tauchten den Wald in immer wunderbarere Farben. Der Weg, der sich eine Weile bergan, zur Seite einer bewaldeten Berglehne, neben einem tiefen Abhang hingezogen und sehr steinig gewesen war,

besserte sich jetzt und senkte sich thalwärts. Die Schluchten zur Seite füllten sich mit immer tieferen Schatten, abendliche Ruhe begann sich auszubreiten und nur der Schrei eines Raubvogels ertönte ab und zu aus der Ferne.

In schlankem Trabe auf weichem Rasen legten die Männer etwa zwei Meilen zurück, dann traten die Waldbäume auseinander und der Ausblick in ein ziemlich weites Thal öffnete sich. Im letzten Abendschein sahen die Reiter die neue Ansiedelung vor sich liegen und erreichten sie, als gerade die ersten Laternen in den primitiven Straßen aufflammten.

Der Ort bestand erst seit etwa einem Jahre und zählte nur wenige Hundert Einwohner, die sich vorzugsweise aus Bahnarbeitern und Baubeamten zusammensetzten. Aber es fehlte auch nicht an Abenteurern jeder Art, die die noch wenig geordneten Verhältnisse zu ihren Gunsten auszubeuten suchten. Kneipen, Spielhöllen und Vergnügungslokale niedrigster Sorte sorgten dafür, den Einwohnern Unterhaltung und gleichzeitig Gelegenheit zu geben, ihr sauer erworbenes Geld wieder los zu werden.

Die Straßen, von rohen Holzgebäuden begrenzt, waren pflasterlos und nur an den Seiten markierten einige Planken das Zukunftstrottoir, dafür aber ragte hin und her noch ein Baumstumpf aus der Erde,

den auszugraben man sich keine Zeit genommen hatte. In der Voraussetzung eines rapiden Wachstums der neuen Stadt hatte man ein beträchtliches Stück der Thalsohle gerodet und nur wenige der Ansiedler hatten daran gedacht, einige Bäume stehen zu lassen, um ihren Wohnungen den Schmuck eines Gartens zu verschaffen.

Nur einer hatte hinter seinem ziemlich großen Anwesen ein größeres Stück Grasland mit prächtigen Bäumen, das er stolz „Blackstonepark" benannte. Es war der Besitzer des einzigen „Hotels", eines großen Holzgebäudes, das im Oberstock eine Reihe an die Zellen einer Badeanstalt erinnernder Holzverschläge, Fremdenzimmer genannt, besaß.

Hier fanden auch die Reisenden erste Unterkunft und im bar room, einem großen, kahlen und unsauberen Raum zu ebener Erde, die Gelegenheit, sich an Speise und Trank zu erquicken.

Der Wirt entpuppte sich ebenfalls als Deutscher, der aber schon als halbwüchsiger Junge mit seinen Eltern nach Amerika gekommen war und seine Muttersprache mit der Landessprache in kuriosester Weise „gemixt" hatte. Rauheit und Gutmütigkeit mischten sich in ebensolcher Weise in seinem Gebaren und gaben ihm, gegenüber einer Gruppe sehr unheimlich

aussehender Gesellen, die sich an einem Seitentisch mit Kartenspiel unterhielten, etwas Vertrauenerweckendes.

Die Küche besorgte seine Frau, eine noch sehr junge, schwarzhaarige, auf den Namen Kathleen hörende Irländerin. Sie verstand kein Deutsch, es waren überhaupt außer dem Wirt, wie die Reisenden bald erfuhren, nur wenige Deutsche am Ort.

Kathleen kam, nachdem die Mahlzeit bereitet war, ebenfalls ins Zimmer, und Schmieder, der fertig Englisch sprach, knüpfte sofort eine Unterhaltung mit der hübschen kleinen Person an, auf die sie munter einging.

Der etwas phlegmatische Wirt war augenscheinlich in sein kleines Frauchen verliebt, ob sie seine Gefühle teilte, mochte dahingestellt bleiben. Kinder besaß das Ehepaar noch nicht, obgleich es bereits zwei Jahre verheiratet war. Der Wirt, „Dickhäuser" mit Namen, aber nach seinem Vornamen meistens „Dick-Bill" genannt, hatte seine Frau aus dem Osten mitgebracht.

Eine Weile blieb die Unterhaltung ganz friedlich, Dick-Bill erzählte von seiner Ansiedelung und wie er hoffe, daß nach Eröffnung der Bahn Blackstone der Hauptstadt des Territoriums an Glanz und Komfort nichts nachgeben werde.

„Sie können believe, Mister Schmieder," meinte

er, „wir haben in unseren mountains noch Steinkohlen genug, um die ganzen States zu versorgen, und hier müssen sie vorüber. Haben wir erst die rail road, so zieht sich der ganze Handel in unsere city und dann sollen Sie einmal sehen. In zehn years, garantier ich, haben wir zweihunderttausend Einwohner, tramway, Theater, elektrisches Licht und —"

Ein wüster Lärm unterbrach den Redner, die Spieler waren in Streit geraten, einer schien den anderen zu beschuldigen, sein Glück auf eigene Hand verbessern zu wollen. Ein kleiner, verlebt aussehender Mensch mit schwarzgelber Gesichtsfarbe war aufgesprungen und schalt in einem Gemisch von Englisch und Spanisch, das den Mexikaner verriet, auf sein Gegenüber, einen Vollblutengländer, ein, der mit ruhigen, aber nachdrücklichen Worten seine Beschuldigung wiederholte. Leidenschaftlich focht der Angeklagte mit den Händen in der Luft herum, senkte plötzlich die Rechte und griff in die Hosentasche. Aber ehe er das rundliche Ding, das sich darin abzeichnete, hervorgezogen hatte, legte sich Dick-Bills breite Tatze wie eine Eisenklammer um seinen Arm.

„Hier wird nicht geschossen, Mister Diablo," rief er in englischer Sprache und zog zugleich die Hand, welche den Revolver gepackt hatte, energisch aus der Tasche heraus. Dabei fiel ein Päckchen

Karten zur Erde und wurde so zur stummen Bestätigung der ehrenrührigen Beschuldigung.

Ein unglaubliches Geschrei erhob sich, und Mister Diablo — es blieb unentschieden, ob es sich bei dieser Bezeichnung um seinen wirklichen Namen handelte — flog wie ein Gummiball zur Thür hinaus. Den Revolver hatte der vorsichtige Wirt zurückbehalten, die blauen Bohnen wären ihm sonst in die Fenster geflogen.

Gleichmütig strich der Engländer das liegengebliebene Geld ein, trank sein Glas aus und verließ mit seinen Begleitern, eingeborenen Amerikanern, die an der Bahn beschäftigt waren, den unwirtlichen Raum.

In den nächsten Wochen waren die neuen Ansiedler noch oft Zeugen ähnlicher Scenen, obgleich der ehrenwerte „Diablo", nun sein Falschspielertum im Ort bekannt geworden war, es vorgezogen hatte, sich ein anderes Arbeitsfeld zu suchen. Er war still und spurlos verduftet.

Sie konnten aber mit ihrem Fortkommen zufrieden sein. Steinbachers „opera-house" war fertig und bereits hatte der unternehmende Österreicher eine Tagereise nach der nächsten Telegraphenstation gemacht, um seine Künstler herbeizurufen. Die Holzbude zeigte Parterre und Logen. Der Boden war, den Gewohnheiten der kautabakliebenden Gäste ent-

sprechend, mit einer dicken Lage Sägespäne bedeckt und die Bühne prangte im Schmuck gemalter Bäume, einer Kunstleistung von Steinbachers eigener Hand. Der vielgewandte Mann war in seiner Jugend unter vielem andern auch eine Weile Zimmermaler gewesen.

Schmieder hatte sich vom gewöhnlichen Arbeiter bereits zu einer Aufseherstelle aufgeschwungen und zeichnete daneben in einem Bureau. Es war kein Zweifel, daß er bei nächster Vakanz eine leitende Stelle erhielt. Und diese Vakanz konnte jeden Augenblick eintreten. Der jüngste der Bauleiter war eine heftige, gewaltthätige Natur, die Gefahr lag nahe, daß er bei nächster Gelegenheit von seinen undisciplinierten Arbeitern erschossen wurde, oder das Feld räumen mußte.

Schmieder hatte es auch in dieser Weltabgeschiedenheit verstanden, einen Kreis um sich zu bilden, dem er Vorträge hielt. Es lag ihm vielleicht weniger an der Verbreitung seiner Ideen, die in diesem lockeren Gemeinwesen kaum einen praktischen Zweck hatten, als daran, der gefeierte Mittelpunkt einer Genossenschaft zu sein. Eitelkeit gehörte eben zu den Grundzügen seines Charakters. Die Zusammenkünfte fanden in Dickhäusers „Park“ statt; der, trotz des begonnenen Oktobers, immer noch freundliche Herbst erlaubte einen Aufenthalt im Freien, und Dick-Bill

sah die Personenansammlung, die sein Bier trank, gern. —

Eines Sonntags nach dem Gottesdienst, der in einer kleinen Holzkapelle abgehalten und von Amerikanern und Engländern eifrig besucht wurde, sollte wieder ein Vortrag gehalten werden. Schmieder machte, um das Thema noch einmal im Kopf durchzuarbeiten, einen Spaziergang nach dem „Blackstone“, einer Schieferklippe, die ziemlich unvermittelt aus dem Walde aufragte und der Ansiedelung ihren Namen verliehen hatte. Aber die Gedanken schweiften ihm immer ab, er verließ sich schließlich mit seinem Vortrage auf sein gutes Glück und folgte der Erinnerung, die ihn rückwärts führte, in die verlassene Heimat.

Es war heute Almas Geburtstag. Heute vor vier Jahren hatte er ihr, als seiner geliebten kleinen Frau, zum ersten Mal den Geburtstagstisch gerichtet und über seine Verhältnisse hinaus mit Geschenken belastet. Wo war alles Glück hin, das an diesem Tage ihre Herzen erfüllt hatte? Alma ruhte im Grabe, und er lebte an der Grenze der Civilisation unter Bedingungen, die andern unerträglich dünken mußten.

Zum ersten Mal seit langer Zeit kam es wie eine weiche Stimmung über ihn. Seine Umgebung trug wohl auch das Ihrige dazu bei. Über ihm

rauschte der herbstlich bunte Wald gerade wie in Deutschland, sonntägige Ruhe breitete sich um ihn und er war allein — ganz allein. Wer oder was trug die Schuld? Er? — Alma? — Oder die Unsicherheit des Verhältnisses zwischen ihnen, wie jene sonderbare alte Professorin gesagt hatte? Oder war es Therese, die verführerische Chansonnettensängerin? Sie hatte es auf ihn abgesehen, sie wollte die flüchtige Liebelei, die er in Dresden mit ihr angesponnen hatte, zu einer festen Verbindung auswachsen lassen. Er hatte es wohl gemerkt und es hatte seiner Eitelkeit geschmeichelt.

Und dann war der Brief der Frau Köhler gekommen, der in lakonischer Kürze meldete, Alma habe sich mit ihrem Kinde ertränkt. In seinem ersten Schrecken und Schmerz — denn Alma war ihm immer noch teuer wie eine Schwester, wenn er sich die Frage, ob er später wieder mit ihr leben wolle, auch noch nicht ernsthaft vorgelegt hatte — war er zu Therese gestürzt, um das Entsetzliche einem fühlenden Menschen zu melden.

Er hatte auf gleichgültig bedauernde Worte gerechnet, aber was geschah? Geisterbleich hatte das leichtlebige Mädchen ihn angestarrt, um dann mit dem Schrei: „Das hab' ich nicht gewollt," in die Kniee zu stürzen.

Später freilich hatte sie alles abgeleugnet, wie sehr er auch bat und flehte, ihm zu sagen, was sie gemeint, ja, sie hatte sogar geschwiegen, als er sie in rasendem Zorn bedrohte. Noch dachte er mit Scham an die blauen Flecke auf ihren weißen Armen, die unter seinen schüttelnden Fäusten entstanden waren.

Und doch hatte er die Überzeugung, daß etwas geschehen sei. Welche Intriguen hatten hinter seinem Rücken gespielt? Nein, er trug die Schuld nicht, so beschwichtigte er sein Gewissen immer von neuem, das im Anfange laut geschrieen und ihn auf das Grab der Unglücklichen getrieben hatte. —

Eine lange Zeit hatte er am Fuß des Felsens gelegen, endlich erhob er sich, er mußte heim, die Zeit des Vortrags rückte heran.

Als er den Fußpfad verfolgte, der zur Ansiedelung zurückführte, kam ihm von seitwärts Freund Steinbacher entgegen, auch er hatte einen Sonntagsspaziergang gemacht.

„So ernst, Schmieder?“ redete der bewegliche Österreicher den Blonden an.

„Weiß der Teufel,“ lautete die Antwort, „dieses Wetter, das wir daheim ‚Altweibersommer‘ nennen, brütet allerlei wunderliches Gewürm in meinem Hirn aus. Es summt mir um Ohren und Verstand, als wäre ich ein sentimentales Mägdlein.“

„Sie haben Heimweh, Mann," meinte der Operndirektor in spe.

„Pah — Heimweh," machte Schmieder verächtlich, „meine Heimat ist die ganze Welt, soweit sie vernünftigen Anschauungen zugänglich ist. Ich glaube, mir fehlt ein Liebchen, das mir die Grillen fortfängt."

„Und ich glaube, Sie haben schon angefangen, sich danach umzuthun," sagte Steinbacher in halb scherzhaftem Ton, dem man aber den Ernst anhörte. „Lassen Sie sich warnen, Mann, die kleine Kathleen ist eine verheiratete Frau, wenn auch möglicherweise von wenig strengen Grundsätzen. Die ihres Mannes dürften wohl desto strenger sein. Und wenn er auch in seinem Hause das Schießen verbietet, einen Revolver besitzt er jedenfalls."

Schmieder lachte. „Wie mag der phlegmatische Bär zu der kleinen Bachstelze gekommen sein? Aus Liebe hat sie ihn kaum genommen."

„Aber aus Not und sie befindet sich recht gut dabei. Er trägt sie in seiner Art auf Händen und wird sie gewiß, wenn er erst die Mittel dazu hat, die große Dame spielen lassen, und das ist wohl das Ziel ihrer Wünsche."

„Sie scheinen über die Verhältnisse orientiert zu sein," meinte Schmieder, „erzählen Sie doch."

„Mein Hauswirt ist mit Dickhäuser zusammen hergekommen, er sprach davon. Also, Kathleen ist die Tochter einer irischen, vor etwa zehn oder zwölf Jahren nach New York ausgewanderten Familie. Sie haben sich schlecht und recht ein paar Jahre durchgeschlagen, dann sind die Eltern gestorben, und die halbwüchsige Kathleen ist wie ein unnützer Gegenstand hin und her gestoßen, bis ein Mädchenfänger ihre Schönheit entdeckte und für seine Zwecke auszubeuten beschloß. Er ließ sie tanzen lernen, aber schon bei ihrem ersten Auftreten in dem anrüchigen Lokal sah sie der brave Dick-Bill und heiratete sie vom Fleck. Ich glaube, er hat ihrem sogenannten Beschützer einen hübschen Batzen zahlen müssen. Der Tanzunterricht und die goldenen Zukunftsberge sollten wett gemacht werden."

„Arme Kathleen," sprach Schmieder nachdenklich, „ein beneidenswertes Los hat sie nicht gezogen."

„Was wollen Sie," widersprach der andere, „der phlegmatische Dick ist ein braver und tüchtiger Mann, der einst reich sein wird, und was die Hauptsache ist, er hat sie sehr lieb und ist zuverlässig. — Zuverlässigkeit ist die Hauptsache," wiederholte er.

„Hm," machte Schmieder und schwieg dann nachdenklich.

Sie waren in der Niederlassung angekommen

und begaben sich in den „Park“, der schon von einer schwatzenden Menge erfüllt war. Man nahm es an diesem weltfernen Ort mit der Sonntagsheiligung nicht so streng. Der größeste Teil der Gäste bestand aus Männern, die überhaupt in Blackstone weitaus in der Mehrzahl vorhanden waren, aber auch einige Frauen hatten sich eingefunden.

Schmieders weiche Stimmung war verflogen, das Gespräch mit Steinbacher hatte ihn erfrischt und aufgeheitert, die große Zuhörerschar schmeichelte ihm und trug ebenfalls zur Verbesserung seiner Stimmung bei. Und doch war es weniger Interesse an der Sache, welches die bunt zusammengewürfelte Menge hergeführt hatte, sondern das Verlangen nach Unterhaltung und Abwechselung. Hätte Schmieder getanzt oder gesungen, man wäre noch lieber gekommen.

Schmieder sprach über „die freie Liebe im Gegensatz zur Ehe“, sein Lieblingsthema, und fand für seinen lebhaften Vortrag auch ungeteiltes Interesse, aber nicht ungeteilte Zustimmung.

Die jungen Burschen freilich jubelten ihm zu, aber die Ehemänner schüttelten den Kopf oder unterbrachen ihn mit Zurufen, er solle ihren Weibern nicht den Kopf verdrehen. Die Frauen seien in Amerika schon frei genug, noch mehr Freiheit sei vom Übel und dergleichen mehr.

Schmieder konnte aber mit sich selbst zufrieden sein, er hatte den langen Vortrag in einer Sprache, die nicht seine Muttersprache war, wenn er sich ihrer seit zweieinhalb Jahren auch ausschließlich bediente, glänzend bewältigt.

Zu seinen interessiertesten Zuhörern hatte Kathleen gehört, die mit glühenden Wangen kein Auge von ihm wendete. Es sollte also nicht Sünde sein, sich dem Geliebten zu ergeben, auch wenn man keinen Pakt auf Lebensdauer vor dem Friedensrichter gemacht hatte. Das war ja eine herrliche Lehre und herrlich erschien ihr auch der stattliche Mann, der sie lehrte. Sie hatte aber nicht Zeit, ihren Gedanken lange nachzuhängen, man rief nach Bier und andern Getränken und sie mußte an die Arbeit.

Schmieder blieb nach Schluß seiner Rede eine Weile an einen Baum gelehnt stehen und beobachtete ihre verschiedenartige Wirkung. Da trat Dick-Bill an ihn heran, schlug ihn derb auf die Schulter und sprach:

„Old fellow, für solche Reden ist hier nicht der richtige place. Drüben in Eurem alten Europa mag wohl manches faul geworden sein, und ich kann es begreifen, wenn some people lieber gleich alles kurz und klein schlagen möchte. Wir aber sind hier noch in the beginning, wir brauchen Ordnung —

Freiheit haben wir plenty. Und noch eins, dear friend, wenn Sie mit Ihrem Geschwätz von der freien Liebe meiner kleinen Kathleen den Kopf verdrehen, so — safe your head — Ich habe das junge Weib nicht aus dem Sumpf herausgeholt, damit der erste beste es wieder hineinstößt. Also — hands off.“ —

Er ging weiter, und Schmieder blieb mit gemischten Gefühlen zurück. Sein Wohlgefallen an der hübschen kleinen Person, die höchstens achtzehn Jahre zählen konnte, war also merkbar, er erhielt heute die zweite Warnung. Für einen Charakter wie den seinigen Grund genug, nun gerade auf ein Ziel loszugehen, das er bisher nur flüchtig ins Auge gefaßt hatte. Als er den „Park“ verließ, sprach er leise zu sich selbst: „Sie muß mein werden und sollte es ein Leben kosten.“

Almas Schatten war versunken.

Der Abend war hereingebrochen und die Mehrzahl der Gäste heimgegangen. Nur ein kleiner Kreis saß im bar room spielend um einen Tisch und andere standen zuschauend hinter ihnen. Auch Schmieder gehörte zu diesen. Er trank mehr Bier als gewöhnlich, suchte der einschenkenden Kathleen soviel heimliche Feuerblicke zuzuwerfen, wie irgend möglich, und hatte die Genugthuung, sie jedesmal erröten zu sehen.

Dick-Bill, der lebhaft in Anspruch genommen war, verließ endlich den Raum, um im Keller eine neue Biertonne anzustechen; Kathleen stand im Hintergrunde, mit dem Spülen der Gläser beschäftigt. Das war der richtige Augenblick.

Schmieder näherte sich der jungen Frau und setzte sich neben sie auf einen niedrigen Schemel. Der Platz gestattete ihm, von unten in ihre schönen Augen zu blicken. Sie wurde sehr verlegen, schien aber seine Nähe nicht ungern zu sehen.

„Süße Kathleen," begann er englisch, „ich habe die heutige Rede allein für Sie gehalten, nur bei Ihnen waren meine Gedanken. Mir scheint, auch Sie gehören zu den beklagenswerten Opfern der altfränkischen Ehe. Oder sollten Sie wirklich glücklich sein?"

Kathleen war sich noch nie wie ein Opfer vorgekommen, ihr jetziges Leben erschien beneidenswert gegen die letzten Jahre in New York, wo sie oft vor Hunger geweint hatte. Aber wenn Schmieder es sagte, mußte es wohl so sein. Sie seufzte tief auf.

„Bill ist sehr gut zu mir, er hat mich sehr lieb," sprach sie zögernd.

„Aber er ist doppelt so alt und gar kein feuriger Liebhaber für ein so reizendes Frauchen. Ich weiß einen, der sein Glück ganz anders zu schätzen wissen würde."

Ein verliebter Blick in ihre Augen nannte den einen deutlicher als Worte. Kathleen errötete noch tiefer und schwieg.

„Ich habe Ihnen viel zu sagen, teure Kathleen, könnten Sie sich entschließen, morgen abend, wenn Mister Dickhäuser beschäftigt ist, an die Hecke des Parkes zu kommen? Dorthin, wo die kleine Bank steht? Wir können hier nicht unbelauscht plaudern, und ich vergehe vor Sehnsucht nach Ihnen. — Kathleen — Sie wissen nicht wie ich Sie liebe.“

Der Mann erwärmte sich in der Nähe des in seiner Verwirrung reizenden Weibes an seinem eigenen Feuer, er glaubte jetzt selbst, was er sprach.

Kathleen aber schüttelte leise den Kopf. „Ich kann nicht, Bill würde böse werden, wenn er es merkte.“

„Sehen Sie? — Ist es nicht eine Schmach, die Sklavin eines ungeliebten Mannes zu sein?“

„Ich habe Bill lieb — aber —“

„Aber es ist mehr Freundschaft als Liebe, wollen Sie sagen. O Kathleen, und ich vergehe vor Leidenschaft neben Ihnen und muß darben, während er kaum zu wissen scheint, was er an Ihnen besitzt. — Sie kommen?“

„Ich weiß nicht —“ sprach die junge Frau zögernd.

„Kathleen, ich bitte Sie — ich flehe Sie an —“

Dem jungen Weibe rannen die Thränen über die Wangen, aber es schwieg.

„So muß ich wieder in die weite Welt gehen, oder mir eine Kugel durch den Kopf schießen. Ich kann nicht so gleichgültig neben Ihnen hergehen. — Sie wissen nicht, was Liebe heißt. — Leben Sie wohl, Kathleen,“ sagte Schmieder sehr bestimmt und stand auf.

„Um Gottes willen,“ rief Kathleen tödlich erschreckt.

Die Füße des zurückkehrenden Bill tappten vernehmlich auf der Kellertreppe; es war keine Zeit zu verlieren.

„Sie kommen morgen abend acht Uhr zur Bank?“

„Ja,“ tönte es leise zurück.

Der eintretende Bill fand Schmieder hinter einem der Spieler stehend und seine Frau eifrig über ihre Arbeit gebeugt, aber ihre glühenden Wangen fielen ihm auf, und er warf einen mißtrauischen Blick auf den stattlichen Apostel der freien Liebe.

Am nächsten Abend befand sich Hans Schmieder zu verabredeter Zeit auf dem Rendezvousplatz. Es war ein rauher Abend und niemand hatte Lust, sich zu so später Stunde im Freien zu ergehen.

Das gestern noch so freundliche Wetter war plötzlich umgeschlagen; der Herbst, müde des milden Regimentes, schien sein wahres Gesicht zeigen zu

wollen, ein trübes, regennasses Gesicht. Zur Zeit freilich hatte der Wind die Wolken zerstreut, und der Vollmond stand unverhüllt am Himmel, aber die kalte Luft war desto empfindlicher.

Im Hause schien es voll zu sein, der Harrende fürchtete schon, die Frau würde nicht kommen können. Eine Viertelstunde verging — ihn fröstelte, und seine Stimmung wurde immer unbehaglicher. Wenn sie wirklich nicht käme? Sie war vielleicht nicht geschickt genug, einen Vorwand für ihr Verschwinden zu suchen.

Dem Mann lief es trotz der Kälte heiß über den Leib, jetzt verlangte es ihn mit allen Sinnen nach dem Weibe und kein Gedanke mahnte ihn an den Mann, dessen Rechte er kränkte.

Da huschte es plötzlich über den feuchten Rasen und Kathleen stand vor ihm. „Man denkt, ich bin zur kranken Mistreß Webster gegangen,“ lachte sie, „und mein armer Bill quält sich allein mit den Gästen.“

Schmieder schloß mit einem unterdrückten Jubellaut das leise widerstrebende Weib in die Arme und küßte ihm leidenschaftlich Gesicht und Haar. „O Kathleen, Heißgeliebte, wie soll ich Dir danken.“

Kathleen war jung und ihre Sinne hatten bisher neben Bill, in dem sie eine Art guten Onkels sah, geschlafen. Nun erwachte unter den Liebkosungen des stattlichen Mannes etwas bisher Unbekanntes in

ihr, der Kopf begann ihr zu glühen, und sie schmiegte sich zitternd in die umschließenden Arme. Ihr Gewissen sträubte sich noch — aber es war wie ein süßer Traum, wie ein Rausch — sie konnte nicht widerstehen.

Schmieder zog das junge Weib noch tiefer in den Schatten der Hecke, denn das helle Mondlicht lag auf dem Kieswege vor ihnen. Er setzte sich auf das gestern erwähnte Bänkchen und zog die leichte Gestalt auf sein Knie.

„Hast Du mich lieb, mein Leben?“ fragte er zärtlich.

„Ja,“ kam es leise von ihren Lippen, „aber es ist Sünde.“

„Laß Dir nichts weiß machen, Närrchen, es ist nicht Sünde, dem Zuge des Herzens zu folgen, es ist Menschenrecht, das sie Dir mit Satzungen nicht verkümmern sollen.“ Und er küßte wieder die zitternden Lippen, die seine Küsse kaum zu erwidern wagten.

„Mein armer Bill,“ rief die Frau plötzlich, „wie unglücklich würde er sein, wenn er es wüßte.“

„Denke nicht an ihn, Liebchen, er verdient Dich nicht,“ antwortete Schmieder, unmutig darüber, daß die Kleine in seinen Armen an den Mann denken konnte, den sie verriet.

„Was soll nun aus uns werden,“ fragte

Kathleen wieder, „ich kann doch nicht bei Bill bleiben, wenn ich Dich lieb habe?“

Schmieder kam die Frage ungelegen, er hatte an die Zukunft noch gar nicht gedacht. „Für den Augenblick wirst Du es doch müssen,“ sprach er endlich, „bis ich genug Geld verdient habe, um mit Dir an einen anderen Ort zu ziehen. Aber wir sehen uns heimlich so oft es irgend geht.“

„Aber dann betrüge ich ja Bill, das wird er mir nie vergeben,“ sprach Kathleen weinerlich.

„So laß doch den albernen Bill aus dem Spiel,“ rief der Mann ärgerlich, „und verdirb mir nicht die schöne Stunde durch den verhaßten Namen. Küsse mich und denke nicht an die Zukunft. Das Heute ist unser.“

Er blickte sich um, ihm war als hätte sich im Gebüsch etwas bewegt. Es war wohl nur der Wind, der eben einen seufzenden Atemzug that.

Schmieder nahm die Arme der willenlosen jungen Frau und legte sie um seinen Hals, ihm kam plötzlich das Verlangen, von ihren Lippen seine Muttersprache zu vernehmen.

„Sprich mir nach, mein süßes Lieb: ‚Mein Hans‘“ —

„Mein Hans,“ sagte Kathleen gehorsam in deutscher Sprache.

„Mein Hans, ich liebe Dich,“ lehrte Schmieder weiter.

„Mein Hans, ich — —“

Ein Schuß krachte und unterbrach die interessante Lektion. Der Mann machte einen hohen Satz, die junge Frau willenlos von sich stoßend, und schlug dann vornüber auf den Sand. Er war durch den Kopf geschossen.

Aus dem Gebüsch trat Dickhäuser, ein langes Jagdgewehr in der Hand. Aus dem Hause stürzten die aufgescheuchten Gäste.

„Ich habe mein Hausrecht gebraucht,“ sprach der Wirt ruhig.

Kathleen lag wie ein geschlagener Hund am Boden und schaute mit entsetzten Augen zu dem Gatten auf, dessen Ehre zu kränken sie im Begriff gewesen war. Jetzt plötzlich kam ihr das Verständnis für ihre grenzenlose Undankbarkeit gegen den braven Mann, der sie aus dem Elend gezogen hatte und mit Liebe überschüttete; wenn es ihm auch nicht gegeben war, dieselbe in tönenden Redensarten auszusprechen.

Bill sah sie zuerst zornig an, als wolle er sie strafen; dann aber, im Anblick ihres Entsetzens und ihrer Angst, sänftigten sich seine rauhen, wetterharten Züge, Liebe und Mitleid überzogen sie mit warmem Abglanz.

„Komm her, Kathleen, Du bist ja noch ein dummes Baby und weißt nicht, was Du thust. Ich will Dir die madness nicht hoch anrechnen.“

Er hob das zitternde Weib vom Boden auf, und Kathleen schlang mit einem Aufschrei ihre Arme wie Schutz suchend um seinen Hals. Dann stieß er den Kolben seines abgeschossenen Gewehrs auf den Boden, während die Rechte den Lauf umspannte, und wendete sich gegen die Umstehenden, unter denen er mehrere junge Burschen bemerkte, die Schmieders Rede gestern stark applaudiert hatten.

„Und Euch rascals will ich etwas sagen. Wenn einmal irgendwo in der Welt der nonsense, den der Mann da gepredigt hat, eingeführt werden sollte, so wird Mord und Totschlag die Folge sein. Kein braver Mann läßt sich nehmen, was er besitzt, weil es gegen die menschliche Natur geht, und da ist es gleich, ob es sich um ein Haus, ein Pferd oder ein Weib handelt. — That's my opinion."

Der Scherif des Ortes war dazu gekommen und beugte sich über den Toten, dessen rinnendes Blut den mondbeglänzten Sand färbte.

„Laßt den Mann anständig begraben," sprach Dickhäuser, nachdem er schweigend darauf hingestarrt hatte, „und wenn er papers besitzt, so schickt sie in seine Heimat, es muß alles seine order haben."

Er schritt, sein halb ohnmächtiges Weib im Arm, dem Hause zu.

Am nächsten Morgen wurde Schmieder begraben

— in fremder Erde. — Kein Kläger fand sich, Dickhäusers That dem fernen Gericht zu melden, man hatte sie ganz in der Ordnung gefunden.

Schluß-Kapitel.

Während ein schneller Dampfer die Nachricht von Schmieders Tode über den herbstlich stürmischen Ocean trug, rüstete man im alten Deutschland, im Hause des Professor Steiner, ein schönes Fest. Die Hochzeit der einzigen Tochter mit dem Gymnasiallehrer und Privatdocenten Egon Schmidt.

Die Wartezeit war vorüber, das kleine Nest hergerichtet, in das der jetzt selbständige Mann sein junges Weib führen wollte. Nur ein bescheidenes Los konnte Egon seiner Heißgeliebten zur Zeit bieten, aber sie war es zufrieden, und Vater Steiner nahm sich vor, sein eigenes erhebliches Einkommen mit seinen Kindern zu teilen.

So war es denn ein kleiner, aber von Herzen froher Kreis, der sich um das stattliche Brautpaar vereinigte.

Mit Rücksicht auf die besonderen Verhältnisse hätte das Brautpaar gern auf eine kirchliche Ein-

segnung seiner Ehe verzichtet. Egon machte aus seiner Gesinnung kein Hehl und galt infolge einer kürzlich veröffentlichten Schrift seinen früheren Kollegen als Abtrünniger, wenn er selbst sich auch heftig gegen diese Bezeichnung wehrte. Professor Steiner aber war in kirchlichen Kreisen geradezu verrufen.

Doch der gute Sohn wünschte den Gefühlen seiner Eltern Rechnung zu tragen. So hatte man denn den Ausweg einer Haustrauung gewählt und ein taktvoller Geistlicher vollzog die Feier in erhebender Weise.

In Hildes freundlichem Mädchenstübchen, das vor zweieinhalb Jahren ihr junges bräutliches Glück gesehen hatte, war unter den geschickten Händen der Frau Professor ein blumengeschmückter Altar entstanden, über dem sogar ein großes schönes Christusbild prangte. Aber es war nicht der sterbende Jesus am Kreuz, es war der lehrende, wie er heute noch in jedem Christenherzen leben sollte. Das wertvolle Bild war das Hochzeitsgeschenk von Egons Eltern.

Der Geistliche hatte einen Text aus der ersten Epistel Sankt Johannis gewählt: „Lasset uns untereinander lieb haben, denn die Liebe ist von Gott," und führte das schöne Thema in würdiger Weise durch. Vom Nächstliegenden ging er auf das Allgemeine. Nicht nur die Glieder einer Familie sollten sich lieben,

sich treu bleiben bis in den Tod, ein einziges großes Liebesband, gefestigt durch den Glauben an einen Gott, solle einst die Menschheit umschlingen und zu immer höherer Gesittung führen. Wer aber an seinem Teil durch Wort und Beispiel auf dieses Ziel hinarbeite, der sei Gott lieb, denn „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm."

Tief bewegt legte Egon in seinem Herzen das Gelübde ab, sein Leben der Menschheit zu widmen, indem er störende Gegensätze zu vermitteln bestrebt sein wollte.

Ein frohes Mahl folgte auf die Trauung und bald löste der Wein alle so natürliche Rührung in ungemischten Frohsinn auf.

Aber auch die Zungen pflegt der herzerfreuende Rebensaft zu lösen. Schon waren alle offiziellen Toaste erledigt, Professor Niederstetter hatte das Wohl des Brautpaars ausgebracht, Egon geantwortet. Die Eltern, die Gäste hatten ihr Teil erhalten. Da klang wieder der scharfe Ton eines angeschlagenen Glases durch das Speisezimmer und zu aller Erstaunen erhob sich Frau Professor Niederstetter.

Überrascht blickte ihr Gatte auf. „Aber liebe Alte, was muß ich erleben!"

Doch die Dame nickte ihm nur freundlich zu und begann mit anfangs etwas zitternder Stimme:

„Meine lieben Freunde! Es ist zwar ungewöhnlich, daß eine Frau das Wort ergreift, obgleich man unser Geschlecht — ich fürchte, nicht immer im besten Sinne — das zungenfertige nennt. Ich gehöre aber zu den Menschen, die gern mitteilen, was sie auf dem Herzen haben, und so kann ich auch heute nicht unterdrücken, was mich angesichts unseres lieben Brautpaars bewegt. Wir stehen in einer merkwürdigen Zeit, in der die Extreme sich bekämpfen und von der niemand weiß, was aus dem Chaos sich einst abklären wird. Meine Lieben, wo eine Sturmflut über das Land hereinbricht, da sucht der geängstigte Mensch aus den Trümmern seiner Habe wenigstens das Teuerste, Wertvollste sich für ein späteres Leben zu retten. Auch über uns ist eine Sturmflut hereingebrochen, zur Zeit mehr auf geistigem Gebiete, aber wer weiß, wie weit ihre Wogen ins bebaute Land hineinspülen. Da ziemt auch uns nach dem Teuersten zu greifen, was wir besitzen, damit es nicht untergehe im Schwall der wirbelnden Gewässer. Dieses Wertvollste aber, das uns die Mittel geben soll, das alte Zerstörte in neuer Form wieder aufzubauen, sind unsere Ideale.

„Wir leben jetzt in einer Zeit, die den Realismus begünstigt und sie thut in gewissem Sinne recht daran, denn allein das Reale giebt ein sicheres Fun-

dament. Aber wie ein herrliches Bauwerk nicht allein aus Fundament besteht, sondern sich in hehrer Schöne hoch und höher erhebt, dem Himmel zu, auch wenn es ihn nicht erreichen kann, so auch sollen wir Menschen nicht am Boden kleben, sondern, uns hoch und höher erhebend, den Idealen nachstreben, die — selbst unerreichbar — uns den Weg weisen. Die vornehmsten unserer Ideale aber sind Kunst und Religion.

„Möge uns aus dem Ringen auf allen Gebieten wieder eine Kunst geboren werden, die uns wahrhaft erhebt, statt ihr Genügen in der plattesten Alltäglichkeit zu finden, und möge aus dem klaffenden Spalt zwischen Bibelglauben und materialistischer Naturanschauung eine geläuterte Religion uns aufsteigen, die Herz und Verstand gleichzeitig befriedigt.

„Theologie und Naturwissenschaft stehen sich heute gegenüber wie zwei starre Felsen, zwischen denen ein wildes Meer brandet. — Baumeister, wo bist Du, auf daß Du die Brücke schlägst? Vom sicheren Boden des Wirklichen ausgehend, von den Pfeilern logischer Schlußfolgerung getragen, mag sie uns hinüberleiten in jenes Reich, das wir nicht leugnen dürfen, obwohl wir es mit unseren irdischen Sinnen nicht wahrnehmen können. Die Philosophie trete in ihr Recht, wo die exakte Forschung ihre Grenze sieht. Und ob wir unter ihrer Führung einmal irre gehen

— was thut es — jede Religion, ich sagte es schon einmal, ist nur Gleichnis für die Wahrheit, die zu schauen uns versagt ist.

„In dem teuren jungen Paar scheinen sich die beiden feindlichen Parteien zu verschmelzen. Möge ihre Verbindung ein Symbol sein, daß mein heißester Wunsch seiner Verwirklichung sich nähert. So laßt uns denn, meine Lieben, dieses letzte Glas unserer fröhlichen Tafelrunde leeren: auf eine glückliche Zukunft, in der Ideales und Reales zu jener Mischung sich vereinigt, die den fühlenden und denkenden Menschen allein beglückt. — Hoch unsere Ideale." —

Die Gesellschaft erhob sich und die Gläser klangen zusammen.

Hilde blickte ihrem Bräutigam innig in die treuen, braunen Augen. „Wir wollen sie hochhalten, mein Egon."

„Ja, mein Lieb," antwortete er, „mit Gott!"

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnen-Schule des Lette-Vereins).

Karl, E.

Ohne Gott

Berlin [1896]